Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre.

(Lukas 22,32)

Für meinen Vater Jakob und Jörg

Inhalt

17. September 2007 **Eine grandiose Illusion**
18. September 2007 **Nordseeträume**
19. September 2007 **Vom Museum in den Orient**
20. September 2007 **Ein fliegender Teppich auf Jungfernflug**
21. September 2007 **Auto Motor Gummibären**
22. September 2007 **Zwei Märchen aus 1001 Nacht**
23. September 2007 **Empörung im Toilettenparadies**
24. September 2007 **Ein Kunstwerk für die Ewigkeit**
25. September 2007 **Grenzenlose Phantasie**
26. September 2007 **Im Irrgarten vom chemin des Planchamps**
27. September 2007 **Zweifel im Quadrat**
28. September 2007 **Die Intervallfahrt des Sisyphos**
29. September 2007 **Eine venezianische Sinfonie aus
Gummibären und Champagner**
30. September 2007 **Marx, Mao und Mercedes**
01. Oktober 2007 **In der Arena mit der Ordnungsmacht**
02. Oktober 2007 **Das Mosaik vor der kleinen Kapelle**
03. Oktober 2007 **Ein Strafzettel für die Kunst**

17. September 2007 - Eine grandiose Illusion

Ein lauter werdendes Piepen holt mich aus dem Schlaf. Wie jeden Morgen drehe ich mich in unserem lagunenblauen Bett auf die andere Seite und weigere mich beharrlich, meine kuschelige Bettdecke zur Seite zu schieben. Ich betrachte das Piepen der Weckuhr als hinterlistiges Attentat auf die für meine Seele wichtige Ruhe. Heute brauche ich eine gefühlte Ewigkeit, um dem Morgen ins Auge zu sehen. Ein weiterer, vertrauter Tag scheint in meinem Leben zu beginnen - und doch spüre ich, dass heute etwas anders ist.

Jörg ist schon aus dem Badezimmer zurück, als ich mich aufmache, meinen matten, entkräfteten Körper in die Vertikale zu hieven. Was für eine Nacht. Aufgewühlt haben mich meine Träume zurückgelassen. Zum Glück kann ich mich nicht mehr an sie erinnern. Wahrscheinlich waren sie bedrückend, schaurig, gefährlich, einfach furchtbar. Anders kann ich mir meinen kraftlosen Zustand nicht erklären.

„Na, schaffst du es heute auch noch aufzustehen, oder soll ich dem Herrn den Tee am Bett servieren? Ich habe noch eine gute halbe Stunde, dann muss ich mich verabschieden.“

„Was nur noch eine halbe Stunde?“

Als hätten sich sämtliche Federn meiner Matratze verabredet, mich aus dem kuscheligen Nest zu katapultieren, springe ich auf, renne auf Jörg zu und umarme ihn.

„Guten Morgen, mein Schatz. Ich bin ja so gerääääädert.“

„Na, schlecht geschlafen, aufgeregt oder ein erhöhtes Aufmerksamkeitsdefizit?“

„Kannst du dir aussuchen, du Zyniker!“

Bevor ich mich aufregen kann, drückt er mich mit seiner ganzen Kraft an sich, so dass es mir unmöglich ist, mich aus der Umklammerung zu befreien.

„Nur ein kleiner Spaß. Ich vermisse dich schon jetzt, mein Kleiner“, flüstert er mir ins Ohr, während ich krampfhaft versuche, meine säuerliche Miene aufrecht zu erhalten.

„Na, Sunny, wie hast du dich entschieden? Was haben dir deine Träume gesagt?“

„He, mach, dich nicht schon wieder lustig über mich.“

„Jetzt sag schon, spann mich nicht länger auf die Folter.“

Ich registriere einen Anflug von leichter Aggression in mir hochkommen, mit dem Willen, mich bei meinem Freund für seine frechen Bemerkungen zu revanchieren. Jörg kennt meine Antwort wahrscheinlich. „Ich brauche noch eine halbe Stunde Entscheidungszeit“, gebe ich grinsend wieder und flüchte in die vom gestrigen Abend im Chaos hinterlassene Küche. Es dauert endlose zehn Minuten, bis Jörg nachkommt. Wie vom Laufsteg steht er in einem dreiteiligen Nadelstreifenanzug mit seiner rotbraun gestreiften Krawatte und seinem weißen Hemd vor mir. Ich, der ich eher leger als offiziell gekleidet bin, mag es durchaus gerne, wenn mein Freund mitunter schick daher kommt. Jetzt ist wieder so ein besonderer Moment. Seine türkisblauen Augen haben an Strahlkraft verloren. Ist es das Licht oder der Augenblick, der dafür verantwortlich ist? Während er beginnt, sich eine Tasse Tee einzuschenken, sitze ich in meinem kurzen Sommerschlafanzug bibbernd auf unseren roten Kunststoffstühlen und erwärme mich an meiner inzwischen lauwarm gewordenen Tasse Tee. Ungeniert lege ich meine Fußballerbeine auf unseren runden Bistrotisch, der komplett mit Gummibären beklebt ist, während Jörg sich anschickt, den anderen Platz in der Küche einzunehmen.

„Na, hat hier auch noch meine Tasse Tee Platz oder brauchst du heute Morgen den physischen Kontakt mit deinen Bären?“

Achtsam nehme ich meine Beine von dem noch immer leicht klebrigen Tisch. Während ich meine Tasse abstelle, blinzele ich zu Jörg rüber: „Wie versprochen, ich entscheide mich heute Morgen: Ich mache es!“

„Wirklich?“

„1000-prozentig!“

„Ich wusste es, du verrückter Kerl. Ich wünsche dir Glück, gutes Wetter, tolle Stunden und viel Freude auf deinem Weg...“

Und nun prasselt ein echter Regen an ermunternden Worten und ernstzunehmender Beschwörungen auf mich ein. Tue dies, tue das. Pass auf dies auf. Lass das... Ich komme kaum noch zu Wort und kann seinem unaufhaltsamen Redefluss nichts entgegensetzen. Erst als ich ihn lautstark darauf hinweise, dass er noch sein Flugzeug verpassen wird, verliert sein Wortschwall an Heftigkeit.

„Ich rufe dich morgen gegen neun Uhr an. In London sind wir eine Stunde später dran. Übrigens, Sunny, es tut mir wirklich leid, dass ich morgen weg bin.“

„Hör endlich auf mit dem Gesülze“, erwidere ich und erschrecke über die unbeabsichtigte Deutlichkeit meiner Worte. Ich kann mich genau daran erinnern, wie ich sechs Wochen zuvor noch tief gekränkt und eingeschnappt war: Zum ersten Mal sollten wir einen unserer Geburtstage nicht zusammen feiern können. Und zwar meinen. Ich war entsetzt über diese Erkenntnis und konnte dies keineswegs vor Jörg verbergen. Unsere Geburtstage werden schließlich fast jedes Jahr auf besondere Art und Weise gefeiert. Gewöhnlich lässt sich jeder für den anderen eine originelle Überraschung einfallen: Ein besonderes Geschenk, eine einfallsreiche Aktivität oder ein überraschendes Geburtstagsfest. Warum das so ist, weiß keiner von uns so genau. Wir können es höchstens erahnen. Ob Liebe, der fehlende Hochzeitstag oder eine schöne Gewohnheit als Erklärung taugen? Was auch der Grund ist, der Blitz war eingeschlagen, und ich war sauer. Hätte ich damals erahnen können, dass ich einige Zeit später sogar froh sein würde, meinen Geburtstag alleine verbringen zu können, hätte ich uns einige verschnupfte Stunden erspart.

Ohne weitere Worte zu verlieren, springe ich auf Jörg zu, nehme ihn in den Arm und streichle durch sein weiches Haar. „Ich werde dich morgen besonders vermissen. Aber deine Abwesenheit wird wie ein außergewöhnliches Geburtstagsgeschenk in meiner Erinnerung bleiben“, flüstere ich ihm ins Ohr, während sich kleine Falten oberhalb meiner Mundwinkel kräuseln. Jörg hat verstanden. Ein Lächeln überzieht sein Gesicht, bevor er im Treppenhaus verschwindet und wir uns mehr als 16 Tage aus den Augen verlieren sollen – so lange, wie noch nie zuvor in unserer sechzehnjährigen Partnerschaft. Irgendetwas ist an diesem Morgen anders – nun weiß ich, was es ist.

Kaum ist Jörg aus dem Haus, steuere ich mit meiner Tasse Tee schnurstracks ins flauschige Bett zurück. Das Bett, ein Ort der Muße, Kreativität und Leidenschaft. Der ideale Rückzugsort, um über meine getroffene Entscheidung weiter nachzudenken. Und wie nicht anders

zu erwarten, falle ich bereits wenige Minuten später in eine Welt voller Erinnerungen.

Vor ziemlich genau 20 Monaten hatte ich einen alten Mercedes komplett mit Gummibären beklebt. In mehrwöchiger, intensiver Arbeit hatte ich tausende von Bären zu gleichfarbigen Quadraten zusammengefügt, auf die Karosserie geklebt und anschließend mehrfach schutzlackiert und präpariert. Durch die Lackierung hielten die Gummibären, und man konnte den Mercedes zumindest im Trockenen problemlos bewegen. Das Gummibärenauto war das größte und sicherlich auch aufwändigste Kunstprojekt, welches ich als unbedeutender Freizeitkünstler bisher realisiert hatte und im weitesten Sinne auch meine erste Außenarbeit, die einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde.

Für einen studierten Sozialpädagogen, der es bisher gewohnt war, sich um die Probleme anderer Leute zu kümmern, war es reichlich ungewöhnlich, dass sich nun andere für ihn und seine Fruchtgummikunst zu interessieren begannen.

Der Gummibären-Mercedes hatte binnen kurzem in mehreren Medien und bei Fachleuten aus Kunst und Kultur für erstaunliche Aufmerksamkeit gesorgt. Inzwischen war es April geworden und das Interesse zurückgegangen. Ich überlegte, was mit dem Kunstwerk weiter geschehen sollte. Für die nächsten Monate bestand die Option, es in einem Automobilmuseum auszustellen. Allerdings nur, wenn sich kein spektakulärerer Ausstellungsort ergeben würde. Eigentlich war ich recht froh darüber, dass ich die Möglichkeit bekam, den Mercedes in einem Automuseum zu präsentieren. Letztendlich aber träumte ich davon, ihn dort zu zeigen, wo zeitgenössische Kunst zu sehen ist, in den zahlreichen Ausstellungen und Museen der Modernen Kunst. Dass dies für einen bisher nicht ausgewiesenen Künstler überaus schwierig war, hatte ich bereits bemerkt.

Es war ein Frühlingsanfang mit typischem Aprilwetter. Im Moment kam die Sonne zum Vorschein, die mir als sonnenverliebter Schwabe für mein kreatives Denken überaus förderlich war. Schon etliche Stunden hatte ich vergeblich im Internet nach potenziellen Ausstellungsorten für mein Gummibärenauto gesucht, als auf einmal

eine ungeheuerliche Idee vor mir auftauchte: Sie war so großartig und so ungemein ambitioniert, dass ich sie spontan für undurchführbar hielt:

*„Willkommen bei der Grand Tour des 21. Jahrhunderts!
Die 52. Esposizione Internazionale d'Arte de La Biennale di Venezia, die Art 38 Basel, die documenta 12 und die skulptur projekte münster 07 laden Sie ein zu einer großen Kunst-Reise durch Europa. Im Juni 2007 werden nacheinander die drei wichtigsten Ausstellungen zur zeitgenössischen Kunst und die weltführende Kunstmesse eröffnen. Aus der Kooperation der vier Institutionen ist die Idee der Grand Tour entstanden: Eine Idee der Gastfreundschaft, um Sie bei der Planung und Organisation Ihrer Reise mit unserem Service zu unterstützen. Bitte entnehmen Sie alle weiteren Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen den jeweiligen Websites.“*

Was für eine Idee, schoss es mir augenblicklich durch den Kopf. Könnte es vielleicht möglich sein, mit dem Gummibären-Mercedes die großen internationalen Kunstveranstaltungen zu besuchen? Meine Recherche ergab zunächst, dass es sich bei der Grand Tour nur um eine reiseorganisatorische Zusammenarbeit zwischen den berühmten Kunstaussstellungen handelte. Allerdings hatte es diese zuvor noch nie gegeben. Kooperationen im kulturellen Bereich dieser Größenordnung waren ausgesprochen unüblich. Die Konstellation, dass die vier weltbekanntesten Kunstereignisse im gleichen Jahr stattfanden, geschah nur einmal alle zehn Jahre! Dieser Besonderheit wollten sich wohl die großen Kunstveranstalter nun nicht mehr verschließen. Und somit war die Grand Tour geboren!

Sofort machte ich mich daran, weitere Informationen über die Grand Tour zu suchen und wurde als gleich fündig: Der Name „Grand Tour“ heißt aus dem Französischen übersetzt „Große Fahrt“ und wurde bereits in früheren Jahrhunderten mit Reisen und Kunst in Verbindung gebracht. Schon im 17. Jahrhundert tauchte der Begriff der „Grand Tour“ als eine Quelle des modernen Tourismus auf. Reiche, junge Europäer oder gebildete Künstler wie Goethe, Händel oder Hans Christian Andersen reisten mehrere Monate, manchmal Jahre, durch Mitteleuropa und nach Italien. Man reiste zwar zur Kunst,

aber damals stand das Reisen selbst im Vordergrund. Das Reisen wurde an und für sich schon als Kunst angesehen. Unglaublich, was ich hier zu lesen bekam! Mir verschlug es die Sprache!

Der Gedanke, den Mercedes bei solch bedeutenden Kunstereignissen präsentieren zu können, hatte mich entflammt. Der Funke, der in mir ein wahres Feuerwerk entzündete, war ohne Zweifel der historische Bezug: Nicht als Reisender zur Kunst zu reisen, sondern in seinem eigenen Kunstwerk zur Kunst zu reisen. Da erlebt das Reisen als besondere Kunst eine Renaissance, schwirrte es mir durch den Kopf. Städte wie München, Kassel, Münster, Basel und Venedig mit meinem Gummibärenauto zu bereisen, mit dem Ziel, diese berühmten Kunstveranstaltungen auf meine eigene Art und Weise miteinander zu verbinden. Bestimmt gab es weltweit kein einziges Kunstwerk, welches auf allen vier Ausstellungen schon einmal vertreten war. Sagenhaft, phantastisch, einfach unvorstellbar! Euphorisch tanzte ich im Zimmer herum. Das war der Einfall, auf den ich gewartet hatte. Eine Kunstreise solchen Ausmaßes mit dem Mercedes zu unternehmen, würde schon märchenhafte Züge bekommen.

Aber war es überhaupt möglich, mit meinem Gummibären-Mercedes meine eigene Grand Tour zu fahren? Wie konnte ich so eine ambitionierte Idee umsetzen, ohne mein Kunstwerk dabei zu zerstören? Es erschien unmöglich, mit dem Wagen auf öffentlichen Straßen zu fahren, ohne dass die Bären dabei Schaden nehmen würden.

Immerhin klebten zehntausende von Gummibären auf dem Auto, die nur durch einen Lack vor Wind und Wetter geschützt waren. Das Kunstwerk war für die Ausstellungsräume eines Museums geeignet und nicht für seinen ursprünglichen Zweck, das Autofahren. Im Straßenverkehr zu fahren, brachte ein enormes Risiko der Zerstörung mit sich. Schließlich waren es echte Gummibären aus Zucker und Gelatine und nicht aus Kunststoff, die auf dem Auto klebten.

Mit Temperaturveränderungen hatte ich bereits meine Erfahrungen gemacht: Als der Mercedes gerade fertig geworden war, stand er eines Morgens für zwei Stunden in der Sonne. Blöderweise hatte ich nicht darauf geachtet, dass die Sonne inzwischen herausgekommen war. Als ich es bemerkte, war ein großer Teil der Gummibären schon wachsw weich geworden. Hätte ich damals das Auto nicht rechtzeitig in den Schatten gestellt, wären mir die Bären als eine einzige

Gelatinemasse von meinem Auto herunter geschmolzen. „Undenkbar, wie ich unter solchen Voraussetzungen eine Tour planen sollte“, hörte ich meine mahnende Stimme.

Wenn man den Einfluss der Sonne als schädlich für den Gummibären-Mercedes bezeichnen konnte, war Regen das reinste Gift. Kommen Gummibären mit Wasser in Kontakt, fangen sie an aufzuquellen, weil das Wasser von ihrer Gelatine aufgenommen wird. Es findet eine regelrechte Umkehr-Osmose statt. Nach einiger Zeit vergammeln sie. Für meinen Gummibären-Mercedes wäre dies wohl der Super-Gau. Da waren andere Einflüsse, wie die Fahrtgeschwindigkeit und die Verschmutzung der Oberfläche direkt vernachlässigbare Aufgaben, die ich zu lösen hatte. Meine Anfangseuphorie war gewichen. Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass aus einer tollen Idee eine Kamikaze-Tour werden könnte. Mit dem Auto ohne entsprechenden Schutz zu fahren, war unmöglich. Es musste eine andere Lösung geben.

Bereits ein paar Tage danach hatte ich den rettenden Einfall gefunden. Ein Jahr zuvor hatte ich Kontakt mit dem Kulturkanal Arte aufgenommen und ein überaus nettes Antwortschreiben zurückbekommen. Sollte eines Tages um den Kunst-Mercedes herum ein Event geplant sein, hatte der Kultursender sein Interesse signalisiert. Jetzt war das Ereignis gekommen. Ich könnte die Grand Tour ja mit Unterstützung eines Begleitfahrzeugs durchführen. Dieses sollte mit einem Fahrzeuganhänger ausgestattet sein, den ich bei ungünstigen Wetterbedingungen als Unterstellgelegenheit für meinen Mercedes nutzen könnte. Der Fahrzeuganhänger würde zwar einiges an Miete kosten, aber es war die Sache auf jeden Fall wert. Sowieso hatte ich vor, die Tour nur zu fahren, wenn mich ein Filmteam begleiten würde. In diesem Fall hätte der Publicitygewinn meiner Kunst die Investition gerechtfertigt. Sofort machte ich mich daran und schrieb dem Sender einen Brief:

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Jahre 2007 werden nacheinander die drei wichtigsten Ausstellungen zur zeitgenössischen Kunst und die weltführende Kunstmesse eröffnet.

Ich möchte die vier großen europäischen Kunstereignisse des Sommers besuchen und eine Synthese der besonderen Art für die nur alle zehn Jahre gleichzeitig stattfindenden Großereignisse herstellen. Meine Idee ist, mit meinem Kunst-Mercedes von der Pinakothek der Moderne in München zur Eröffnung der Biennale nach Venedig zu fahren. Von dort geht die Reise weiter zum Beginn der Art nach Basel und anschließend zur Eröffnung der documenta nach Kassel. Den Abschluss der Tour bilden die Skulptur Projekte Münster. Ich möchte Sie einladen, mich bei meiner großen Kunstreise durch Europa zu begleiten. Die Reise findet sowohl im Straßenverkehr, als auch im mitgeführten Fahrzeuganhänger statt. Sie erstreckt sich über mehr als 2.000 Kilometer und soll etwa 14 Tage dauern. Zur Schonung des Kunstwerkes kann nur ein Teil der Strecke mit dem Auto selbst im Straßenverkehr zurückgelegt werden.

Habe ich Ihr Interesse geweckt? Mich würde es freuen, wenn mein Vorhaben Ihre Neugier entfacht und Sie einen Teil der Reise dokumentieren würden.

Ich legte dem Brief das vorherige Schreiben des Senders bei und wartete auf eine Rückmeldung. Nichts geschah! Nach zwei Wochen schickte ich erneut einen Brief. Wiederum bekam ich keine Antwort. So erging es mir auch mit einem dritten. Ein Anruf bei dem Sender in Straßburg verschaffte mir dann Klarheit:

„Ja, hier ist Siraky.“

„Bon jour, Monsieur Siraky.“

„Ich spreche leider kein Französisch. Ich würde gerne jemanden von der Arte Kulturredaktion sprechen“.

„In welcher Angelegenheit?“

„Ich habe Arte wegen eines Kunstevents mehrfach angeschrieben und keine Rückmeldung erhalten. Es geht um eine Kunstreise mit einem Kunst-Mercedes.“

„Wahrscheinlich zu uninteressant!“

„Aber ich habe im letzten Jahr von Arte eine Mitteilung erhalten, dass der Sender bei einem Event mit dem Kunst-Mercedes Interesse an einem Filmbeitrag haben würde.“

„Da wissen wir von nichts.“

„Könnten Sie bei der Redaktion mal nachfragen?“

„Da ist jetzt keiner zu erreichen, ich kann nichts mehr für Sie tun. Au revoir.“

Zum Glück hatte ich nicht vom Festnetz aus telefoniert. Ich hätte den Hörer mit so einer Wucht auf die Gabel geknallt, dass der Apparat in 1.000 Stücke zersprungen wäre. So wütend war ich. Keiner hatte von meiner Post Kenntnis genommen und niemand hatte Interesse, mehr über mein Projekt zu erfahren. Sie hatten noch nicht mal den Mindestanstand gehabt, mir ihr Desinteresse in einem Antwortschreiben mitzuteilen. Zuerst Interesse signalisieren und mich dann so abfahren zu lassen! Ich war maßlos enttäuscht. Mein verwegener Plan einer Kunstreise war damit gestorben. Es war finanziell nicht zu vertreten, ein Begleitfahrzeug und einen geschlossenen Fahrzeuganhänger für viel Geld auszuleihen, ohne zumindest durch einen Filmbericht über die Grand Tour einen realen Gegenwert zu erhalten. Einen anderen Fernsehsender für ein so umfangreiches künstlerisches Projekt zu gewinnen, schien in der verbleibenden Zeit unmöglich.

„Jörg hatte von Anfang an Recht. Die Idee ist undurchführbar.“

„Mit was hatte ich Recht“, erkundigte sich Jörg, der soeben zur Tür herein kam.

„Arte hatte kein Interesse. Sie haben noch nicht einmal die Briefe zur Kenntnis genommen! Ich wurde am Telefon regelrecht abgewimmelt!“

„Hey, keine Sorge. Der Mercedes kommt noch an den richtigen Ort.“

„Du warst ja von Anfang an gegen die Grand Tour gewesen. Dein Mitgefühl kannst du dir sparen“, kläffte ich los.

Eine Reise mit dem Gummibären-Mercedes über 2.000 Kilometer zu planen, war in Jörgs Augen irrsinnig und verrückt. Selbst an dem möglichen Gegenwert, den ich durch einen Filmbeitrag von Arte hätte haben können, hatte er große Zweifel.

„Hey Sunny, komm mal wieder runter. Du weißt, trotz aller Vorbehalte hätte ich dir die Fahrt mit Arte gewünscht. Aber wenn

dein Kunstwerk zerstört worden wäre, hätte ich dir dies noch viel weniger gewünscht. Punkt!“

In meinem Inneren brodelte es. Aber ich hatte mich inzwischen unter Kontrolle. Jörg war wirklich der falsche Adressat. Er war der einzige Mensch, der von meinem Vorhaben wusste. Niemals hätte ich es gewagt, meine Freunde oder meine Familie einzuweißen. Sie hätten mich für verrückt gehalten und mich ebenfalls von meiner Idee abbringen wollen. Wahrscheinlich wäre das Gerücht in Umlauf gekommen, ich sei übergeschnappt. Es half mir nichts. Wenn ich noch immer nicht aufgeben wollte, und mein Ärger deutete sichtbar darauf hin, musste ich meine Überlegungen für mich behalten. Mein sachlicher, analytischer Freund war keine Hilfe, um meine Illusion aufrecht zu erhalten. Frustriert zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück.

Es war bereits Ende April, noch immer war ich keinen entscheidenden Schritt weitergekommen. Ich hatte einen anstrengenden Arbeitstag gehabt und war ziemlich schlecht gelaunt nach Hause gekommen. Mir wollte die Grand Tour einfach nicht mehr aus dem Kopf. Ich holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank, setzte mich auf unseren Balkon und versuchte, eine Bestandsaufnahme zu machen.

Es waren nur noch wenige Wochen bis zum Beginn der Kunstausstellungen. Als ich die Eröffnungstermine der verschiedenen Kunstereignisse vor mir ausgebreitet liegen sah, fiel auf, dass alle vier zeitnah beieinander lagen. Obwohl mir die nur vier Tage andauernde Kunstmesse in Basel einen engen Zeitrahmen vorgab, schien es attraktiv zu sein, die Grand Tour so zu legen, dass ich zu allen Ausstellungseröffnungen anwesend sein konnte.

Also fing ich zu rechnen an und stellte bestürzt fest: Über 2.000 Kilometer in acht Tagen. Das wird ein Autorennen und keine Kunstreise!

Ich hatte schon das zweite Bier geleert und merkte, dass sich meine Laune nicht besserte. Tief gebeugt saß ich über meinem Notizblock und fasste die Informationen zusammen, die ich in den letzten Wochen gewonnen hatte.

„Zuverlässigkeit des Mercedes“, stand ganz oben auf dem Zettel. 35 Jahre war das Auto inzwischen alt. Mit so einem alten Fahrzeug über die Alpen zu fahren, würde gewisse Risiken beinhalten. Was würde

ich machen, wenn während der Fahrt ein technisches Problem auftauchen würde? Daran wollte ich eigentlich nicht denken. Zumal die Sorge um die Fahrtüchtigkeit des Wagens in der Rangfolge meines Schreckenskataloges weit unten angesiedelt war.

„Hallo, willst du auch ein Bier“, fragte ich Jörg, der gerade von der Arbeit kam. „Klar mein Schatz, ich hab uns was zum Essen mitgebracht!“ Meistens, wenn ich mit etwas furchtbar unzufrieden bin, überkommen mich beträchtliche Hungergefühle. So war es nicht verwunderlich, dass ich meine gute Kinderstube vergaß und mich schleunigst über die mitgebrachte Pizza hermachte.

„Wie war dein Tag?“

„Mies, ich bin beschäftigt“, antwortete ich brummig vor mich hin.

„Super, mit was du beschäftigt bist, sehe ich bereits. Guten Appetit und danke, dass du auf mich gewartet hast.“ Ohne seine Ironie zu kommentieren, beugte ich mich über meinen Notizblock und las laut vor: „Fahrerlaubnis bekommen?“

Der TÜV beim Mercedes war abgelaufen. Einen neuen zu bekommen, würde mich vor ernsthafte Probleme stellen. Der Mercedes galt aufgrund seines Alters als historisches Fahrzeug und wurde bisher als solches vom TÜV geprüft. Mit der äußerlichen Veränderung hatte ich den historischen Status an dem Fahrzeug verloren. So musste ich eine stinknormale Hauptuntersuchung über ihn ergehen lassen. Allein der Gedanke daran jagte mir Schauer über den Rücken. Ich hatte damit zu rechnen, dass auch die beklebten Fahrzeugschweller von den TÜV-Beamten mit ihren Spitzhämmern bearbeitet werden würden. Nein, eine solche Situation wollte ich unter keinen Umständen herausfordern. Das wäre definitiv der letzte Ausweg, um eine Fahrerlaubnis zu bekommen.

Schon zuvor hatte ich überlegt, wie ich mir die Hauptuntersuchung ersparen könnte. Aber auch hier war das Ergebnis niederschmetternd.

„Ohne TÜV nur nebulöse Fahrerlizenzen im In- und Ausland möglich“, stand als dick unterstrichen auf meinem Zettel.

Bei Fahrerlizenzen von Fahrzeugen ohne TÜV gab es sowohl für das Inland, wie auch für das Ausland gewisse Bestimmungen und Verordnungen. Manche waren eindeutig formuliert, bei anderen hatte ich eine Grauzone herausgelesen. Eine etwas dubiose Lösung war das Kurzzeitkennzeichen. Es würde mir erlauben, für maximal fünf Tage auf öffentlichen Straßen in Deutschland zu fahren. Danach war es

ungültig und ich müsste mir bei irgendeiner Zulassungsstelle ein neues Kennzeichen besorgen. Die Verwendung war für Prüfungs-, Probe- und Überführungsfahrten gedacht. In meinem Fall konnte man von einer Überführungsfahrt sprechen. Dass es sich bei meiner Idee um verschiedene Orte handeln würde, wollte ich nicht zu wörtlich nehmen. Schließlich konnte man innerhalb von fünf Tagen auch öfters seine Meinung wechseln. Der Haken an der Sache war: Bis vor einigen Jahren war es mit ihm noch erlaubt, Fahrzeuge ins Ausland zu überführen. Doch inzwischen wurde es nur noch von einigen Ländern stillschweigend anerkannt, darunter die Schweiz und Österreich, in Italien wohl nicht mehr.

„Schöne Aussichten oder was meinst Du“, rief ich mit einem verzweifelten Gesichtsausdruck meinem aufmerksam zuhörenden Freund entgegen. Jörg nahm mich in den Arm. Meine Verzweiflung war offensichtlich. Ich stand vor unlösbaren Aufgaben, trotzdem versuchte ich, ihm gegenüber den Silberstreif am Horizont noch zu betonen.

„Ich habe vielleicht eine Lösung gefunden, wie ich die Verkehrsvorschriften zu meinen Gunsten auslegen könnte“. Jörg zog seine Augenbrauen nach oben. Sofort schob ich die einzige erfreuliche Nachricht, die ich in den vergangenen Tagen erhalten hatte, hinterher. „Ich habe mit der Leiterin einer Fahrzeugzulassungsstelle gesprochen. Sie hat mir versichert, dass sie mir ein Nummernschild für ununterbrochene 15 Tage ausstellen würde, wenn ich eine Versicherung finden würde, die mir drei Kurz Kennzeichen hintereinander genehmigt. Angesprochen auf meine Bedenken gegen eine mehrtägige Überführungsfahrt in Deutschland und ins benachbarte Ausland, bekam ich zu hören, dass zumindest in Deutschland eine Fahrt problemlos möglich sein sollte. Auch im Ausland hätte sie noch nicht von größeren Schwierigkeiten gehört.“

„Und wer entscheidet bei einer Fahrzeugkontrolle darüber, was eine Überführungsfahrt ist und was nicht? Entscheidest du das? Und was willst Du tun, wenn du in Italien von den Carabinieri darauf hingewiesen wirst, dass du dort nicht fahren darfst? Spielst Du dann den Ahnungslosen und erklärst ihnen wie das die deutsche Zulassungsstelle in Starnberg sieht?“ „Genug, genug es reicht! Du

kannst einem auch noch das letzte Quäntchen Hoffnung rauben“, brüllte ich frustriert.

Jörg hatte den wunden Punkt getroffen. Natürlich war der Kern seiner Aussage richtig. Aber zu diesem Zeitpunkt ritt er damit auf meinen Nerven. Nach all den Bedenken, die ich zu Recht gehabt hatte, beruhigte mich nun mal die wohlwollende Auslegung der Zulassungsstelle in Starnberg. Wie die italienischen Carabinieri auf meine wacklige Fahrerlaubnis reagieren würden, wollte ich mir einfach nicht ausmalen. Zum ersten Mal hatte ich einen kleinen Erfolg bei meinen Bemühungen erhalten, zumal auch die Versicherung nichts gegen ein Kennzeichen für 15 Tage einzuwenden hatte. „Und wenn du dich auf den Kopf stellst, ich glaube das Kurzkennzeichen ist eine Lösung. Sicher keine saubere, aber besser als keine“, bemerkte ich trotzig. Kaum hatte ich das ausgesprochen, bekam ich von Jörg auch schon die nächste Salve serviert.

„Du spinnst vollkommen. Ich glaube du bist total übergeschnappt. Du willst doch nicht tatsächlich daran denken, mit dem Mercedes diese Tour zu fahren!“ Wir fingen an zu streiten. Wir hatten mittlerweile beide zu viel getrunken und redeten aufeinander ein. Da ich mich zweifelsohne mit meinen Argumenten auf verlorenem Posten befand, dauerte unser Konflikt nicht allzu lange, und ich verzog mich unter Verdruss.

Am nächsten Morgen, nachdem ich mich mit Jörg längst wieder versöhnt hatte, traf ich eine einsame Entscheidung: Wenn es eine realistische Möglichkeit geben würde, die Grand Tour zu fahren, dann wollte ich sie ohne Begleitfahrzeug, ausschließlich im Kunst-Mercedes fahren! Fast trotzig hatte ich entschieden: ganz oder gar nicht! Selbst wenn dies das verrückteste Unternehmen sein sollte, was ich mir jemals vorgenommen hatte. In diesem Fall wäre die Grand Tour eine wirklich abenteuerliche Kunstreise für Auto und Künstler und keine filmisch inszenierte Etappentour mit etwas Publicity.

In den folgenden Wochen setzte ich alles daran um herauszufinden, wie ich das Kunstwerk vor unvorhersehbaren Wettereinflüssen schützen konnte. So fing ich an, nach einer transparenten, wasserundurchlässigen und zugleich hitzebeständigen Folie zu suchen. Beim Transport des Autos auf einem offenen Fahrzeuganhänger hatte ich mit Zellophanfolie gute Erfahrung gemacht. Allerdings war die

Folie damals so häufig um die Karosserie des Mercedes gewickelt, dass man keinen Gummibären mehr erkennen konnte. Jetzt hatte ich die Hoffnung, eine Spezialfolie zu finden, die ich mit der Karosserie des Autos verschweißen konnte.

Über das Internet suchte ich nach Adressen in Frage kommender Firmen. Von 50 Unternehmen, die ich anscrieb, bekam ich von der Hälfte eine Antwort. Leider besaß keine der Firmen eine Folie, die mir weiterhelfen würde. Ebenso erfolglos blieb eine Anfrage bei Mercedes Benz.

Zeitgleich zur Suche nach einem geeigneten Schutz, schrieb ich den Geschäftsführern und Direktoren der vier berühmten Kunstausstellungen einen Brief, in dem ich mein Vorhaben ankündigte. Ich gab an, an welchem Tag ich bei den Ausstellungen erscheinen würde und fragte, ob ich willkommen sei. Keineswegs war ich so leichtgläubig zu denken, dass die Ausrichter weltberühmter Ausstellungen selbst Interesse hatten, einem unbedeutenden Künstler eine Plattform für sein Kunstwerk zu geben. Ich wäre mit Sicherheit keines der Ausstellungsobjekte selbst geworden. Darum ging es mir nicht. In dem Brief sah ich vor allem eine Chance, eine Legitimation für meine Grand Tour zu bekommen. Da den Ausstellungsleitern nicht bekannt war, ob ich mein Kunstwerk auf einer der jeweils anderen Veranstaltungen zeigen durfte, erhoffte ich mir, mit etwas gutem Willen eine einzige Einladung zu erhalten. Schließlich hatten die vier Ausrichter die Idee einer Kooperation als „Grand Tour 2007“ groß angekündigt. Würde es denn dann gut ankommen, einem Künstler diese offiziell zu verbieten?

Drei Wochen vor dem möglichen Tourbeginn bekam ich von den Geschäftsführern der Skulptur Projekte Münster und der documenta eine Absage. Die Direktoren aus Basel und Venedig hatten sich nicht gemeldet. Dessen ungeachtet weigerte ich mich die Grand Tour aus meinem Kopf zu streichen. Ich fing an, mir Informationen über die Ausstellungen und über die Städte zu besorgen, die ich auf meiner Reise ansteuern würde. Ebenso kümmerte ich mich um den Entwurf eines Flyers und suchte eine Druckerei, die in der Lage war, mir kurzfristig diese zu drucken. Es schien mir wohl etwas verrückt zu sein, mich schon mit organisatorischen Details zu beschäftigen, aber sie halfen, meine Motivation aufrecht zu erhalten.

Der Mai ging zu Ende. Eine knappe Woche blieb mir noch für die Vorbereitung der Grand Tour. Ich beschloss, zu meinem Vater Jakob und zu meiner Schwester Ruth nach Reutlingen zu fahren. Während meine Schwester mit ihrer Familie Urlaub machen konnte, würde ich mich um meinen pflegebedürftigen Vater und um die Grand Tour kümmern. Ich musste dringend eine wettersichere Lösung für den Mercedes finden, sonst konnte ich die Grand Tour auf jeden Fall vergessen.

Über meinen Freund Georg nahm ich mit dem Gründer eines mittelständischen Betriebes für Kälte- und Klimatechnik Kontakt auf. „Ein Erfindergeist, ich denke er wird dir helfen können.“ Die Äußerung von Georg weckte eine gewisse Zuversicht in mir, die aber nur von kurzer Dauer sein sollte. Ein paar Tage später bekam ich als Antwort: „Trotz nachhaltiger Suche können wir Ihnen leider keine Lösung für Ihr Problem anbieten...“

Den folgenden Tag verbrachte ich mit der Suche nach Firmen, die Klima- und Kältetechnik anbieten. Ich schrieb Rundmails und wartete auf Rückmeldungen. Eine E-Mail brachte mich auf die Idee, es mit Trockeneis zu versuchen. Sollten die Gummibären während der Fahrt zu schmelzen anfangen, könnte vielleicht eine Schockkühlung helfen? Wie ein Besessener arbeitete ich daran, eine Lösung zu finden. Nach etlichen Telefonaten mit einer niederländischen Firma landete ich schließlich beim Weltunternehmen Linde mit Sitz in München.

Was in den letzten Tagen seltsam anmutete: Die Menschen, denen ich von meinem Vorhaben erzählte, waren fast alle bereit, mir mit ihren Möglichkeiten und nach bestem Willen zu helfen. So kam ich bei Linde mit Leuten in Kontakt, von denen einige ohne Zweifel eine herausgehobene Position bekleideten. Am Schluss der Kette war ich mit dem Marketingleiter in Dortmund verbunden. Er hatte die Idee seiner Mitarbeiter aufgegriffen, mich mit Trockeneis auf meiner Tour unterstützen zu wollen. Da ich nur eine geringe Menge mit mir führen könnte, schlug er vor, mich auf meiner Tour permanent damit zu versorgen. Ich könnte Niederlassungen, die sich auf meiner Tourstrecke befinden, ansteuern und mir kostenlos das Eis abholen. „Da Linde sowohl in der Schweiz, als auch in Italien über ein großes

Netz an Vertriebsstätten verfügt, könnte das vielleicht eine Lösung sein“, dachte ich zunächst.

Freilich hatte ich noch nicht mal einen Versuch unternommen, wie die Gummibären auf die Abkühlung mit Trockeneis reagieren würden und stand unter gehörigem zeitlichem Druck. Noch vor dem bevorstehenden Wochenende musste die unumkehrbare Entscheidung über den Tourstart getroffen werden.

Am Freitagmorgen versuchte ich mit allen Mitteln an Trockeneis zu gelangen. Ich musste zuerst einen praktischen Test durchführen, ob ich tatsächlich eine geeignete Lösung gefunden hatte. Doch entgegen der Einschätzung des Marketingleiters wurde ich in Reutlingen nicht fündig. Fast vier Stunden hatte ich erfolglos mit der Suche verbracht. Nun war es zu spät, um noch aus München Trockeneis anzufordern. Heute Abend musste ich spätestens damit beginnen, das ganze organisatorische Programm zu starten. Verzweifelt saß ich im Wohnzimmer meiner Schwester und schlug die Hände vors Gesicht. Welche Möglichkeiten blieben mir noch? Fast alle meine Baustellen waren in den letzten Wochen unverändert geblieben. „Lieber Gott, das darf doch nicht wahr sein“, hörte ich mich flehen. „Die Idee passt doch so gut zu diesem Kunstwerk!“ Etwa zehn Minuten saß ich in bedrückter Stimmung auf dem Sofa. Als ich meine Hände von meinen feucht gewordenen Augen nahm, schaute ich geradewegs auf einen Bibelvers, der in Notizblattgröße zwischen den Büchern des Wohnzimmerregals herauschaute. „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhört“, las ich vor mir. Als gläubiger Christ war ich zwar der Ansicht, dass mich mein Schöpfer in meinem Leben nicht nur begleiten, sondern auch führen konnte. Doch dies schien wirklich nicht der geeignete Augenblick, um mir Grundsätzliches mitzuteilen. Allerdings weckte die Botschaft neue Lebensgeister, um das Unmögliche doch noch zuwege zu bringen. Der Tag war heiß und die Sonne schien mindestens noch fünf Stunden. Ich legte eine Testplatte mit überlackierten Gummibären in die Sonne und wartete, bis sie zu schmelzen anfangen. Gleichzeitig setzte ich eine andere Testplatte einem Wasserstrahl aus, um herauszufinden, welche Auswirkungen der Regen effektiv auf die Gummibären haben würde. Nach wenigen Stunden wurden die in der Sonne liegenden Bären so weich, dass ich den Versuch unternehmen konnte, diese mit

haushaltsüblichen Kühlaggregaten runterzukühlen. Die Idee war mir Stunden zuvor beim Durchforsten der Gefriertruhe nach eiskalter Nervennahrung gekommen. Die Kühlaggregate hätte ich bei erfolgreichen Testversuchen unkompliziert in den dafür vorgesehenen Elektrokühlboxen auf meiner Tour mitführen können. Schon der erste Versuch scheiterte. Die Gummibären zogen sich zusammen. Der Temperaturschock war ihnen deutlich anzusehen. Der Lack bekam Blasen und die Oberfläche Risse. Nicht anders verhielt es sich bei dem Versuch, die Gummibären zu wässern. Im Hand umdrehen wurden die Bären weich und unansehnlich. Sie sahen schrecklich aus. Entmutigt hörte ich auf, weitere Tests durchzuführen. Es war offenkundig ausgeschlossen, die Grand Tour zu fahren, ohne das Kunstwerk zu zerstören. Der Zeitpunkt war gekommen, mich von der Idee endgültig zu verabschieden. Resignierend und ungemein traurig teilte ich die Entscheidung meinem Freund mit. Es war Anfang Juni.

Ein lange anhaltendes, schrilles Klingeln an der Haustür holt mich in die sorgenfreie Gegenwart zurück und beendet meine morgendlichen Erinnerungen. Ruckartig springe ich mechanisch, noch halb im Schlaf, aus dem Bett. „Diese Scheißklingel, ich werde sie noch mal in ihre kompletten Einzelteile zerlegen!“ Mein Herz hämmert so kräftig, dass ich Angst habe, ich würde meinem Besucher gleich eins überbraten. Genauso heftig trifft mich der Gedanke, wie viel Stunden ich wieder mit meinen Träumen verplempert habe. Eigentlich kann ich dem Postboten danken. Immerhin, das Paket mit den Folienbeschriftungen ist wie versprochen angekommen, und darüber kann ich mich nun wirklich freuen. Nachdem ich es geöffnet habe, bin ich erstmal eine Weile mit Klebeübungen beschäftigt.

Es ist bereits Mittag, als ich dazu komme, mich um meinen Verwaltungskram zu kümmern. Diesmal sitze ich am Schreibtisch und notiere alles, was mir zur Grand Tour einfällt, auf einen karierten Block. Es dauert mehrere Stunden, bis ich den Füller zur Seite lege. Mein Bauch rebelliert. Er brummt, murrst und knurrt so heftig, dass ich ihn nicht mehr länger ignorieren kann. Der Tee vom Morgen hat sich längst durch die Nieren verabschiedet. Feste Nahrung habe ich meinem Körper an diesem Tage noch nicht zugeführt. Ich und meine

Extreme - wenn ich unter Spannung stehe. Als ich gerade dabei bin, mich über unseren Kühlschrank herzumachen, kommt ein Anruf. Genervt gehe ich ins Wohnzimmer. Erst jetzt fällt mir auf, dass mein Diensttelefon klingelt und ich gezwungen bin abzunehmen. Ich merke sofort, dass am anderen Ende der Leitung Stress angesagt ist. Einen Stress, den ich unter keinen Umständen gebrauchen kann. Einem Jugendlichen droht der Schulverweis. Nach einer halben Stunde des Zuredens muss ich mich umgehend für meine sozialpädagogische Arbeit entscheiden. Eine ernsthafte Krisensituation ist in der Familie entstanden, für die ich zuständig bin. Ich muss vorbeifahren, um ihnen bei der Klärung zu helfen.

Es ist nach 22 Uhr, als ich von meinem Kriseneinsatz zurückkehre. Pädagogisch erfolgreich und trotzdem frustriert lasse ich meine Gedanken um die angebrochene Flasche Zitronenlimo kreisen, die glücklicherweise noch in unserem Kühlschrank war. „Mehrere wichtige Anrufe habe ich heute nicht mehr erledigen können. Warum habe ich mein Diensthandy auch angelassen? Nur in Ausnahmefällen lasse ich es eingeschaltet, wenn ich nicht arbeite“, fange ich an, mit mir zu hadern. Nach fünf Minuten gewinnt die Einsicht Oberhand, alles richtig gemacht zu haben. Auch als Selbstständiger habe ich eine pädagogische Verantwortung. Solange ich keinen Urlaub angebe oder im Wochenende bin, muss ich nun mal spontan reagieren können. Das ist Teil meiner Arbeit. Erfreulicherweise kommen solche Krisensituationen selten vor.

Es ist schon kurz vor Mitternacht, als ich mich aufraffe, das zum Langliegen viel zu kurze Zweisitzersofa gegen unser Bett einzutauschen. Bei einem Zwischenstopp im Bad verharre ich für einen Moment vor unserem farbenfrohen Badezimmerspiegel. Ich schaue in meine glasigen Augen. Doch auch mit einem fokussierenden Blick in meine Iris will mir die Reflexion meines Seelenzustandes nicht gelingen. Ich schaue und schaue, als könnte das Lesen in meinen Augen mir etwas offenbaren. Ganz langsam beginnen sich Emotionen in den Zügen meines Gesichtes widerzuspiegeln. Und ich beginne zu lächeln.

18. September 2007 - Nordseeträume

Es ist noch dunkel draußen, und meine immerhin schon hellwachen Augen suchen die leuchtenden Zeiger des Weckers. Es muss noch früh am Tage sein, auf jeden Fall früher, als ich gewöhnlich das Bett verlasse. Aber heute, heute wundere ich mich noch nicht einmal darüber, dass ich ohne die alltäglichen Weckzeremonien meines Freundes aus meinen Träumen erwache. Ich bin munter, ja fast lebhaft und fühle mich förmlich dazu gedrängt, augenblicklich das Bett zu verlassen. Schließlich ist heute mein Geburtstag, und ich habe an diesem Tag noch eine Menge vor. Doch bevor ich dazu komme, meine Vorhaben in die Tat umzusetzen, höre ich meine innere Stimme sagen: „Bleib doch liegen und denke über das vergangene Lebensjahr nach.“

In fast 25 Jahren hatte ich tatsächlich diese Gewohnheit nicht ein einziges Mal gebrochen. Sie gehörte für mich genauso dazu wie Glückwünsche und Geschenke. So fange ich an mich zu erinnern, was ich im letzten Jahr erlebt habe und merke bald, dass meine Gedanken nur um eine Sache kreisen, die verpasste Grand Tour.

Nachdem ich mich Anfang Juni gegen die Kunstreise entschieden hatte, versuchte ich in den damaligen Wochen die Grand Tour aus meinem Gedächtnis zu verdrängen. Die Eröffnungen der vier Kunstereignisse nahm ich in den Medien kaum zur Kenntnis. Anfang Juli transportierte ich den Mercedes ins Automuseum Busch nach Wolfegg. Im Süden, in der Nähe des Bodensees, sollte er dort einige Monate lang der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Mitte Juli reisten Jörg und ich dann zur documenta nach Kassel. In den vergangenen Jahrzehnten war ich stets zur documenta gefahren und wollte es trotz der verpassten Grand Tour auch in diesem Jahr nicht anders handhaben. So nutzten wir ein langes Wochenende, um uns die berühmte Kunstausstellung ausführlich anzuschauen.

Vor dem Museum Fridericianum, dem Hauptausstellungsort, war ein wunderschönes Mohnfeld angepflanzt. Unversehens fiel mir ein, wie ich den Mercedes in einer Fotomontage für meinen Kunstkatolog vor rotem Klatschmohn abgebildet hatte. Die Vorstellung, ihn auf der documenta mitten in einem realen Mohnfeld stehen zu sehen,

verursachte sehnsüchtige Blicke über das Ausstellungsgelände. Ich bekam regelrechte Halluzinationen. Die Gefühle um meine verpasste Grand Tour hatten mich wieder fest im Griff. Und während wir ein Kunstwerk nach dem anderen aufsuchten, war ich mit meiner Grübelei so abgelenkt wie noch niemals zuvor bei einem documenta Besuch.

Vom Mohn berauscht überlegte ich, ob einer Grand Tour ohne die inzwischen zu Ende gegangene Kunstmesse in Basel etwas fehlen würde. Warum auch? Sie würde dessen ungeachtet eine Kunstreise bleiben, kam ich zu keinem nicht ganz unerwartenden Schluss. Da ich die Kunstveranstaltungen nun nicht mehr zu ihren Eröffnungen besuchen konnte, stand ich auch unter keinem allzu großen Zeitdruck mehr. Vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, die Grand Tour noch nachzuholen? Meine Träumereien wollte ich jedoch für mich behalten. Ende Juli planten wir einen Kurzurlaub mit Freunden auf Norderney. Auf der ostfriesischen Ferieninsel würde ich mir ein allerletztes Mal die Zeit nehmen, in Ruhe darüber nachzudenken.

Mit einer Anzahl an Büchern im Gepäck machten Jörg und ich uns auf die zehnstündige Bahnfahrt in den ostfriesischen Norden. Schneller, als erwartet, waren wir am Ziel angekommen. Nur Pech, dass wir alle unsere Bücher im Zug liegen gelassen hatten. Zum Glück waren wir einen Tag vor unseren Freunden auf der Insel gelandet. So konnten wir uns von Paul und Kerstin noch diverse Literatur für die Urlaubstage mitbringen lassen. In den ersten Tagen auf Norderney kam ich allerdings nicht zum Lesen. Ich hatte auch gar keine Motivation. Oft zog ich mich für Stunden zurück, lief am Meer entlang, ließ mir den frischen Sommerwind um die Nase wehen und träumte von der Verwirklichung einer Idee, die inzwischen zum Traum geworden war.

Eines Abends, als ich nicht einschlafen konnte, schaute ich mir unsere neue Bücherauswahl an und entschied mich dafür, das kürzeste Buch zu lesen. Dies hatte den Vorteil, dass ich, trotz meiner gegenwärtigen Unlust am Schmökern, sicher sein konnte, das Buch im Urlaub zu Ende zu lesen. Überdies erschien mir die Textbeschreibung des Buches eine Einladung zum Träumen zu sein. Was ich für meine gegenwärtige Stimmungslage als durchweg bereichernd einstufte.

Mitten in der Nacht hatte ich das Buch bereits zu Ende gelesen. Ich hätte nicht erwartet, wie sehr mich der Weltbestseller „Der Alchimist“ von Paulo Coelho fesseln würde. Innerhalb weniger Stunden war ich in eine Geschichte eingetaucht, in der sich ein andalusischer Hirtenjunge auf eine Reise zur Weltenseele, zu Gott und zu sich selbst aufmacht. Und dabei mutig, seinem inneren Ruf folgend, seinen eigenen Lebenstraum verwirklicht. Dass es kein Zufall sein konnte, dass ich dieses Buch gerade jetzt in die Hand nahm, begriff ich sofort. Es musste eine tiefere Bedeutung haben, weshalb ich die Grand Tour fahren wollte. Das war offenkundig. Und ich machte mich von neuem daran, einen Weg zur Verwirklichung meines Traumes zu finden.

Der August war bereits angebrochen. Wir befanden uns kalendermäßig noch im Hochsommer. Aber davon war in Bayern nicht sehr viel zu merken. Es regnete häufig und es konnten einem die Schüler Leid tun, die keine Gelegenheit hatten, ihre Ferien im sonnenverwöhnten Süden zu verbringen. Doch im Moment störte ich mich nicht im Geringsten an den für diese Jahreszeit viel zu niedrigen Temperaturen. Ich war ja sowieso jede freie Minute mit der Grand Tour beschäftigt.

Als erstes änderte ich die Route der Tour. Durch die Kombination mehrerer Kurzkennzeichen war es mir zumindest theoretisch möglich, bis zu 15 Tage ununterbrochen unterwegs zu sein. Da mein Auto am Bodensee ausgestellt war, erschien mir die Route, über Kassel nach Münster und von dort über die Schweiz nach Venedig zu fahren, als attraktiv.

Ich begann, die Streckenabschnitte zwischen den Ausstellungsorten zu planen. Welche Entfernungen konnte ich jeden Tag zurücklegen? Wie viel Zeit konnte ich für die Kunstaussstellungen einplanen? Und welche bekannten Städte würden sich für einen Abstecher eignen? Ich versuchte einen Plan zu erstellen und wusste, dass er nicht mehr als eine Orientierung war. Es gab einfach zu viele Unwägbarkeiten. Ich musste mich darauf einstellen, dass ich vor allem als Improvisationskünstler gefordert sein würde. Dies galt zweifelsohne besonders für den Schutz der Gummibären: Wenn die Sonne zu kräftig scheinen würde, müsste ich den Mercedes irgendwo in den Schatten bringen. Bei einsetzendem Regen würde ich ihm eine Plane

überziehen. Das war die einzige banale Idee, die mir übrig geblieben war.

Analog suchte ich nach einem neuen Kunstereignis als Ersatz für die Kunstmesse Basel. Zwar sah ich es nicht als zwingend notwendig an, dennoch forschte ich nach einer Alternative. Ich hatte das Gefühl, als könnte es ein weiteres Highlight geben, das ich bisher übersehen hatte. Und erstaunlich schnell wurde meine Vorahnung bestätigt. Die IAA, die bekannteste internationale Automobilausstellung der Welt, öffnete Mitte September für zwei Wochen ihre Tore in Frankfurt. Bereits vor 18 Monaten hatte ich dem Verband der Automobilindustrie, dem Ausrichter der IAA, meine Unterlagen geschickt. Leider hatten sie damals keine Möglichkeit zur Zusammenarbeit gesehen. Diesmal war ich gewillt, das Pferd von hinten aufzuzäumen. Ich schrieb dem Verbandspräsidenten Wissman eine E-Mail, in der ich mich unverblümt selbst auf die IAA einladen wollte:

„Sehr geehrter Herr Dr. Wissmann,

ich würde gerne bei einer Reise mit meinem Kunst-Mercedes, die mich zu den drei wichtigsten Kunstausstellungen für zeitgenössische Kunst in diesem Jahr (dokumenta, Skulptur Projekte Münster sowie die Biennale Venedig) führen wird, auch auf der IAA Station machen. Ich hoffe, Sie sind einverstanden und freuen sich darüber. Ich werde voraussichtlich am Freitag, dem 21.09.07, mit dem Kunst-Mercedes zur IAA kommen.

Meine Presseerklärung und den Tourverlauf schicke ich im Anhang.“

Einige Tage später erhielt ich folgende Antwort:

*„Vielen Dank für die Information. Wir freuen uns über Ihren Zwischenstopp auf der IAA.
Gutes Gelingen!*

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Anahid Rickmann

Verband der Automobilindustrie e.V. (VDA)“

Las ich da wirklich, dass ich mit meinem Kunstwerk auf der größten Automobilausstellung der Welt willkommen war? Ich musste die Antwort zweimal lesen und konnte noch nicht mal sagen, ob ich über die Einladung genau genommen überrascht war. Erfreut, das war ich auf jeden Fall. Ich hatte schon vor dem Abschicken der Mail ein gutes Gefühl gehabt. Jetzt bekam ich endlich den ersten Mosaikstein für die Grand Tour in die Hand. Dieser konnte mir noch von Nutzen sein. Allmählich ging es nicht mehr um die Frage, ob ich die Kunstreise unternehmen sollte, sondern darum, wie. Es wäre nur noch ein kleiner Schritt, bis ich mich endgültig für die Tour entschließen könnte.

Anstatt den feuchten August in Bayern vergessen zu machen, sorgte der ständige Regen noch Anfang September für trübe Aussichten. „Soll es doch die erste Hälfte des Monats abregnen. Hauptsache danach habe ich für vierzehn Tage schönes Wetter“, kommentierte ich stimmungsaufhellend dazu. Ob sich das so einstellen würde? Mein Zweckoptimismus war auf seinem Höhepunkt angekommen. Ich hatte entgegen aller Bedenken beschlossen, die Grand Tour zu fahren, wenn der liebe Gott mir sozusagen grünes Licht dafür gab. Sollte an den ersten vier Tagen der Tour schönes Wetter angesagt sein, würde ich sie auf jeden Fall fahren, sonst eben nicht. Ich hatte wohl berechtigte Zweifel, ob der liebe Gott sich auf diesen Kuhhandel einlassen würde. Aber schließlich erinnerte ich mich an den Bibelvers, den ich vor ein paar Monaten entdeckt hatte. Vielleicht hatte es ja einen tieferen Sinn, dass ich mit dem Gummibären-Mercedes über die Alpen fahren sollte? Den genauen Grund kannte ich zwar noch nicht. Aber möglicherweise gab mir der Vers ja eine Antwort?

Zwei Wochen vor dem anvisierten Tourstart reisten Jörg und ich zu einem verlängerten Wochenende nach Reutlingen. Die Tour-Flyer sollten von meinem Neffen Samuel entworfen werden. Außerdem wollte ich mit Georg nach einer Lösung suchen, wie ich die Motorwärme des Mercedes ableiten konnte. Denn ein heiß gewordener Motor würde die Gummibären auf der Motorhaube bestimmt zum schmelzen bringen.

Nach einem kurzen Meinungs-austausch kam Georg auf eine wahrlich

unorthodoxe Lösung: „Fahr doch einfach mit offener Motorhaube“, schlug er halb scherzend vor. „Eine phantastische Idee, aber wie bitte soll das funktionieren“, fragte ich ungläubig. „Du öffnest die Motorhaube, aber lässt sie in der Verankerung. Die zusätzlichen Kilos der Gummibären halten sie unten, so dass der Fahrtwind sie dir nicht plötzlich nach oben wegrißt.“

„Bist du sicher?“

„Na klar; und wenn du Angst hast, sie könnte dir womöglich doch entgegen kommen, dann sichere sie mit einem Spanngurt.“

Was sich zunächst wie ein Scherz anhörte, könnte sich noch als geniale Lösung eines meiner Probleme erweisen“, dachte ich.

Als ich am nächsten Tag den gelungenen Entwurf meines Flyers vor mir liegen sah, schaute ich Jörg euphorisch an: „Ein wirklich perfektes Wochenende! Lass uns Montag ins Automobilmuseum nach Wolfegg fahren.“

„Warum so plötzlich?“

„Dann kannst du dir den Mercedes noch mal anschauen, bevor er auf Reisen geht“, meinte ich lapidar. „Warte mal ab, mein Kleiner. Noch bist du nicht auf deiner Tour“, legte Jörg mit zweifelhaftem Blick, frotzelnd die Handbremse ein.

Anka Busch, die Tochter des Museumsgründers Fritz B. Busch, erwartete uns am folgenden Morgen. Sie war eine gut gekleidete Frau in mittleren Jahren. Ihr Auftreten war selbstsicher, und es überraschte kaum, dass sie mit voller Energie die Geschicke des Museums in Nachfolge ihres Vaters angetreten hatte. Ich hatte ihr zuvor mitgeteilt, dass sich die Ausstellungszeit verkürzen könnte. Nun saßen wir in einem kleinen Straßencafé, und ich erzählte ihr von meinen Plänen.

„Ist es für Sie in Ordnung, mit einem Vorlauf von nur vier Tagen den Mercedes abzuholen“, fragte ich schließlich. „Nicht ganz einfach, aber ich lasse mir etwas einfallen. Die Männer, die uns letztes Mal geholfen haben, kann ich ja schon mal darauf vorbereiten. Dass die Ausstellung sich um sechs Wochen verkürzt, finde ich natürlich schade. Aber der Anlass ist gerechtfertigt. Ich würde mich auf jeden Fall für Sie freuen, wenn es klappen würde!“

„Und was meinen Sie zu den Plänen ihres Freundes?“ Erwartungsvoll änderte sich ihre Blickrichtung zu Jörg. „Wissen Sie Frau Busch, ich sehe den Mercedes lieber in einem Museum, als etwa zerstört auf der

Autobahn stehen“.

„Ich verstehe. Wenn Herr Siraky mein Freund wäre, würde ich ihm wahrscheinlich das Gleiche sagen. Nur, die Künstler ticken in manchen Sachen halt etwas anders als wir.“

Noch am Abend, als wir vom Automuseum nach München zurückkehrten, schaute ich mir auf diversen Webseiten die Wettervorhersage für die kommenden zehn Tage an. Nach einem sonnigen Wochenende hatte sich wieder eine nasse Woche angekündigt. Was noch schlimmer war: Die langfristigen Aussichten waren genauso mies. Sogar für den letztmöglichen Grand Tour Start am übernächsten Donnerstag waren 80 Prozent Regenwahrscheinlichkeit angesagt. Erneut bekam ich Bauchweh. Meine Zweifel gewannen schlagartig die Oberhand. War ich dermaßen verrückt gewesen, soviel Energie und Engagement in eine Aktion mit höchst unsicherem Ausgang zu stecken und deren Start dann vom Wetter abhängig zu machen?

„Aber das tust du doch schon seit Jahren“, meldete sich meine innere Stimme. Ich erschrak geradezu über den Gedanken. Tatsächlich hatte ich in den letzten Jahren ein beachtliches Engagement in ziemlich aussichtslose Projekte investiert. Hat sich die Arbeit denn bisher gelohnt? Ich wusste keine Antwort. Verstört schaltete ich meinen Laptop aus.

Ein Anruf beendet meine Erinnerungen an das vergangene Lebensjahr. Es ist halb acht. Jörg wollte sich doch erst um neun zu meinem Geburtstag melden. Weder unsere Familien, noch unsere Freunde wissen, dass ich heute alleine sein werde. Also, von denen kann es keiner sein. Aber wer dann? Neugierig springe ich aus dem Bett und renne zum Telefon. Der Anrufbeantworter ist bereits angesprungen. Eine aufgeregte, vertraute Stimme am anderen Ende der Leitung beglückwünscht mich. „Meine Schwester! Warum will die mir um Himmels Willen um diese Zeit schon gratulieren?“ Reflexartig greife ich zum Telefon. „Hallo, ich bin schon wach. Guten Morgen!“ „Na endlich erreiche ich dich. Aber erst mal alles Liebe zum Geburtstag, viel Gesundheit....schön, dass es dich gibt Brüderchen.“ „Vielen Dank für deine Glückwünsche, selbst um diese

Zeit.“ Kaum habe ich die letzten Worte ausgesprochen, tun sie mir auch schon wieder leid. Ich kann mir einfach nicht erklären, warum Ruth mich entgegen sonstiger Gewohnheiten so früh anruft. Doch glücklicherweise scheint sie meine Unfreundlichkeit nicht mitbekommen zu haben, ist vielmehr mit einem Thema beschäftigt, über das ich zu dieser Tageszeit noch nicht gewillt bin zu sprechen. „Eine Freundin von mir war zufällig auf deiner Internetseite und hat von einer verrückten Autoreise was gelesen...“

„Ruth, das interessiert mich heute Morgen noch nicht.“

„Tut mir leid, aber ich habe dich schon gestern dreimal vergebens angerufen. Hast du deinen Anrufbeantworter nicht abgehört oder warst du da und wolltest mal wieder nicht rangehen?“

„Ich kam erst nach 22 Uhr von meiner Arbeit zurück. Mir war nicht aufgefallen, dass er besprochen war.“

„Also, was ist dran, an dieser Nachricht. Stimmt es, dass du....“

„Ja, es stimmt. Aber lass mich alles weitere heute Abend erklären. Da wollt ihr mir sicher ein Ständchen singen, oder?“

„Du bist verrückt, aber...“

„Ruuuuuth, heute Abend.“

„Also von mir aus. Einen schönen Geburtstag und Grüße an Jörg.“ Klack, liegt am anderen Ende der Hörer auf. Mit reichlich schlechtem Gewissen ziehe ich mich ins Bett zurück und ärgere mich, dass ich überhaupt rangegangen bin. Inzwischen ist es hell geworden. Es regnet in Strömen. Die Wettervorhersage scheint sich zu bewahrheiten.

Ein wenig Zeit bleibt mir noch, Jörgs Geschenk zu öffnen. Ein Kunstführer von Venedig und eine Postkarte, so groß wie ein aufgeschlagener Bildband liegen vor mir. Auf der Vorderseite der Karte strahlt mir eine riesengroße Sonnenblume entgegen. Als ich sie öffne, erschlägt mich die Anzahl der Zeilen, die auf der Doppelseite geschrieben stehen. Die Worte sind mal klar, mal poetisch gewählt. Ihre Bedeutung verstärkt meinen Herzschlag. In meinem Bauch kreisen Schmetterlinge. Mehrmals muss ich das Lesen unterbrechen. Pünktlich um 9 Uhr ruft Jörg an. Ein wahrer Redeschwall an dankbaren Worten bricht über ihn herein. Nach einer Viertelstunde lege ich geschafft den Hörer auf.

In zwei Tagen werde ich die Grand Tour fahren. Allerhöchste Eisenbahn, um die gesamte Maschinerie in Gang zu setzen. Die Bestellung der Handzettel steht als erstes auf dem Programm. Als ich zum Telefon greife, überkommt mich ein ungutes Gefühl. Bis zur letzten Minute habe ich gewartet. Erst mit der Entscheidung, die Grand Tour tatsächlich zu fahren, will ich die Kostenspirale losstreifen. Hoffentlich war das kein Fehler. „Bull Handzettel Service, guten Tag.“

„Siraky, guten Tag! Ich habe Ihnen soeben eine Bestellung für 5.000 Handzettel DIN-lang geschickt. Die Datei habe ich angehängt. Wie letzte Woche vereinbart, möchte ich sie am Donnerstag bei Ihnen abholen.“

„Entschuldigen Sie, warten Sie bitte einen Augenblick! Hören Sie, das ist unmöglich. Innerhalb zweier Tage ist das ausgeschlossen.“

„Bitte? Was sagen Sie da? Sie haben mir letzte Woche zugesagt, dass ich mich bei Selbstabholung bis zu zwei Tage vorher bei Ihnen melden kann.“

„Das kann nicht sein! Solche Aussagen treffen wir nicht.“

„Und ob, Frau Viehbeck hat...“

„Entschuldigung, aber Frau Viehbeck ist diese Woche nicht im Haus.“

„Das ist mir egal. Ich brauche die Handzettel unbedingt am Donnerstag für eine Kunstreise. Auf jeden Fall!“

„Ich spreche mit dem Chef und rufe sie zurück.“ Warum habe ich Idiot nicht schon gestern dort angerufen? Ich hatte mich doch bereits entschieden. Aber ich muss alles wieder auf den letzten Drücker machen. Lernst du denn nie dazu! Ich bin so was von sauer auf mich. Zwanzig Minuten später rufe ich erneut an. „Hier ist Siraky, haben Sie mit Ihrem...“

„Tut mir Leid, wir haben mehrere Großaufträge. Das schaffen wir nicht bis Donnerstag, allerhöchstens bis Freitag.“

„Das darf nicht wahr sein! Bitte, Sie müssen es schaffen, ich brauche die Handzettel unbedingt. Schauen Sie auf meine Webseite. Ich habe eine Riesentour geplant und kann sie unmöglich verschieben.“

„Herr Siraky, ich verstehe Sie, aber...“

„Bitte, reden Sie mit Ihrem Chef. Ich bin auch bereit mehr zu zahlen! Hauptsache, ich bekomme sie am Donnerstag.“

„Gut, ich melde mich gleich bei Ihnen“. Die nächsten zehn Minuten

bin ich damit beschäftigt, mich um himmlischen Beistand zu bemühen. Gerade als ich zum Telefonhörer greifen möchte, bekomme ich den Rückruf der jungen Frau. „Ich habe eine gute Nachricht für Sie. Sie können die Handzettel zwischen 16 und 22 Uhr bei uns abholen. Allerdings nicht früher.“

„Ich könnte Sie knutschen. Vielen, vielen Dank.“

„Na ja, damit hätte mein Mann wohl ein Problem.“

„Sie haben Recht, ich denke, meiner auch! Also, bis Donnerstag.“ Sämtliche meiner Gallensteine rutschen den Gang hinunter. Ich bin so was von erleichtert. Gerade noch einmal gut gegangen. Zum Glück habe ich die Versicherungsunterlagen für das Auto gestern bestellt. Noch einmal so ein Schreck wäre nicht auszuhalten.

Mit einer Handvoll Post und einem aufgerissenen Umschlag komme ich vom Briefkasten zurück. Die drei Kurzkennzeichen sind angekommen. Ich bin zufrieden. Ich glaube, ich habe mir mein Geburtstagsfrühstück redlich verdient. Kaum habe ich den ersten Bissen im Hals, läutet erneut das Telefon. Wenn ich an meinem Geburtstag schon mal den ganzen Tag zuhause verbringe, dann möchte ich auch alle Glückwünsche persönlich entgegennehmen. Aber was soll ich meinen Freunden sagen? Soll ich ihnen von der Grand Tour erzählen? Ich habe keine Zeit weiter zu überlegen.

„Günne, hallo!“

„Hallo mein Süßer, alles, alles Gute zum Geburtstag!“ Meine heiß geliebte Freundin Gitti! Seit über 20 Jahren kennen und lieben wir uns. Gitti, mit bürgerlichem Namen Brigitte, blond, äußerst attraktiv, ungemein sympathisch und mit einer begnadeten, fröhlichen Ausstrahlung. Ein Jahr jünger und ein vielfaches kreativer als ich.

„Schön, dass du dich so früh meldest. Du bist erst die dritte, mit der ich heute spreche.“

„Wir wollten mal zu den ersten gehören. Na, hat dich dein lebenswerter Schatz heute Morgen schon verwöhnt?“

„Nee, der ist geschäftlich in London unterwegs.“

„An deinem Geburtstag? Seit wann ist der an deinem Geburtstag nicht da?“

„Es ging einfach nicht anders. Ihm hat es unheimlich Leid getan. Am Anfang war ich noch sauer, aber...“

„Oh, schade, bist du heute dann ganz alleine oder bekommst du noch

Besuch?“

„Nein ich bekomme keinen Besuch, das macht mir aber gar nichts aus, weil ich...“

„Na, was ist los?“

„Du Gitti, ich fahre die Grand Tour.“ Gitti ist eine der wenigen Personen, der ich vor einigen Monaten von der Tour erzählt hatte. Sie, die mir als einzige meiner Freunde begeistert zugeraten hat, den Mercedes mit Gummibären zu bekleben, reagierte reserviert, fast verständnislos auf meine Idee. Viel zu riskant, verrückt und nicht durchführbar, lautete ihr ablehnendes Urteil. Ein paar Nummern kleiner, zum Beispiel eine überschaubare Strecke vom Stuttgarter Schloss bis ins neue Mercedes Benz Museum oder eine Berliner „Stadt-Bären-Rundfahrt“ wäre in ihren Augen vertretbar gewesen. Die Leitung ist still, als wäre sie unterbrochen. Aber das ist sie nicht. Eine gefühlte Unendlichkeit von Sekunden herrscht absolute Ruhe. Eine Stille, wie sie in unserer Freundschaft noch nie vorgekommen ist. Ich weiß, sie hat mich richtig verstanden. Sie muss nicht noch einmal nachfragen. Was denkt sie jetzt? Wie kann ich ihr erklären, warum ich die Grand Tour fahren muss - wenn ich selber keine fassbare Erklärung habe?

„Wie geht es dir?“ Was soll diese Frage? Hält die mich jetzt für verrückt? „Na ich bin aufgeregt. Ich habe in den letzten Wochen viel organisiert...und habe gestern erst entschieden, dass ich fahren werde...momentan stecke ich in den Vorbereitungen.“ Ich versuche so kurz und so sachlich wie möglich die Geschehnisse zusammenzufassen. Gitti unterbricht mich kein einziges Mal. Gewöhnlich leben unsere Gespräche von unzähligen Emotionen: von Gelächter, Spaß und Tollerei. Und heute? Sie will mich schützen und sagt nichts, obwohl ich durch ihr fehlendes, ansteckendes Lachen, durch ihr zurückhaltendes, stilles Zuhören schon längst merke, welche unangenehme Distanz sich zwischen uns schiebt.

„Um deine Frage abschließend zu beantworten: Ich glaube, ich bin auch etwas erkältet und habe einige Bläschen im Mund, die bei mir eine heraufziehende Grippe ankündigen.“ „Wenn ich so eine Tour planen würde, hätte ich nicht nur einige Bläschen im Mund“, bekomme ich als knallende Antwort serviert. Anstatt gemeinsam über den gelungenen Witz zu lachen, bleiben mir meine Zweifel fast im

Halse stecken. Verwirrt vergesse ich fast noch, von Gittis Mann Jörg die Glückwünsche entgegenzunehmen.

Grüblerisch sitze ich mit einer frischen Tasse Kaffee und meinem angebissenen Brötchen am Frühstückstisch und überlege, wie ich mit weiteren Geburtstagsanrufen umgehen soll. Die zweite Tageshälfte hat bereits begonnen, als ich mit dem Frühstück fertig bin. Mehrere Anrufe haben mich vom Essen abgehalten. Die Grand Tour ist kein Gesprächsthema mehr. Die aufkommenden Zweifel haben sich so schnell verflüchtigt, wie sie gekommen waren. Draußen gießt es nach wie vor in Strömen. Der vorhergesagte Dauerregen ist eingetroffen. Aber es stört mich nicht im Geringsten. Ich kenne die Wetteraussichten und bin beschäftigt. Beschäftigt mit der Vorbereitung der Grand Tour und mit Geburtstagsglückwünschen. Ich kann mir momentan nichts Schöneres vorstellen. Der restliche Tag vergeht rasend schnell.

Als ich zufrieden, aber ausgepowert im Bett liege und meinem Schöpfer für diesen Tag danke, ist an Einschlafen nicht zu denken. Meine Gedanken kreisen endlos um den regnerischsten Geburtstag meines Lebens.

19. September 2007 - Vom Museum in den Orient

Die Wettervorhersage:

„Donnerstag, 20. September: Sonne, Wolken, Regenwahrscheinlichkeit bei 20 Prozent.

Freitag, 21. September: Sonne, einzelne Wolken, Regenwahrscheinlichkeit bei null Prozent.

Samstag, 22. September: Sonne, Regenwahrscheinlichkeit bei null Prozent.

Sonntag, 23. September: Sonne, Regenwahrscheinlichkeit bei null Prozent.“

Nur beim Tourstart habe ich mit vereinzelt Schauern zu rechnen. Ich bin begeistert! Nach dem miserablen Wetter der letzten zehn Tage und der noch miserableren Wettervorhersage bis vor einer Woche kann ich mein Glück kaum fassen. Einfach phänomenal! Einen

Luftsprung bis in den Himmel oder besser nur bis an seine Pforte. Das ist das Mindeste, was mein Herrgott verdient hat.

Schon um acht Uhr sitze ich am Computer, um die Tourdaten auf meiner Internetseite zu aktualisieren und meine Hotelunterkünfte zu bestätigen. Mit der abgeschlossenen Zimmerreservierung werden Fakten geschaffen.

Bereits am letzten Wochenende hatte ich die Suche nach geeigneten Unterkünften gestartet: Diese sollten unweit der Streckenführung in Nähe einer Autobahnausfahrt liegen, über eine sichere Unterstellmöglichkeit für den Mercedes verfügen und einigermaßen kostengünstig sein. Fast das ganze Wochenende verbrachte ich mit der Recherche. Am Sonntagabend war ich mit dem Ergebnis hoch zufrieden. Ich konnte beinahe alle Unterkünfte mit Garage buchen. Ebenso bekam ich sie, von Venedig einmal abgesehen, für einen anständigen Preis.

Ein Anruf! Wer ist denn das schon wieder? Hingehen oder nicht? Ich entscheide mich, nicht ans Telefon zu gehen. Ich stecke schließlich mitten in den Vorbereitungen und bekomme allmählich ein flaes Gefühl. Ich muss endlich meine elendslange Checkliste abarbeiten: Fahrzeugpapiere, Unterkunftsadressen, Routenvorlage, Reservierungsnummern, Versicherungsunterlagen für Jörg kopieren steht obenauf.

Mit einer Handvoll Papiere mache ich mich zum nächsten Kopierladen auf. Dort muss ich feststellen, dass nur ein Kopierer von dreien funktioniert. Wie immer, wenn man es eilig hat, sind entweder die Kopiergeräte defekt oder von zahlreichen Studenten ausgebucht. Zwanzig Minuten später kann ich endlich die Unterlagen kopieren und hetze auf meinem Fahrrad nach Hause.

Unverzüglich mache ich mich über meine Liste her: Notfallrucksack packen mit Personalausweis, Fahrzeugpapieren, Wasserflasche, Nervennahrung, Regenjacke, Mobiltelefon und Warndreieck. Wenn es anfängt zu regnen, muss ich sofort reagieren können: Auto abstellen. Regenschirm und Rucksack aus dem Auto werfen. Den Wagen mit der Plane abdecken. Abwarten. Weiterfahren. So ungefähr sieht meine Vorstellung aus, wie ich mich bei plötzlich einsetzendem Regen zu verhalten habe. Dabei wird es keine Rolle spielen, an welchem Ort ich mich gerade befinde. Fängt es in der Stadt zu regnen

an, stelle ich mich in eine Parkbucht und harre der Dinge. Bin ich auf der Landstraße unterwegs, biege ich in den nächsten Feldweg ein. Problematisch kann es auf der Autobahn werden. Hier bleibt mir nur die Möglichkeit, den Seitenstreifen als Parkplatz zu benutzen. Vielleicht habe ich ja Glück und bin in der Nähe einer Brücke. Oder ich habe so viel Schwein, dass eine Raststätte in der Nähe ist. Besser, ich setze mich gleich mit der Realität auseinander. Es ist schlichtweg utopisch, auf einem Streckenabschnitt von über 2.000 Autobahnkilometern allzeit eine sichere Unterstellmöglichkeit für den Gummibären-Mercedes zu finden. Genauso gut könnte ich unterstellen, dass es 14 Tage lang überhaupt nicht regnen wird. Ich wäre schon froh, wenn ich bei strömendem Dauerregen die Nacht nicht neben meinem eingepackten Kunstwerk zu verbringen hätte. Die grausliche Vorstellung, auf der Autobahn mit einem Regenschirm bewaffnet, aufblendenden Autofahrern hinterher zu fluchen, oder Stund um Stund die Kälte aus meinen übernachtigten Gliedern zu laufen, ohne einen substanziellen Schritt vorwärts gekommen zu sein, treibt mir bereits jetzt Schauer über den Rücken. So viel Nervennahrung könnte ich gar nicht zu mir nehmen. Dazu kommt die Ungewissheit. Wann hört es wieder auf zu regnen? In vier, vierzehn oder vielleicht in vierundzwanzig Stunden? Und was mache ich, wenn ich Besuch bekomme? Ein verpackter Mercedes, der sich unerlaubter Weise auf dem Seitenstreifen der Autobahn tummelt, kann keiner vorbeifahrenden Polizeistreife verborgen bleiben. Egal, ob sie eine grüne, graue oder blaue Uniform trägt. Wie erkläre ich, dass sie das eingepackte Paket weder öffnen noch vom Abschleppdienst entfernen lassen dürfen? Ob ich sie mit einer Tüte Gummibären bestechen könnte?

Ratlos lasse ich meinen Blick eine zeitlang schweifen, bevor ich mich wieder meiner Aufstellung zuwende: Digitalkamera, Sonnenbrille, Tagebuch, Bibel, iPod, Kunst- und Reiseführer in den zweiten Rucksack packen; Ersatzgummibären, Handstaubsauger, Wein und Kekse in den dritten. Nur für meine Klamotten brauche ich eine Reisetasche.

„Meine Organisation kann sich sehen lassen“, frohlocke ich und mache mich daran, die unterschiedlichen Gegenstände zusammen zu suchen. Kräftige Unterstützung bekomme ich von unserer

Musikanlage, indem ich die Lautstärke meiner Hochstimmung angleiche. Die ganze Bandbreite meines kunterbunten Musikgeschmacks beteiligt sich an der Vorbereitung. Springend, mitunter tanzend, bewege ich mich von einem Zimmer zum anderen und erledige so banale Aufgaben wie das Aussuchen südafrikanischer Rotweinflaschen oder passender Hemden. Dass mich die leichte Muse eher beschwingt als zum zielstrebigen Tempo ermuntert, nehme ich gerne in Kauf. Besonders bei der Auswahl meiner Kleidungsstücke verbringe ich ewig Zeit. Ich gedenke auf meiner Reise gut auszusehen, so dass ich in Erwägung ziehe, einen legeren Anzug mitzunehmen. Viele Künstler tragen schwarz. Warum sollte ich nicht schwarz tragen? Der Künstler im dunklen Anzug wird die farbenfrohen Gummibären auf ein Nonplusultra kontrastieren. Klingt nicht schlecht, ist aber nicht authentisch. Eigentlich trage ich nur bei Beerdigungen schwarz. Und die Grand Tour möchte ich allenfalls als Auferstehung erleben. Glücklicherweise fällt mir rechtzeitig ein, dass die Kapazitäten des Mercedes beschränkt sind. Schließlich nehme ich neben meinem Gepäck noch 5.000 Flyer und eine voluminöse Abdeckplane mit, die für sich schon die komplette Rückbank blockieren wird. So belasse ich es bei einer Hand voll Hemden und ein paar Hosen. Ein Pullover und einige legere T-Shirts runden meine sichtbare Garderobe ab. Bis ich alle Sachen zusammen gesucht habe, ist es bereits dunkel. Spät, aber nicht zu spät. Das meiste scheint erledigt. „Hat doch gut geklappt, hast du gut hinbekommen, Sunny“, stelle ich zufrieden fest und mache es mir auf unserem Sofa bequem. Der blinkende Anrufbeantworter signalisiert mir neue Nachrichten. Jörg, Ruth und Anka Busch haben angerufen. Frau Busch will wissen, wie weit ich mit den Vorbereitungen bin, ob ich schon absehen kann, bis wann ich morgen ins Automobilmuseum komme. „Ach die liebenswerte Frau Busch“, denke ich laut. Und schon kreisen meine Gedanken nur noch um unser Kennenlernen.

Das Museum Busch war die erste Ausstellungsgelegenheit für den Mercedes. Im Sommer 2006 hatte ich zunächst dem europaweit bekannten Auto & Technik Museum in Sinsheim meine Unterlagen geschickt. Die Exponatsverwaltung sah aus Kapazitätsgründen leider keine Möglichkeit, den Mercedes aufzunehmen. Freundlicherweise

schickten sie mir im Antwortschreiben eine Liste mit Automobilmuseen zu, in der Annahme, mir weiterhelfen zu können. Da ich jedoch keine übergroßen Neigungen verspürte, den Kunst-Mercedes im Automobilbereich auszustellen, stand ich weiteren Kontaktforderungen reserviert gegenüber. Meine Bedenken, ob es Oldtimerliebhabern gefallen würde, einen fast 35 Jahre alten Mercedes mit Gummibären beklebt zu sehen, taten ihr Übriges. Ich konnte mich gut an ein Internetforum von Mercedesfreunden erinnern, in welchem er durch meinen Freund Frank als Thema eingereicht wurde. „Spinner“ und „dem hat man ins Hirn geschissen“ waren noch die harmloseren Kommentare. Mindestens 90% Ablehnung schienen eine schlechte Motivation zu sein, um mein Kunstwerk in die Höhle des Löwen zu stellen. Da die Aussteller bisher nicht Schlange standen, ich den Mercedes aber unbedingt öffentlich ausstellen wollte, blieb mir dennoch nur der Weg über die Automobilmuseen übrig.

Das Automobilmuseum Busch war in einem Nebengebäude des Schlosses des Fürsten zu Waldberg-Wolfegg untergebracht und war mit über 200 Oldtimern eines der bekanntesten privaten Automobilmuseen Deutschlands. Mir gefiel, dass Frau Busch sich sehr darum bemühte, meinen Gummibären-Mercedes präsentieren zu können, und so entschied ich auf ihr Angebot einzugehen. Nachdem sich der Ausstellungsbeginn wegen meiner ursprünglichen Absicht, die Grand Tour im Juni fahren zu wollen, verzögert hatte, war es Anfang Juli dann soweit. Mitten in der Nacht fuhr ich den Wagen von München ins oberschwäbische Wolfegg. Ich hatte ihn auf einen offenen Fahrzeuganhänger verladen und vollständig mit Zellophanfolie verpackt, um ihn gegen Dreck und Regen zu schützen. Der tonnenschwere Mercedes wackelte mitunter heftig während der Fahrt, so dass ich recht erlöst war, als ich im Morgengrauen in Wolfegg ankam. Gegen acht war ein Treffen mit dem Südwestrundfunk vor dem Museum vereinbart. Es sollte ein Live-Interview für das Morgenprogramm des Senders aufgenommen werden. Das Interview sorgte dann für reges Interesse bei der lokalen Bevölkerung, denn der Fürst und ein Duzend Einwohner besuchten bereits wenige Stunden danach das Museum. Im Anschluss an das Interview bezog der Mercedes seinen ausgewiesenen Ausstellungsplatz. Die Enge der Räumlichkeiten

verursachte für die Museumsmitarbeiter arbeitsreiche Stunden. Es bedurfte einiger Rangieranstrengungen und der Muskelkraft von mehreren jungen Hilfskräften, bis die betreffenden Oldtimer bereit waren dem neuen Exoten Platz zu machen. Fast hätte man auf die Idee kommen können, dass sie nicht so einfach bereit waren, dem Mercedes eine herausgehobene, auf einem Podest etwas höher gelegene Position zu gönnen. Als der Mercedes endlich aufgestellt war, schien auch er etwas beleidigt zu sein, denn er brach mit der rechten Hälfte seines Hecks in das Podest ein, so dass er kurz in Schiefelage kam und ein beachtliches Loch im Boden als Andenken hinterließ.

Nachdem am Nachmittag der Ausstellungsbereich schließlich komplett fertig war, strahlte der Mercedes unter den Scheinwerfern mit seinen beiden Initiatoren um die Wette. Er war gut in Szene gesetzt! Als ich mir die Oldtimer in direkter Nachbarschaft etwas genauer anschaute, traute ich kaum meinen Augen. Vor mir stand unzweifelhaft ein zitronengelber Oldtimer aus den 20er Jahren, der genau dem Auto meiner Lieblingscomicfigur Gaston glich. Gaston, der chaotische, trottelige Erfinder, in Frankreich genauso bekannt wie Asterix. Ich konnte es kaum glauben. „Gaston und mein Gummibären-Mercedes haben eine gemeinsame Vergangenheit“, schrie ich so laut heraus, dass Frau Busch eiligst zu mir herüber lief, um zu fragen, ob bei mir alles in Ordnung sei. Begeistert erzählte ich ihr die Geschichte von Gaston und dem Mercedes. Frau Busch war genauso überrascht, dass in ihrem Museum beide Fahrzeuge nebeneinander ausgestellt waren und betrachtete es als gutes Omen für den weiteren Ausstellungsverlauf. Meine strahlenden Augen stimmten ihr zu. Ich hatte den richtigen Platz für meine erste öffentliche Präsentation gefunden.

In den folgenden Wochen erfreute sich mein Kunstwerk großer Beliebtheit. Die Besucherzahlen des Museums stiegen. In regionalen Medien wurde über ihn berichtet. Und die meisten Leute gaben wohlwollende Kommentare ab.

Eines Tages, als ich mal wieder mit Frau Busch telefonierte, wollte sie mich unbedingt eine der lobenden Reaktionen miterleben lassen. Sie unterbrach unser Gespräch und fragte mit für mich hörbar eingestelltem Lautsprecher einen Museumsbesucher, was er von dem

Gummibären-Mercedes halten würde? „Einfach nur schrecklich“, rief er ohne zu zögern. Was mir einen Lachanfall abnötigte, veranlasste Frau Busch, dies als Vorführeffekt herunterzuspielen. Ihr war es hörbar peinlich. Sie ärgerte sich über so viel Ignoranz. „Wenn Kunst zu Widerspruch führt, hat sie ja einen Teil ihrer Aufgabe erfüllt“, witzelte ich nur noch süffisant kichernd hinzu.

Im Museum werde ich Frau Busch heute Abend wohl nicht mehr erreichen. Seit ihrem Anruf sind mindestens zwölf Stunden vergangen. Na, zum Glück habe ich ihre Privatnummer. Sie wird sicher Verständnis für meinen späten Rückruf haben. „Hier ist der Anrufbeantworter von Anka Busch. Wer mir eine kurze Nachricht darauf sprechen will...“
„Hallo Frau Busch! Komme morgen zwischen 11 und 13 Uhr ins Museum. Gute Nacht!“

Ich stelle fest, dass es mir mitunter gelingt, Angelegenheiten kurzweg auf den Punkt zu bringen. Leider gelingt mir dies in einer unvergleichlich heikleren Angelegenheit gleich noch einmal „Du siehst furchtbar ungepflegt aus“, lautet das augenfällige Urteil des Badezimmerspiegels. Dabei bin ich meistens mit meinem Aussehen durchaus zufrieden. Wenn ich bedenke, dass ich ein Jahrzehnt mehr auf dem Buckel habe als mein 35-jähriger Mercedes, sehe ich noch ganz passabel aus. Manchmal werde ich sogar der Altersgruppe meines Oldtimers zugeordnet. Klingt in meinen Ohren wahnsinnig charmant, ist aber nichts als Augenwischerei. Bei einem 35 Jahre alten Auto kommt schließlich auch kein Mensch auf die Idee zu sagen, es sähe aus wie fünfundzwanzig, nur weil es seine Roststellen gut verstecken kann. Von mir hat sich in den letzten Jahren eine beträchtliche Anzahl schwarzer Kopfhaare verabschiedet. Aber ich bilde mir ein, dass ein kurzer, schicker Haarschnitt und meine 180 Zentimeter Körpergröße von der lichten Stelle so gut ablenken, dass sie den meisten Menschen nicht auffällt. Spätestens, wenn ich wieder mal eine von den braven Rotznasen auf den Schultern sitzen habe, bekomme ich ungefragt zu hören: „Günther, du hast ja ne Glatze.“ Ganz schön entlarvend. Aber Ehrlichkeit fördert das Reflexionsvermögen. Und soeben antwortet mir der

Badezimmerspiegel: „Du siehst furchtbar ungepflegt aus und hast noch nicht einmal einen schicken Kurzhaarschnitt.“ Den letzten habe ich vor sechs Wochen erhalten. Nach acht Wochen sehe ich gewöhnlich aus wie eine Hummel. In aller Direktheit hat mir Jörg diesen Kosenamen verpasst, und er trifft blöderweise auch noch zu. Ich bin in den letzten Tagen einfach viel zu beschäftigt gewesen, um ans Haareschneiden zu denken. Um 21 Uhr werde ich in München wohl keinen Friseur mehr finden. Was soll's, auf eine Hummel mehr oder weniger kommt es sowie nicht an. Tatsächlich üben die Gummibären des Mercedes einen gewissen Reiz auf Insekten aus.

Noch acht Stunden schlafen, dann geht es los. Mein innerer Zustand schwankt zwischen eilfertiger Neugierde und zurückhaltender Skepsis. Frisch geduscht lege ich mich in unser lauschiges Bett und versuche einzuschlafen. Unzählige Gedankenströme kreisen um den morgigen Tourbeginn. Sie hüpfen von einem unbekanntem Ort zum nächsten und kehren auf neuem Wege zurück. Noch hindern sie mich am Einschlafen, obschon sich die aufmüpfigen Zweifel zur Nachtruhe verabschiedet haben. Eine leichte Ungeduld liegt eben noch in der Luft, die sich langsam, ganz langsam aufzulösen beginnt, um mir den Weg ins märchenhafte Morgen nicht weiter zu verschließen. Und ich beginne zu Träumen.

Mein Traum erzählt von einem kleinen Jungen, der mit seiner Familie im fernen Bagdad lebte. Sein Vater war ein bekannter Kaufmann, der es gewohnt war, gute Geschäfte mit den Kaufleuten aus anderen Ländern zu machen. Jedes Mal, wenn sich am Horizont eine Handelskarawane ankündigte, lief der kleine Junge der Karawane neugierig entgegen und wies ihnen den Weg zum Hause des Vaters. Dort beobachtete er ungeduldig, wie sein Vater mit den Händlern um den besten Preis für ihre vielseitigen Waren feilschte. Meistens hatten die Händler Tee, Datteln, Feigen oder Bananen auf ihren Kamelen geladen. Manchmal waren aber auch Seide aus China, Gewürze aus Indien oder Perlen vom roten Meer dabei. Sein Vater kaufte fast alles, was er bekommen konnte und war für sein Feilschen um den niedrigsten Preis bei ihnen gefürchtet. Da die Händler aber noch immer gut verdienten, waren auch sie nach dem abgeschlossenen Handel so zufrieden, dass sie sich gerne von seinem Vater zum reich gedeckten Abendmahl einladen ließen. Dort saßen dann die Männer

zusammen, aßen die leckeren Speisen und erzählten von ihren heldenhaften Erlebnissen und von den eindrucksvollsten Städten, die sie auf ihren Reisen bereits gesehen hatten. In den Ohren des kleinen Jungen klangen die Geschichten so faszinierend, ja bezaubernd, dass er immerzu von neuem in ihren Bann gezogen wurde. Und jedes Mal, wenn die Karawane weiter zog, überkam ihn der sehnsüchtigste Wunsch, sich den Händlern anschließen zu können. Fast jede Nacht träumte er vom großen Leuchtturm in Alexandria, vom sagenumwobenen Babylon oder vom byzantinischen Konstantinopel. Er schwärmte von Sultanen, Emiren, Kalifen und Maharadschas und ihren reich mit Edelsteinen verzierten Palästen. Er träumte von den Tempeln in Jerusalem, von der Felsenstadt Petra und wie er in der Hafenstadt Gaza auf einem riesigen Handelsschiff anheuerte. Jeden Morgen wachte er mit dem Bild der berühmten Pyramiden von Gizeh auf, doch dann merkte er enttäuscht, dass er wieder alles nur geträumt hatte. Um all diese faszinierenden Orte besuchen zu können, würde er mehrere Leben brauchen, dachte der kleine Junge betrübt.

Eines Tages, als er wieder den faszinierenden Reiseberichten eines alten Karawanenführers lauschte, fragte dieser den kleinen Jungen, was ihn an seinen Geschichten am meisten gefallen habe. Erst zögerlich, dann redet froh und unbedacht erzählte der kleine Junge von seiner heimlichen Leidenschaft für die Reiseberichte der Kaufleute und von seinen wiederkehrenden Träumen. Als der Junge geendet hatte, nahm der alte Karawanenführer ihn an die Hand und ging mit ihm aus dem Zelt zu den Kamelen. Dort holte er einen alten zerbeulten Perserteppich hervor und einen Beutel mit verschiedenen Gesteinen und gab sie dem kleinen Jungen. „Entdecke das Geheimnis der Fantasie und du wirst dir deine Träume erfüllen können“, sprach der alte Herr und ließ den erstaunten kleinen Jungen alleine zurück. „Ein alter Perserteppich, einige rötliche Sandsteine, etwas schwarzer Basalt und weißer Kalzit sollen mir helfen, meinen Traum vom Reisen zu erfüllen?“ Der kleine Junge schaute skeptisch. In den nächsten Wochen versuchte der Junge hinter das Geheimnis zu kommen. Aber was er auch mit den Steinen oder mit dem Teppich versuchte, es passierte nichts. Als er schon enttäuscht aufgeben wollte, kam er auf die Idee, den alten zerbeulten Teppich mit den verschiedenen Gesteinen verschönern zu wollen. Er legte die Steine in verschiedenen Mustern über den Teppich, an den Rand und legte

fantasievolle kleine Mosaik. Als er mit einem besonders abwechslungsreichen Mosaikmuster fertig war, beäugte er die reliefartige, neue Formation der Steine auf dem Teppich und setzte sich schließlich zufrieden hin.

Kaum hatte er auf dem Teppich Platz genommen, setzte sich dieser in Bewegung und flog mit ihm in den dunkelblauen Nachthimmel hinaus. Der kleine Junge traute seinen Augen nicht, als er mit seinem Teppich über dem nächtlichen Bagdad kreiste und sein Vater und die Menschen immer kleiner wurden. Er trug ihn immer weiter fort von Bagdad, von seinem Vater und den Menschen, die ihm lieb waren. Angsterfüllt, aber neugierig klammerte er sich an den Teppich, bis er in einen tiefen Schlaf verfiel. Als die Morgensonne ihn weckte, war er gänzlich ungläubig. Er saß tatsächlich auf einem fliegenden Teppich. Er hatte nicht geträumt. Sofort musste er die Augen wieder schließen. Seine Augen wurden von den grellen Sonnenstrahlen geblendet. Als er vorsichtig seinen Blick erneut auf den Teppich lenkte, hatte es den Anschein, als würde er direkt in die Schatzkammer Ali Babas schauen. Die alten, dreckigen und beschädigten Steine sahen plötzlich aus wie wertvolle, leuchtende Edelsteine. Von roten Rubinen, weißen Opalen, orangen Bernsteinen, gelben Saphiren oder grünen Smaragden hatten die Kaufleute in Bagdad oft erzählt. „Wenn ich nicht wissen würde, dass es sich nur um gewöhnliche, alte Steine handelt, könnte ich denken, dass ich echte Edelsteine gefunden hätte“, überlegte der kleine Junge.

Augenblicklich wurde er zunehmend ruhiger und glücklicher und konnte sich kaum satt sehen an der leuchtenden Fülle seines fliegenden Teppichs. Zufrieden lehnte er sich zurück und wartete ab, wo ihn die Reise hinführen würde.

Als die Abenddämmerung einsetzte, sah er am Horizont ein riesengroßes Licht aufflackern. Je näher der Teppich an die Lichtquelle heran flog, umso mehr sah er, dass es sich um ein Feuer handeln musste. Als er nur noch wenig von dem Feuer entfernt war, erblickte er einen kolossalen, gewaltigen Turm auf einer Insel, in dem ein funkelndes, mächtiges Leuchtfeuer brannte. „Dies konnte nur der große Leuchtturm von Alexandria sein“, rief der kleine Junge freudig aus und zwickte sich in seinen Allerwertesten. Nein, diesmal hatte er

nicht nur geträumt; das Geheimnis der Fantasie hatte ihm verholten seinen Traum vom Reisen zu verwirklichen.

20. September 2007 - Ein fliegender Teppich auf Jungfernflug

Piep, Piep, Piep, Piep! Einen Atemzug später schaltet ein gezielter Schlag den schrillen, durchdringenden Weckruf aus. Mit einem Ruck bugsiere ich mich in eine aufrechte Sitzhaltung und greife nach dem Schalter der hellblauen Nachttischlampe. Ihr warmer, gedämpfter Lichtschein erhellt auf angenehme Weise den Raum. Ich spüre eine fremde, blitzartige Wachheit in mir aufsteigen und reibe mir benommen den Schlaf aus den Augen, der Sandkörnern gleicht. Die unversiegbaren Gedanken der Nacht lassen mich fast regungslos im Bett verweilen. Erst als sich der schrille, durchdringende Appell des Weckers sich von neuem bemerkbar macht, springe ich aus dem Bett und lasse meine fesselnde Traumwelt endgültig zurück. Fünfzig Minuten habe ich, um zu duschen, zu frühstücken, mit Jörg zu telefonieren und um diverse Taschen und Rucksäcke im Auto zu verstauen. Als ich schon splitterfasernackt im Badezimmer stehe, höre ich das Telefon. „Das kann nur Jörg sein“, geht es mir durch den Kopf und springe aus der Badewanne und renne ins Wohnzimmer.

„Guten Morgen, hier steht ein nackter, gut aussehender Mann am Telefon und würde gerne erfahren, wer es wagt, mich von meiner morgendlichen Dusche abzuhalten.“ „Ähem, guten Morgen, spreche ich mit Herrn Siraky?“ Puh, die Stimme kommt mir aber gar nicht vertraut vor! „Ja, ich bin am Telefon. Mit wem spreche ich denn?“ „Dr. Anahid Rickmann, von der Pressestelle des Verbands der Automobilindustrie. Ich störe Sie hoffentlich nicht zu früh?“ „Keineswegs, ich habe nur nicht mit Ihrem Anruf gerechnet.“ „Ich möchte kurz durchgeben, dass Sie morgen früh ab 8:30 Uhr über das Tor Ost auf das Messegelände gelassen werden. Sie müssen sich unbedingt ausweisen und ich benötige Ihr Autokennzeichen. Deswegen rufe ich an. Haben Sie schon eines?“ „Nein, das bekomme ich in den nächsten Stunden.“ „Na, dann melden Sie sich danach doch unter meiner Mobilnummer und geben es mir bitte durch.“ „Mache ich, Frau Rickmann. Ich melde mich.“

„Gute Fahrt und ich freue mich, Sie auf der IAA begrüßen zu dürfen.“

„Danke, die Freude ist ganz auf meiner Seite.“ Klack!

„Du Idiot, musst du deine infantilen Späße ausgerechnet heute Morgen zum Besten geben? Vielleicht hast du ja unsere Nachbarn mit deinem splinternackten Auftreten auch noch erfreuen können?“ Instinktiv schaue ich aus dem offenen Wohnzimmerfenster und sehe, wie ein Vorhang im gegenüberliegenden Haus ruckartig zugezogen wird. Kopfschüttelnd, innerlich feixend, gehe ich ins Badezimmer, jedoch nicht ohne zuvor den Hörer neben das Telefon zu legen.

Als ich unseren alten Polo starte, ist es bereits nach acht. Eigentlich wollte ich um diese Zeit in Starnberg sein. Die Leiterin der Zulassungsstelle wartet sicher auf mich. Zweimal zuvor habe ich sie aufgesucht, um Möglichkeiten der Kurzzulassung auszuloten. Heute erscheint sie extra früher zum Dienst, um mir das Nummernschild auszustellen. Und du bist schon wieder unpünktlich! Dreißig Minuten zu spät erreiche ich die Zulassungsstelle. Versicherungsunterlagen bearbeiten, Fahrzeugbrief vorlegen, Nummernschild prägen lassen. Alles geschieht reibungslos. Bereits nach einer halben Stunde habe ich mein neues Nummernschild in der Hand, mit dem ich 15 Tage lang fahren darf. Das hoffe ich zumindest. Anschließend möchte ich Frau Dr. Rickmann schnell die Nummer des Kennzeichens durchgeben. „Ich bin mitten in einer Pressekonferenz, schicken Sie mir bitte eine SMS“, bekomme ich unversehens vermittelt. Mist, auch das noch. Die letzte SMS, die ich geschrieben habe, muss Jahre her sein. Ich bin in Versuchung, eines von den jungen Mädels anzuquatschen, die vor der Zulassungsstelle mit Rauchen und Tratschen beschäftigt sind. „Nein, das tust du nicht“, fordere ich mich unwirsch zur Selbstdisziplin auf. Hektisch und nervös versuche ich die Nummer des Kennzeichens einzutippen. Nach einer wahren Ewigkeit habe ich die Nachricht versendet. Welchen Eindruck eine SMS ohne ein einziges Leerzeichen bei Frau Dr. Rickmann hinterlassen mag, darüber mache ich mir jetzt keinen Kopf, denke ich trotzig.

Kurz darauf bin ich auf dem Weg nach Lindau unterwegs und hänge am Motto der modernen Grand Tour fest. „In einem Kunstwerk zu

reisen zur Kunst, macht die Reise zum Kunstwerk“, war mir in Anlehnung an ihre historische Bedeutung eingefallen. Natürlich konnte man das beschwerliche Reisen voriger Jahrhunderte mit der Kutsche, zu Pferde oder zu Fuß nicht ohne weiteres mit dem Reisen in einem mit Gummibären beklebten Oldtimer vergleichen. Trotzdem waren gewisse Parallelen unübersehbar: Genau wie die historischen Vorläufer der Grand Tour, wie Michel de Montaigne, Thomas Coryat oder James Boswell, würde auch ich zu herausragenden Kunststätten aufbrechen und dabei das Reisen im Vordergrund stehen. Dass ich es ohnehin als Kunstreise empfinden würde, in meinem eigenen Kunstwerk zu reisen, verstand sich von selbst. Letztendlich war ich sogar davon überzeugt, dass aus meiner Reise ein neues Kunstwerk entstehen könnte. Selbst wenn dies außer mir niemand mitbekommen sollte.

Gegen elf Uhr treffe ich auf Schloss Wolfegg ein. Ich bin aufgeregt, nervös und strahle doch eine immense Vorfreude aus. Von weitem kommt mir Frau Busch entgegen: „Hallo Herr Siraky, wie geht es Ihnen? Schon etwas aufgeregt? Wir haben bereits in der Frühe den Mercedes aus dem Museum verbannt. Es hat zwei Stunden gedauert, aber alles ist gut gegangen. Freuen Sie sich darüber?“ „Was für eine Frage!“ Ich strahle und verliere meine Contenance, umarme sie wie eine alte Schulfreundin, so dass sie spätestens jetzt zu verstehen beginnt, wie viel wertvolle Stunden sie mir eingespart hat. „Unser Oldtimeringenieur hat auch die Ausschaltmechanik in Ordnung gebracht. Jetzt müssen Sie nicht mehr die Haube öffnen, um ihren Mercedes im Motorraum auszuschalten“. Tatsächlich hatte ich komplett vergessen, dass wir den Wagen bei Ausstellungsbeginn nur auf diese Weise ausschalten konnten. Nun kann ich wieder den regulär neben dem Lenkrad angebrachten Glühschalter zum Abstellen des Motors benutzen. Eine erhebliche Erleichterung! Dass die Motorhaube nur noch geöffnet werden kann, indem ich innen mit einer Flachzange am Seilzug ziehe, kann ich nicht ändern und stört mich nicht weiter.

„Ich lasse Sie am besten mit ihrem Wagen alleine. Sie müssen bestimmt noch einiges erledigen“. Sichtlich zufrieden nehme ich die Aufforderung von Frau Busch zur Kenntnis und versuche die Heckscheibe des Mercedes zu beschriften. Eine bereits vorgefertigte

Folie soll mir helfen, die ausgewählten Schriftzüge auf die Scheibe zu kleben. Obwohl ich das Aufbringen des Schriftzuges extra geübt habe, stelle ich mich wie ein überfordertes Nervenbündel an. Die Schrift wirft Blasen und wird schief. Das Abziehen der Schriftzüge verzögert sich. Ich schwitze, bin ungeduldig und würde den Job gerne gegen ein kühles Getränk eintauschen. Irgendwie kriege ich es schließlich hin. Und das Ergebnis kann sich sehen lassen. Ein feuerroter Schriftzug ‚Grand Tour 2007‘ macht auf meine Kunstreise aufmerksam. Darunter ist in den anderen Gummibärenfarben zu lesen: ‚documenta‘, ‚skulptur projekte münster‘, ‚La Biennale di Venezia‘ plus meine Internetadresse.

Wesentlich müheloser gelingt es mir, einen streichholzgroßen, ebenso wichtigen Aufkleber - diesmal auf das Lenkrad des Mercedes - zu kleben. Diesen hatte ich ein paar Wochen zuvor völlig unerwartet von der deutschen Bibelgesellschaft zugesandt bekommen: „Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhört“, konnte ich nun stets vor mir am Lenkrad lesen.

Als ich mein Gepäck im Wagen verladen habe, steht die Mittagssonne im Zenit. Ich kann es kaum glauben, dass ich schon startbereit bin. Mit einer herzlichen Umarmung von Frau Busch und einer Flasche Champagner unter dem Arm verabschiede ich mich vom Automobilmuseum auf Schloss Wolfegg.

Lange, sehr, sehr lange ziehe ich den Anlasser des alten Diesels, um den Motor genügend vorzuglühen. Als ich den Anlasser schließlich kräftig herausziehe, springt der altehrwürdige Dieselmotor zu meiner Freude sofort an. Wie ein schwerfälliger Traktor beginnt der Motor zu nageln. Das gleichmäßige Surren bei höheren Leerlaufdrehzahlen werte ich als gutes Zeichen und trete kräftig das Gaspedal, um ihn auf höhere Touren zu bekommen. Eine stinkende, dunkelgraue Rußwolke am Heck des Daimlers sorgt nun dafür, dass zumindest die am Kofferraum stehenden Betrachter die Abfahrt mit gemischten Gefühlen verfolgen.

Mit einem anhaltenden Hupkonzert starte ich die moderne Grand Tour und stelle amüsiert fest, dass ich mir um meine Hupe wohl keine Sorgen machen muss.

Die ersten Minuten sitze ich hinter dem Lenkrad und versuche zu verstehen, was ich gerade tue. Vor zwei Jahren habe ich zum letzten Mal am Steuer des alten Mercedes gesessen. Was mich schon immer an diesem Modell aus den 70er Jahren fasziniert hat, ist dessen wuchtige Behäbigkeit. Ein Dieselmobil, welches fast fünf Meter Länge aufweist, 1,4 Tonnen Gewicht sein eigen nennt und gerade mal 40 KW Leistung unter der Haube hat, ist wohl der Alptraum eines jeden Sportwagenfahrers. Vor fast zwanzig Jahren tauschte ich einen alten VW Käfer gegen einen ebenso alten Mercedes Diesel derselben Baureihe ein. Der einzige nennenswerte Unterschied, den ich damals bemerkte, war, dass ich eine schnuckelige 2-Zimmer-Altbauwohnung gegen eine geräumige 4-Zimmer-Altbauwohnung eingetauscht hatte. Doch gerade die komfortable, geräumige Trägheit des Mercedes macht den Reiz des Fahrens aus. Das ideale Automobil für gemächliches Reisen wie in vergangenen Zeiten. Für ein Reisen, bei dem das Reisen schon mit dem ersten Kilometer beginnt und bei dem man auch noch den letzten Kilometer in Erinnerung behält. Selbst wenn ich nicht das ganze Auto mit Gummibären beklebt hätte, könnte ich auf kurvigen Landstraßen unmöglich schneller fahren als 60 km/h. Auf Autobahnen kann ich mit dem Oldtimer vielleicht die doppelte Geschwindigkeit erreichen. Aber wie schnell kann ich fahren, wenn ich 35.000 Bären mit an Bord habe? Fünfzig, sechzig vielleicht 70 km/h? Auf jeden Fall nicht schneller als achtzig, da bin ich mir sicher. Ansonsten werden sich einige Gummibären wohl zu meinen Mitreisenden verabschieden.

Zehn Kilometer habe ich bereits hinter mir. Bei strahlendem Sonnenschein fahre ich durch eine oberschwäbische, hügelige Weidellandschaft. Sanfte, grüne Hügel mit schmalen, mündungsreichen Tälern sorgen für einen kurvenreichen Verlauf. Ausgedehnte Mähwiesen, auf denen meinen Augen eine wahrhaft prachtvolle gelbe Blühwelle begegnet, wechseln sich mit dicht bewachsenen Wäldern ab. Gelegentlich komme ich durch verträumte, menschenleer erscheinende Dörfer. Auch wenn ich keine Menschen sehe, sind sie bestimmt da, aber ich bemerke sie nicht. Ich will die ersten Augenblicke für mich alleine genießen: Wie in einem alten, ausladenden Wohnzimmersessel sitzend, habe ich die Beine weit von mir gestreckt und warte im vierten Gang dieselnnd darauf, dass mir

jemand die Filmvorschau durchgibt. Der Film hat bereits angefangen. Es scheint eine 3-D-Produktion zu sein, denn ich habe sofort die Vorstellung, Teil des Films und des Geschehens zu sein, ja selbst eine tragende Rolle einnehmen zu dürfen. Entspannt lehne ich mich zurück und mustere die Umgebung. Direkt vor mir sehe ich glitzernde, farbenprächtige Mosaik im Sonnenlicht leuchten. Meine Hand greift nach draußen und streicht über eine feste, holprige Fläche aus Gummibären, die sich noch hart, kühl und rissig anfühlt. Meine Augen wandern zurück auf die farbenfrohe Beschichtung, die sich wie eine transparente Schutzhaut über die komplette Motorhaube zieht. Das Bild wirkt wie ein plastischer, auffallender Flickenteppich, bei dem sich ruhig und geordnet ein buntes Quadrat an das andere reiht.

Was tue ich denn gerade? Träume ich oder bin ich wach? Ich bekomme den fesselnden, orientalischen Traum von heute Nacht nicht mehr aus dem Kopf. Seit ich heute Morgen aufgewacht bin, verfolgt er mich. Sobald ich nicht abgelenkt bin, muss ich an den kleinen Jungen aus dem fernen Bagdad denken. Warum träume ich gerade heute Nacht diese märchenhafte Geschichte? Es ist verrückt, aber diese Geschichte glaubt mir niemand. Ich kann mich an die ersten Jahre meiner Kindheit so gut wie gar nicht entsinnen. Eine der wenigen Erinnerungen, die mir geblieben sind, ist meine Vorliebe für orientalische Märchen, die zauberhaften Märchen aus tausendundeiner Nacht. Ich kann es nicht fassen, denn der frühkindliche Herzenswunsch, mit einem fliegenden Teppich herumfliegen zu können, hat sich bis zum heutigen Tag in meinem Unterbewusstsein gehalten. Ich kann mich nicht erinnern, dass mich in den vergangenen 35 Jahren ein fliegender Teppich jemals beschäftigt hat. Und ausgerechnet heute Nacht werde ich daran erinnert.

„Zauberhaft, magisch, einfach mysteriös“, geht es mir immerzu durch den Kopf. Wenn ich an eine Wiedergeburt glauben würde, dann hätte ich jetzt eine phantastische Erklärung. Aber ich habe ja meinen Glauben schon gefunden. Und bei dem steht zumindest eine irdische Wiedergeburt nicht auf dem Programm. Trotzdem lässt mich die seltsame Geschichte nicht los. Vielleicht ist ja schon damals in meiner kindlichen Märchenwelt der Grundstein für meine ausgiebige Reiselust gelegt worden? Kann es denn sein, dass ich einen

märchenhaften Kindertraum so verinnerlicht habe, dass ich ihn fast 40 Jahre später in Wirklichkeit erleben darf?

Am Straßenrand macht ein Schild auf einen Wanderparkplatz aufmerksam. Kurz danach stehe ich neben meinem Auto und kontrolliere die Gummibären. Alle Bären sind noch dran. Liebevoll tätschle ich einige von ihnen und steige zufrieden ins Auto ein. Bevor ich den Wagen starten kann, überkommt mich ein verrückter Gedanke, der dazu führt, dass ich prompt noch einmal vor dem Mercedes stehe und beginne die ungewöhnlichste Rede meines Lebens zu halten:

„Meine lieben Gummibären, wie ihr euch bestimmt erinnern könnt, habe ich vor zwei Jahren jedem von euch eine neue Heimat gegeben. Zuvor wart ihr in einer verschlossenen, viel zu kleinen Tüte verpackt und hattet damit zu rechnen, gefressen zu werden. Ich habe euch gekauft und die Freiheit geschenkt. Jeder von euch, egal, welche Hautfarbe er besitzt, muss nun keine Angst mehr haben, aufgegessen zu werden. Nun gut, ich weiß ihr habt fast 20 Monate in einer dunklen Garage gehaust. Die letzten drei Monate im Museum haben aber bestimmt entschädigt. Menschen, die gewöhnlich an euch nur ihre Fresssucht befriedigen, haben sich Zeit genommen euch anzuschauen, zärtlich zu berühren und waren sogar in der Lage Komplimente zu machen.

Heute habe ich euch aus dem Museum geholt. Ich habe eine besondere Überraschung für euch, und hoffentlich für die Menschen, die wir sehen, auch. In den nächsten zwei Wochen werde ich euch die Welt zeigen und die Welt wird euch sehen. Wir werden von einem herrlichen Ort zum nächsten reisen und unzähligen Leuten auf der Straße, in der Natur, auf dem Wasser und vielleicht auch in den Bergen begegnen. Ihr werdet im Mittelpunkt stehen, wie noch niemals zuvor. Menschen werden über euch lachen, sich freuen, über eure Haut streicheln wollen und einige werden mächtig beeindruckt sein. Vielleicht werden wir sogar das Glück haben, auf andere Bären zu treffen. Wir werden sehen. Die Kehrseite der Reise möchte ich euch nicht verschweigen: Wind, Hitze, Regen und Sonnenlicht werden mit uns ziehen und nicht jedem gut bekommen. Aber die abenteuerliche Reise wird euch allemal dafür entschädigen. Zum Schluss möchte ich noch ein Geheimnis verraten: Der Wagen, mit dem wir reisen, war

einige Jahre zuvor ein altes, stilvolles Automobil. Durch jeden von euch, durch alle farbigen Gummibären zusammen, hat es nun eine neue Wirkung bekommen. Es besitzt etwas Mystisches, nein etwas Zauberhaftes. Mit einer Kraft von fünfunddreißigtausend Bären wird es uns wie ein fliegender Teppich von einem faszinierenden Ort zum nächsten tragen, und ich glaube, wir sollten jetzt ähm...schleunigst los fliegen.“

Ein auf den Parkplatz einbiegender Tanklastwagen sorgt dafür, dass ich meine skurrile Ansprache abrupt beende. „Zum Glück haben mich meine Freunde eben nicht gehört. Ich wäre vor lauter Scham in Grund und Boden versunken. Ich glaube, ein paar hätten sich ernsthafte Sorgen um meinen Geisteszustand gemacht“, sind vorerst die letzten Gedanken zu meinen märchenhaften Fantasien.

In der Hoffnung, dass meine Rede dafür gesorgt hat, dass ich nun in der Lage bin, in den dokumentarischen Teil meines Films zurückzukehren, starte ich den Mercedes und fahre auf die Landstraße.

„Noch wenige Kilometer, dann werde ich testen können, wie schnell ich mit dem Wagen fahren kann“, kommt mir in den Sinn, während eine nachfolgende Stimme mich vor leichtsinnigem Übermut zu warnen versucht.

Voller Erwartung biege ich auf die Autobahn ein. Die ersten Kilometer traue ich mich nicht schneller als 60 km/h zu fahren. Zwischendurch halte ich den Arm aus dem Fenster, um an der Fahrertür zu überprüfen, ob mir abfallende oder schmelzende Gummibären Anlass zur Sorge geben. Das machen sie nicht. Nach zwanzig Minuten werde ich mutiger und erhöhe das Tempo auf 80 km/h. Auch jetzt stelle ich keine spürbare Veränderung fest, so dass ich die Tachonadel auf 100 km/h hochtreibe.

Ohne ersichtlichen Grund fange ich plötzlich zu schwitzen an. Meine Finger rutschen am schwarz glänzenden Lenkrad entlang. Meine Augen sind sorgenvoll auf die Motorhaube gerichtet. Panisch steuere ich den nächsten Parkplatz an. Hastig öffne ich die Fahrertür, springe heraus und rechne mit dem Schlimmsten. Aber das Schlimmste trifft nicht ein. Nichts, rein gar nichts von meinen herbei geredeten Szenarien ist eingetroffen. Alle Gummibären kleben an ihren Plätzen. Meine rasante Fahrt hat den Bären keineswegs geschadet. Sie sind noch immer fest, hart und unauflöslich.

Es ist unbegreiflich, wie die Macht der negativen Gedanken, der Schwarzmalerei und der Panik zu völlig überzogenen Ängsten führt. Aber das werde ich ab sofort ändern. Nehme ich mir zumindest vor. Als ich in den Wagen steige, bleibt mein Blick über dem nass geschwitzten Lenkrad hängen: „Vertrauen! Das ist das einzige was wichtig ist“, murmle ich vor mich hin und ziehe den Anlasser. Schon nach wenigen Kilometern gewinnt meine ausgelassene Laune aufs Neue Oberhand und die Zweifel sind endgültig passé. Vergnügt sitze ich am Steuer, düse über die kaum befahrene Autobahn und beobachte meine Mitreisenden. Die meisten Autos sind viel schneller als ich und rasen an mir vorbei. Manche Fahrzeuge bremsen urplötzlich auf der Überholspur ab und fahren eine Weile neben mir her. Dann sehe ich dicht neben mir lachende, fröhliche Gesichter, von denen manche bemüht sind, mit ihren Mobiltelefonen den Augenblick festzuhalten. Neugierige Kinder winken mir durch die Heckscheiben zu. Ein paar ältere Leute schütteln die Köpfe, aber ihre Gesichter verraten mir, dass es ihnen wohl gefällt, was sie zu sehen bekommen. Deutlich entspannt genieße ich die ersten wertschätzenden Blicke meiner Mitreisenden. Meine Gefühle drehen sich um die vergangenen Wochen, nein, um die letzten Monate, in denen ich in meinen kühnsten Träumen nicht daran gedacht habe, die Kunstreise wirklich starten zu können. „Jetzt sitzt du tatsächlich in deinem Kunstwerk und kutschierst mit ihm durch die Welt. Du fährst an zitronengelb blühenden Feldern vorbei. Du kannst mit hundert Sachen über die Autobahn heizen. Und du hast deine ganzen Hemden zuhause vergessen!“ „So ein Mist“, entfährt es mir. Praktisch hatte ich den kompletten Kleidersack mit den Hemden am Türhaken der Schlafzimmertür hängen lassen. „Was mache ich nun? Es hat eine halbe Ewigkeit gedauert, mich für die richtige Hemdenauswahl zu entscheiden und jetzt das!“

Kurzerhand fällt mir die rettende Idee ein. Bis Kirchheim/Teck dürften es knapp 100 Kilometer sein. In einer guten Stunde könnte ich dort sein. Warum sollte ich nicht einen kurzen Abstecher bei Gitti und Jörg einplanen?

Ich tippe die Nummer in mein Handy. „Hallo Gitti, rate mal wer hier spricht?“

„Hey, mein Süßer wo bist du?“

„Ganz in deiner Nähe, schau doch mal aus dem Fenster!“

„Sag bloß, du stehst vor unserem Laden. Du wolltest doch mit dem Mercedes unterwegs sein.“

„Das bin ich auch, aber schau lieber doch noch nicht heraus, ich brauche noch eine Stunde, bis ich bei euch bin. Ihr seid doch im ‚Deja vu‘?“

„Ich bin da! Und Jörg ist wahrscheinlich noch zuhause, wird aber bald kommen, weil wir Geschäftsbesuch aus China erwarten.“

„Sag mal Gitti, kannst du Jörg fragen, ob er mir einige seiner Hemden mitbringen kann? Ich habe meine in München vergessen.“

„Wenn ich ihn zuhause noch erreiche, wird das kein Problem sein. Willst du einfarbige?“

„Ja, aber bitte kein Rosa.“

„Obwohl Rosa schwarzhaarigen Männern wie dir doch so gut steht.“

„Gittiee...!“

„Tschüß mein Süßer, bis gleich.“

Als ich eine dreiviertel Stunde später an den steilen Drakensteiner Hang komme, verfalle ich wieder einmal in eine meiner infantilen Albernheiten. Bevor es in steilen Serpentincurven mit der zweispurigen Autobahn und mir bergab geht, weist ein mächtiges Verkehrsschild in deutscher, englischer und auch - ich staune keineswegs - italienischer Sprache alle Fahrer daraufhin, dass demjenigen mächtigen Ärger droht, der nicht bereit ist, sein Fahrzeug auf maximal 50 km/h abzubremsen. Unterstützt wird die Warnung durch eine verdeckte Radaranlage. Im Überschwang fällt mir nichts Besseres ein, als ein Erinnerungsfoto von mir schießen zu lassen. „Da ich die Grand Tour alleine fahre, wird es sowieso das einzige Foto bleiben, das mich in meinem Kunst-Mercedes am Steuer sitzend zeigen wird“, freue ich mich darauf. Kurzerhand versucht mich meine schwäbische Herkunft von der bescheuerten Idee abzuhalten. Aber dafür ist die Verlockung nun doch zu groß, als dass ich sie noch stoppen könnte. Mit exakt 60 km/h rase ich mit einem strahlenden Lächeln an der Überwachungskamera vorbei. Unerklärlicherweise passiert nichts. Kein grelles Blitzen, kein rotes Aufblinken einer Infrarotleuchte, einfach nichts. „Bin ich jetzt fotografiert oder nicht? Ohne Blitzen kein Bild. Ohne Bild kein Beweis. Das war wohl nichts, aber auch gar nichts!“

Kaum bin ich im kleinstädtischen Kirchheim eingetroffen, merke ich, dass eine Stadt mit 20.000 Einwohnern einem Kunst-Mercedes ein zwanzigmal größeres Echo zurückgeben kann, als die verträumten, beschaulichen Dörfer im schwäbischen Allgäu. Mehrere Passanten bleiben auf den Fußwegen stehen und zeigen mit den Fingern auf mich. Vereinzelt höre ich einen verdutzten Aufschrei: „Das sind ja Gummibärchen!“

Als ich den Mercedes direkt vor dem Geschäft meiner Freunde abstelle, springen Gitti und Jörg mir im Nu entgegen und umarmen mich.

„Wie geht es dir? Kleben die Gummibären noch? Hattest du eine gute Fahrt?“ Gitti überhäuft mich mit Fragen. Ziemlich aufgedreht erzähle ich von den ersten Stunden, bis meine Augen vom Lächeln einer zierlichen Frau angezogen werden. „Spricht eure Geschäftspartnerin auch Deutsch“, unterbreche ich meine Erzählungen. „Ich glaube, sie spricht nur Englisch. Wir haben sie soeben kennen gelernt“, erwidert Gitti. Während Jörg sich dem Gast aus China zuwendet, um von meiner Tour zu erzählen, klärt Gitti mich auf, dass die Chinesin ernstes Interesse hat, ihre selbst erfundene Deja-vu-Uhr in Chinas großen Städten zu vertreiben. Allerdings müssten sie vorsichtig sein, weil sie nicht wollen, dass ihre Kollektion später vielfach kopiert den Markt überschwemmt.

Überraschend kommt die Chinesin nun auf mich zu und fragt: „Could I photograph this nice car and you, please?“ Ich verstehe ihr gebrochenes Englisch nicht sofort und stutze zunächst, bis sich mein Gehirn die Frage richtig zusammengesetzt hat: „Sure, no problem. You may take as many pictures as you want.“

Während uns eine Angestellte des Deja vu einen Kaffee im Freien serviert, erkundige ich mich scherzhaft bei Gitti und Jörg, ob ich mir nun ebenfalls Sorgen machen müsse, dass in einigen Jahren lauter chinesische Autos mit verschiedenfarbigen Gummibärenmosaiken herumfahren könnten? Für einen Moment albern wir ziemlich blöd miteinander herum, bis mir auffällt, dass die wohl scheue Chinesin weiterhin wartend vor dem Mercedes steht, ohne zu fotografieren.

„You can take as many pictures as you want“, rufe ich ihr nochmal zu. Darauf sie: „Could I take a picture from you and your car together, please?“

Mit hoch rotem Kopf stelle ich fest, dass dies die einzige Aufnahme ist, an der sie wirkliches Interesse hat und bemühe mich, ihrem Wunsch schleunigst nachzukommen.

Zwar ohne frische Hemden, aber mit viel Enthusiasmus und guten Wünschen im Gepäck starte ich den Wagen. Die freundschaftliche Pause hat mir zusätzlichen Auftrieb gegeben. Kurz bevor ich die Altstadt verlasse, sehe ich Gittis gerade erwachsen gewordene Töchter Alexandra und Juliana auf der Straße. Sie winken mir zu, begrüßen mich freudig und sparen nicht mit Komplimenten. Als sie hören, dass ich auf dem Weg zur documenta bin, erzählen sie, dass sie vor wenigen Tagen selbst dort waren. Beide sind der Ansicht, dass Kunstwerke wie der Gummibären-Mercedes auf der Ausstellung fehlen würden und schwärmen geradezu von ihm. Wahrscheinlich betrachten sie ihn durch ihre rosaroten Freundschaftsbrillen.

Kurz vor Heilbronn verlasse ich zum zweiten Mal die Autobahn. Diesmal um meine frisch gedruckten Handzettel abzuholen. Alsbald bin ich mit 5.000 Flyern zusätzlichem Gewicht unterwegs. Zum Glück ist mit dem Druckauftrag noch alles gut gegangen. Wenn ich in keinen Stau komme, kann ich gegen sechs in Heidelberg sein. Heute Morgen hatte ich noch eine Ausstellung des Mercedes in meiner ehemaligen Heimatstadt schlichtweg ausgeschlossen. Die frühzeitige Abfahrt vom Automobilmuseum und die phänomenale Reisegeschwindigkeit machen es wahrscheinlich möglich. Je näher ich Heidelberg komme, umso nervöser werde ich. Mein einzig verbliebenes beigefarbenes Safarihemd beginnt meine Ausdünstungen aufzusaugen. Meine Stirn fühlt sich ebenso klebrig an, und ich bereue es, einer eng anliegenden abgewetzten Jeans den Vorzug vor einer sommerlichen Baumwollhose gegeben zu haben. Punkt 18 Uhr komme ich in Heidelberg an. Als ich auf die viel befahrene Stadteinfahrtstraße abbiege, merke ich sogleich das rege Interesse der anderen Verkehrsteilnehmer. Je näher ich der Innenstadt komme, umso mehr Autos verstopfen die Straßen. Der Feierabendverkehr hat begonnen. Menschen stehen auf den Bürgersteigen und warten auf die Straßenbahn. Am Hauptbahnhof herrscht dichter Verkehr. Im Moment stehe ich eingezwängt zwischen verschiedenen Fahrzeugen und spüre, wie sich die Blicke von allen Seiten auf das Auto richten. Einige Fußgänger überqueren die sich

füllenden Straßen und bleiben vor dem Wagen stehen. Erst wenige, dann werden es immer mehr. Sie reden und lachen miteinander, wirken interessiert, vielleicht sogar beeindruckt. Das Chaos auf der Straße wird nicht geringer, als einige beginnen Fragen zu stellen. Die hupende Fraktion der Autofahrer drängt mich letztlich zum Weiterfahren. Ein geeigneter Ausstellungsplatz wartet schon auf mich: der Bismarckplatz, einer der zentralsten Plätze in ganz Heidelberg. Eigentlich ist der Bismarckplatz eher ein Bismarckplätzchen. Vielleicht viertel so groß, wie ein Fußballfeld dürfte er sein. Eingerahmt von Bus- und Straßenbahnlinien ist er der Ausgangspunkt für die längste Fußgängerzone Europas und magnetischer Anziehungspunkt für alles was in Heidelberg Bedeutung hat: Der Umschlagplatz für Einheimische, Studenten, Punker, Penner und Touristen. Allerdings ist er kein Parkplatz für Autos. Aber in diesem Fall kann man bestimmt eine Ausnahme machen.

Als ich das Warnblinklicht einschalte, um auf die Mitte des Platzes zu fahren, gehen mir die Fußgänger bereitwillig aus dem Weg. Schon als ich aussteige, hat sich eine Schar Neugieriger um den Mercedes versammelt. Zunächst versuche ich sie zu ignorieren und stelle meine prächtig aussehenden Flyer in die dafür vorgesehenen Plexiglashalter. Zeitgleich beginnen mich einige Passanten mit ihren Fragen zu löchern: „Sind das wirklich echte Gummibärchen?“

„Ja!“

„Das glaube ich nicht.“

„Doch, kannst du mir ruhig glauben.“

„Wie viele Gummibären sind auf dem ganzen Auto?“

„Schätzen Sie doch mal?“

„Oh, das kann ich unmöglich schätzen!“

„Versuchen Sie es doch mal.“

„Tausend?“

„Zuwenig!“

„Fünftausend?“

„Zehntausend?“

„Dreitausend?“

„Vierzigtausend?“

„Zweiundzwanzigtausendfünfhundertdreißig?“

„Hunderttausend?“ Mehrere unterschiedliche Stimmen beteiligen sich

an dem amüsanten Ratespiel, das ich nach diversen Schätzungen zu beenden gewillt bin. „Der ältere Herr war ziemlich nahe dran. Es sind ungefähr fünfunddreißigtausend Gummibären!“

„Haben Sie die alle selber aufgeklebt?“

„Wie lange hat es gedauert?“

„Fallen die Gummibären nicht ab?“ Ich merke, wie das unkomplizierte Interesse der Anwesenden weiterer Dünger für meine ausgelassene Laune ist. Ich strahle und gebe bereitwillig Auskunft. Eine am Anfang noch kurz empfundene Scheu, im Mittelpunkt zu stehen, ist rasch verflogen.

Als ich mich für einen Moment aus der Menschenmenge löse, um nach Luft zu schnappen, wird mir mulmig. Etwa fünfzig Meter von mir entfernt sehe ich einen weißen, barackenartigen Container mit der Aufschrift „Polizei“. Schleunigst hole ich meine Digitalkamera aus dem Wagen und knipse, was das Zeug hält. Die Bilder meiner ersten öffentlichen Ausstellung müssen im Kasten sein, bevor ich von hier womöglich verschwinden muss. Deutlich beruhigt gehe ich zum Mercedes zurück und laufe zwei etwas gehemmt wirkenden Berufsschülern in die Arme: „Dürfen wir Sie etwas fragen“, spricht einer der beiden mich an. „Na klar, was wollt ihr denn wissen?“

„Wir glauben, wir haben Ihr Auto schon mal gesehen.“

„Das kann gut sein. Vielleicht habt ihr ihn heute auf der Autobahn gesehen?“

„Nein, wir sind schon einige Tage hier in Heidelberg auf Klassenfahrt. Aber wir kommen aus Wolfegg. Und der Gummibären-Mercedes hat doch im Automobilmuseum gestanden, oder?“

„Das ist ja witzig, ehrlich, da habt ihr ihn schon gesehen?“

„Ja, klar! Das ganze Dorf hat ihn doch gesehen!“

Ich glaube, ich sollte meinen Heidelberger Freunden den Mercedes nicht weiter vorenthalten, kommt mir daraufhin in den Sinn. „Hier spricht der Anrufbeantworter von Reinhard Merz und Juliane Kube....“

„Hier spricht der Anrufbeantworter von Susanne Brazil....“

„Richard Marx, hallo!“

„Hallo Richard, ich habe eine Überraschung für euch. Ich stehe mit dem Gummibären-Mercedes auf dem Bismarckplatz...“

Habt ihr Lust vorbeizuschauen?“

„Tolle Geschichte, ich würde liebend gerne vorbeikommen, aber ich liege mit 40 Grad Fieber im Bett und Henning ist leider noch in Israel. Tut mir echt leid...“

„Kein Problem! Gute Besserung und einen lieben Gruß an Henning.“ Kurz ärgere ich mich, dass ich die Grand Tour geheim gehalten habe, bis mir ein neuer Einfall kommt. Da sich die tiefrote Abendsonne gerade vom Bismarckplatz verabschiedet, werde ich mich ihr einfach anschließen.

Durch enge, verwinkelte Gassen, auf altem, verstaubtem Kopfsteinpflaster zwinge ich den kräftig stöhnenden Mercedes auf den Schlossberg hinauf, um den herrlichen Tag hinter der malerischen Kulisse des Schlosses ausklingen zu lassen.

Der romantische Schlossgarten bietet mit seinem Ausblick auf Neckar und Altstadt eine würdevolle Kulisse, um meine gemütvolle Seelenlage für immer festzuhalten. Natürlich ist es verboten, mit dem Auto direkt zur Heidelberger Schlossruine vorzufahren, aber kein Verbot der Welt kann mich jetzt davon abhalten.

Nur eine kleine, geführte Touristengruppe wird auf mich aufmerksam, als ich den Mercedes am berühmtesten Ausblick der Stadt abstelle: Die barocke Altstadt, die alte Brücke und die mächtige Heiliggeistkirche liegen, wie ich sie kenne, versunken und verträumt im beschaulichen Neckartal. Ziemlich oft war ich in den letzten Jahren hier oben. Doch zu keiner Zeit hat mich die vertraute Abendstimmung derartig in ihren Bann gezogen. Mutterseelen alleine genieße ich die untergehende Sonne, während zahllose Luftschlösser aus meiner bewegten Vergangenheit um mich herumschwirren.

Als ich das Heidelberger Schloss verlasse, dämmt es bereits. Eiligst fahre ich durch die bewachsenen Alleen von Neuenheim, um vor Einbruch der Dunkelheit zu meiner Unterkunft zu kommen. Als ich an der Straße einen jungen Tramper sehe, halte ich an.

Gleichzeitig läutet mein Telefon. Es ist mein Freund Christoph aus der Schweiz: „Gruezi Günther, wo bist du gerade?“

„Auf dem Weg nach Dossenheim!“

„Jörg hat soeben angerufen. Kommst du wirklich mit dem Gummibären-Mercedes zu uns?“

„Wenn alles gut geht und die Schweizer mich reinlassen, ja.“

„Und weißt du schon, wann du kommst?“

„Vielleicht zu Julias Geburtstag, aber ich kann es euch nicht versprechen.“

„Super, das wäre eine riesengroße Überraschung...“

Einige Kilometer später habe ich das beschauliche Dossenheim erreicht und lasse den Tramper aussteigen. Ein strahlendes Lächeln schenkt er mir zum Abschied, während ich meine Unterhaltung mit Christoph zu Ende führe.

Kaum habe ich aufgelegt, fahre ich unverrichteter Dinge an meiner Unterkunft vorbei, ohne anzuhalten. Stattdessen parke ich 500 Meter weiter vor der Wohnung von Mickey und Wencke. Ich bin müde und kaputt, will aber den heutigen Abend nicht alleine verbringen.

Als ich läute, sind meine Freunde dabei, ihre zwei gerade mal schulpflichtig gewordenen Jungs ins Bett zu bringen. Die Überraschung ist riesengroß. Als sie hören, dass ich mit dem Gummibärenauto da bin, gibt es kein Halten. Die Jungs, hüpfen aus ihren Betten, ziehen sich ihre Sachen an und rasen ins Freie. Auch die Eltern können es kaum erwarten den Mercedes zu sehen.

Der Wagen wird soeben von mehreren Straßenlaternen angeleuchtet. Das sparsame Licht zeigt ihn von einer mir bisher unbekanntem verführerischen Seite. Seraphin und Kilian rennen wie zwei junge Welpen, die gerade von der Leine gelassen worden sind, auf den Mercedes zu. Sie hüpfen, drücken die Gummibären, rennen um den Wagen und vollführen einen Freudentanz. Ihre Mutter Wencke bemüht sich währenddessen, die Aufführung im Bild festzuhalten.

Kurz darauf sitzen wir zu fünft im Mercedes und drehen eine Runde durch den Ort. Als wir zurückkommen, bestehen die beiden darauf, ihre Freunde aus der Nachbarschaft am Zubettgehen zu hindern.

Kaum stehen wir wieder vor ihrer Wohnung, springen sie aus dem Auto, mit der Folge, dass sich binnen kurzem nicht nur zwei, sondern ein Duzend aufgedreht herum springender Kinder um das Gummibärenauto versammeln. Unwillkürlich drehe ich mich zur Seite, um ihnen nicht Einblick in meine Gefühlswelt zu geben.

Als wir viel, viel später die Kinder gemeinsam zu Bett bringen, bittet mich Seraphin nach wenigen Minuten noch einmal in sein Zimmer zu kommen. „Hier, ich schenke dir meine Mütze!“

„Vielen Dank, Seraphin, aber warum möchtest du mir deine Deutschland-Mütze schenken?“

„Die sollst du auf deiner Fahrt aufsetzen. Und die soll dir Glück bringen“.

Mensch ist der süß! Ausgerechnet mir, der gewohnt ist, einen weiten Bogen um die Farben schwarz, rot, gold zu machen, schenkt er seine Mütze in diesen Farben. Aber so charmant habe ich die Nationalfarben noch nie präsentiert bekommen und freue mich aufrichtig. Später, als wir mit einer Flasche Wein den Abend ausklingen lassen, erzählt mir Wencke, dass Seraphin sich ausgerechnet diese Mütze zur Fußballweltmeisterschaft aufs sehnlichste gewünscht hatte. Ich traue mich kaum sie mitzunehmen. Sie hier zu lassen, würde mir allerdings noch schwerer fallen.

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich müde und geschafft meine Unterkunft erreiche. Meine verreiste Freundin Monika hat mir ihre Wohnung und ihre Garage zur Verfügung gestellt. Weshalb ich sie brauche, hatte ich ihr nicht erzählt.

21. September 2007 - Auto Motor Gummibären

Meine gefüllte Harnblase drückt, kneift und drängt mich, die beige Schlafcouch Richtung Bad zu verlassen. Bereits nach zwei Stunden habe ich meine Tiefschlafphase beendet. Ich ärgere mich! Unwillig rappele ich mich auf und komme darauf erleichtert ins Wohnzimmer zurück. Krampfhaft versuche ich wieder einzuschlafen. Aber ums Verrecken will mir das nicht gelingen. Also fange ich an, ein wenig in meiner Bibel zu blättern. „Lesen macht ja bekanntlich müde“, denke ich. Und werde sobald eines besseren belehrt. Etwas unmotiviert schlage ich zunächst die Seiten um und bleibe augenblicklich hellwach an einer meiner Lieblingsgeschichten hängen:

Als Kind mochte ich es gerne, wenn mein Vater mir das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählte. Aber heute Nacht habe ich irgendwie ein beklemmendes Gefühl, als ich die Geschichte lese. Ich habe fast den Eindruck, er würde sie mir von neuem erzählen wollen.

Bei der Geschichte vom verlorenen Sohn stand ich als kleiner Junge eindeutig auf der Seite des älteren Bruders, der sich über seinen Jüngeren maßlos ärgert. Da verlangt sein jüngerer Bruder, noch zu Lebzeiten des Vaters, sein Erbe. „Was für eine Unverschämtheit“, dachte ich damals. Und sein Vater ist noch so großzügig, ihm die Hälfte seines Vermögens zu geben. Dass sein jüngerer Sohn danach sein ganzes Erbe auf den Kopf haut, passte für mich genauso gut in die verquere Geschichte, wie seine gefeierte Rückkehr ins Elternhaus. Da mein Gerechtigkeitsempfinden schon als Kind überaus stark ausgebildet war, solidarisierte ich mich mit dem Ärger des älteren Bruders. In unserer Familie nahm ich zwar den Platz des jüngeren ein, was in diesem Fall aber nicht von Bedeutung war. Trotz der Parteinahme für die Gefühlswelt des älteren Bruders, beeindruckte mich die Reaktion des Vaters. Anstatt seinen Sohn zum Teufel zu jagen, dachte er gar nicht an sein schuldhaftes Verhalten, sondern freute sich, dass er wieder bei ihm war.

Die Geschichte mit ihrer Bedeutung von Liebe und Vergebung durch Gott bekam ich als Kind zwar vermittelt, aber die irdische Übertragung war für mich damals noch nicht verständlich. Hier hatte ich die Vorstellung, dass mein eigener Vater ebenso fähig wäre, zu lieben und zu verzeihen. Allerdings war ich sicher, dass weder ich noch meine Geschwister einmal in die Situation des jüngeren Sohnes kommen würden. Dafür erlebten wir als Kinder viel zu früh, durch wie viel Arbeitseinsatz und welchen Verzicht unser Vater das Geld verdiente. Wie konnte ich damals ahnen, dass ich mich täuschen würde? Der jüngere Sohn fing an, sein Erbe auszugeben.

Ich war achtundzwanzig Jahre alt, als mein Vater wieder einmal auf mich zukam und vom Verschenken seines Erbes sprach. Er wollte nach dem Tod meines älteren Bruders Walter zusammen mit meiner Schwester und ihrer Familie neu bauen. Teil des Hauses sollte eine Wohnung für ihn selbst werden. Sein gegenwärtiges Haus stand zum Verkauf und mit dessen Erlös wollte er mir meinen Teil des Erbes vorzeitig auszahlen. Wie bei ähnlichen Versuchen zuvor verwahrte ich mich gegen diese Idee und meinte, dass ich nichts von seinem Besitz haben wollte, bevor er nicht unter der Erde liege. Und dass

sollte bitte noch zahlreiche Jahrzehnte dauern. Außerdem wollte ich auf eigenen Füßen stehen, und wenn er mir mein Erbe tatsächlich vorher geben wollte, würde ich es Amnesty International oder Greenpeace spenden. Diese Androhung, die ich natürlich nicht ganz ernst meinte, hatte bis dahin immer gewirkt.

Zwei Jahre später war es dann soweit. Mein Vater und meine Schwester hatten gebaut, und unser Elternhaus wurde verkauft. Zur selben Zeit beendete ich mein Sozialpädagogikstudium und war dabei, mit meinem Freund in die Nähe von Tübingen zu ziehen. Da Jörg ebenso sein Studium abgeschlossen hatte und wir im Südwesten Deutschlands beide eine Arbeitsstelle gefunden hatten, sahen wir keine finanziellen Schwierigkeiten auf uns zukommen. Als mich mein Vater von neuem bat, mein Erbe anzunehmen, entschied ich mich nun doch dafür.

Wenn ich an mein jahrelanges Aufbegehren gegen dieses Geschenk denke, fiel es mir plötzlich erstaunlich leicht es anzunehmen. Einen kleinen Teil des Geldes steckte ich in Neuanschaffungen für unsere Wohnung und in ein Auto. Den Vorschlag meines Vaters, eine Wohnung als Kapitalanlage zu suchen, ignorierte ich hingegen, da ich mir unsere räumliche Unabhängigkeit bewahren wollte.

Die Jahre vergingen. Jörg und ich konnten gut von unseren Einkommen leben, während mein Erbe am Kapitalmarkt größtenteils konservativ und gewinnbringend angelegt war. Mit zunehmenden Jahren nahm der spekulative Anteil an Finanzanlagen deutlich zu. Durch erfolgreiche Investments hatte sich mein Gesamtvermögen und auch meine Risikobereitschaft erheblich gesteigert. Davon angeregt begann ich mich zu fragen, ob ich nicht noch andere, mir bisher verborgene Fähigkeiten haben könnte. Der Zeitpunkt sich darüber Gedanken zu machen schien günstig. Nach fünf Jahren Tübingen hatten wir entschieden nach Heidelberg zu gehen. Jörg nahm einen Führungsposten in einem großen wissenschaftlichen Verlag an. Ich wollte vorerst meine Tätigkeit in einer Beratungsstelle weiter ausüben und ein Jahr später nachkommen.

Ich merke, wie die Auseinandersetzung mit meiner Vergangenheit zu einem ungünstigen Zeitpunkt über mich hereinbricht und möchte sie stoppen. Also schalte ich den Fernseher ein und schaue mir einen

Film aus den 50er Jahren an. Irgendwann werde ich dann doch so müde, dass ich einschlafen kann. Werde aber um fünf zu den Frühenachrichten erneut wach. Was für eine schreckliche Nacht. Ich hoffe der heutige Tag nimmt sich kein Beispiel daran. Zerkräutelt sitze ich auf dem Sofa und kümmere mich um das Innenleben meiner Reisetaschen. Zufrieden stelle ich fest, dass ich gestern beim Einpacken der T-Shirts erstaunlich großzügig war. Das traumhafte Wochenendwetter wird es mir erlauben, kurzärmelige Oberkleidung zu tragen, so dass ich erstmal auf meine vergessenen Hemden gut verzichten kann.

Da ich nun schon mal wach bin, komme ich auf die Idee, meinem Gummibären-Mercedes in seiner Schlafstätte einen Überraschungsbesuch abzustatten. Mit einer großen Tüte Ersatzgummibären und meinem Handstaubsauger marschiere ich zur Garage und beginne den Wagen zu inspizieren. Der Kofferraum und die hinteren Kotflügel sehen gut aus. Um das Nummernschild herum und unterhalb der Stoßstange fehlt nichts. Die Gummibären weisen auch keine Gebrauchsspuren auf. Weder sind sie dreckig, noch sind sie von herumfliegenden Insekten verschmutzt. Unterhalb des rußenden Auspuffs sind manche Bären etwas dunkler, aber damit habe ich gerechnet. Als nächstes schaue ich mir die Fahrzeigtüren, das Dach und die Motorhaube an. Ein paar schwarze, kleine Fliegen sind unter die Bären der Motorhaube gerutscht. Völlig harmlos und nichts Besorgniserregendes. Ich entferne sie so gut es geht, wobei mir mein saugschwacher Staubsauger keine große Hilfe ist. Als ich die Vorderseite des Wagens und seine Fahrzeugschweller überprüft habe, stelle ich verwundert fest, dass kein einziger Gummibär fehlt. „Wie kann das sein, dass kein einziger verloren gegangen ist“, frage ich mich. Ich habe nicht erwartet, dass mir die Gummibären um die Ohren fliegen. Aber das kein einziger Gummibär fehlt, ist ja fast schon unheimlich.

Dass der kräftige Fahrtwind meinen Bären nichts anhaben kann, ist die erfreulichste Erkenntnis, die ich zu so früher Uhrzeit gewinne. Eine andere, etwas weniger erfreuliche, lässt mich mein drückender, zwickender Magen eine Stunde nach einem ausladenden Frühstück machen: Für mich ist es nicht gut zu essen, wenn ich keinen Hunger habe. Erst recht nicht in aller Herrgottsfrüh, und erst recht nicht auf Vorrat. Ich bin doch keine wiederkäuende Kuh. Aus Sorge darüber,

dass ich den Mercedes auf der Internationalen Automobilausstellung nicht unbeaufsichtigt stehen lassen kann, habe ich mir schmerzhafte Koliken eingefangen. „Hast du super gemacht, du Schlauberger, dafür kannst du jetzt die Messetoiletten besuchen.“ Ich bin stinksauer, richtig verärgert über mich. Die Aussicht, mir einen besonderen Tag in meinem Leben mit höllischen Bauchschmerzen kaputt gemacht zu haben, bringt neben meinem Blut nun auch mein Hirn in Wallung. Warum sollte ich mir nicht einen Finger in den Hals stecken, um dem Problem Abhilfe zu schaffen? Und schon tue ich es. Ohne weiter zu überlegen, mache ich von einer Technik Gebrauch, die mir alle Jahre wieder hilft, mich von den Auswirkungen durchzechter Nächte zu kurieren.

Zu meiner Freude scheinen meine Marmeladebrötchen, der Schinken, die Rühreier und mein Obstmüsli nahezu freiwillig der Ansicht zu sein, meinen Körper auf dem gleichen Wege zu verlassen, auf dem sie hereingekommen sind.

Schon eine halbe Stunde später habe ich ein großes Problem weniger. Nur ein paar Pfefferminzdrops sorgen noch dafür, dass ich an meine morgendliche, schwachsinnige Aktion erinnert werde.

Monikas Küchenuhr weist mich darauf hin, dass es höchste Zeit ist, den Wagen aus der Garage zu fahren. In einer Stunde muss ich auf der IAA sein. Achtzig Kilometer in einer Stunde, das müsste knapp zu schaffen sein.

Die ersten Tageskilometer fahre ich an blumigen Wiesen und pflöpfenvollen Weinbergen vorbei. Die festlich strahlende Herbstsonne und der vollkommen blaue Himmel bewahrheiten die Wettervorhersage der letzten Tage. Ausgerechnet an den Ausstellungstagen der Grand Tour, an denen mein Mercedes den ganzen Tag im Freien stehen muss, wird, wenn ich den Wetterpropheten glauben darf, für die gesamte Zeit die Sonne scheinen. Allein der Gedanke daran versetzt mich in Hochstimmung. Andere Verkehrsteilnehmer scheinen genauso in einer aufgeräumten Stimmung zu sein. Obwohl sich der Berufsverkehr nach Frankfurt quält, haben viele Autofahrer Blicke für den Mercedes übrig. Manche werden aus ihren verschlafenen Gedanken gerissen und verfallen in muntere Heiterkeit. Andere rauschen an mir vorbei und lassen sich von mir wieder überholen, während die Fahrer mir interessiert ihre

Köpfe entgegenstrecken. Keine Frage, der Mercedes sorgt für willkommene Abwechslung in der langweiligen Rushhour. Reichlich Gelächter, Fingerzeigen und Fotografieren, welche höhere Wertschätzung könnte der Kunst-Mercedes auf einer spröden Autobahn noch bekommen? Einige der Autofahrer werde ich bestimmt auf der IAA wieder treffen.

Noch nie zuvor war ich auf einer internationalen Automobilausstellung. Nicht in Frankfurt, Genf und auch nicht in Paris. Weshalb auch? Für fabrikneue Autos hatte ich weder Geld noch das nötige Interesse.

Frei nach dem Motto der 62. Internationalen Automobil Ausstellung „Sehen, was morgen bewegt“ machte ich mich in der einschlägigen Presse erst mal kundig, welcher langjährigen Historie die Frankfurter Automesse entstammt:

„Die IAA setzt eine deutsche Tradition fort, die bereits vor 110 Jahren mit der ersten Automobilausstellung in einem Berliner Hotel begann. Dank der Erfindungsgabe der Herren Daimler und Benz Ende des 19. Jahrhunderts gilt sie als die Wiege des Automobils...“ Und diese Wiege des Automobils lädt nun ein in die Jahre gekommenes Baby ihrer Gründer wieder zu sich ein. Was für eine Ehre! Na ja, ohne die Herren Daimler und Benz gäbe es mein Kunstwerk in dieser Form wohl nicht.

„Auf einer Fläche von etwa fünfzig Fußballfeldern werden neue, hochglanzpolierte Autos vorgestellt. Audi, Citroen, Fiat, Volvo, Jaguar..... ausnahmslos alle international bekannten Autohersteller zeigen auf der IAA ihre Weltneuheiten. Allein die über 40 Automobilhersteller haben 88 Weltpremieren angekündigt“. Mein Kunst-Mercedes wäre wohl dann die 89. Premiere!

Vorheriges Wochenende waren bereits über 300.000 Besucher auf der Messe. Dann werden es heute mindestens 100.000 Autobewunderer sein. Was für eine gigantische Zahl!

Allmählich werde ich unruhig. Ich klemme das Lenkrad zwischen meine Schenkel und lenke, während ich meine feuchten Hände an der Hose abtrockne. Ehrlich gesagt bin ich schon ein wenig stolz, meine Kunst auf dieser Messe als Underdog präsentieren zu dürfen. Dort, wo ausschließlich weltbekannte Hersteller wie Ferrari, Maserati, Porsche oder Rolls Royce ihre neusten spektakulären Modelle zeigen, ist ein bereits 35 Jahre alter Mercedes ebenfalls eingeladen seine neue

Schale zu enthüllen. Ich bin wirklich mächtig gespannt, was die Autobewunderer davon halten.

Die Autobahn wird breiter. Vierspurig fahre ich von Süden kommend in Richtung Frankfurt. Der Berufs- und Messeverkehr treffen aufeinander. Die Automobilkarawane wird dichter und bewegt sich auf allen vier Spuren gleichmäßig voran. Immerhin 100 km/h sind möglich. Ich bin spät dran, was mich nicht verwundert. Eine halbe Stunde vor Messeöffnung soll ich dort sein. Hoffentlich komme ich in keinen Stau. Als Beruhigung schiebe ich mir einen neuen Pfefferminzdrops in meinen Rachen und schmunzle über meine morgendliche Fressorgie. Inzwischen geht es mir absolut blendend. Als ich die Autobahnausfahrt zur Messe erreiche, ist es kurz vor halb neun. Wie bei einem Besucheransturm dieser Größenordnung nicht anders zu erwarten, stehe ich mit hunderten von anderen Fahrzeugen auf den vier Abbiegespuren, die zum Frankfurter Messegelände führen. Peu à Peu geht es eine Autolänge nach der anderen vorwärts. Alle Abbiegespuren außer einer sind komplett mit Autos belegt. Diese Spur scheint für den regulären Autoverkehr gesperrt zu sein. Als ich das Straßenschild erkenne, bekomme ich die Antwort: „Einfahrt Messeaussteller“. Freudig wechsele ich auf die verführerisch leere Spur. Auf der gesamten Strecke begegne ich keinem anderen Auto, was mich nicht groß verwundert. Die Automobilhersteller sind schließlich bereits alle da.

Unerwartet pünktlich treffe ich am Ost-Tor der Messe Frankfurt ein. Eine verschlossene Schranke verwehrt mir die Einfahrt. Sogleich werde ich von zwei uniformierten Herren in Augenschein genommen: „Guten Tag, was können wir für Sie tun?“ „Guten Morgen, ich habe eine Verabredung.“ „Sind Sie sicher?“ „Ja, absolut sicher.“ „Auf dem Messegelände findet derzeit die Internationale Automobilausstellung statt.“ „Das ist mir bekannt. Deswegen komme ich ja zu Ihnen.“ „Ihr Fahrzeug sieht echt toll aus, aber sie wissen auch dass dies eine Messe für Neuwagen ist?“ „Ja auch das ist mir bekannt. Aber ich habe eine Einladung.“

„Ach so, entschuldigen Sie, dann zeigen Sie mir bitte Ihre Einladung.“

„Na, ich habe nichts Schriftliches. Aber ich sollte mich heute Morgen am Tor Ost der Messe melden. Das Nummernschild des Mercedes habe ich Frau Rickmann übermittelt.“

„Frau Dr. Rickmann von der Presseabteilung?“

„Ja, sie meinte, dies würde als Identifikation genügen.“

„Entschuldigen Sie bitte, warten Sie einen Moment.“ Kurz darauf schwenkt die Schranke nach oben und einer der besorgten Sicherheitsbeamten winkt mich zu sich. „Entschuldigen Sie mein Misstrauen! Aus Sicherheitsgründen dürfen Sie nicht alleine mit dem Fahrzeug auf dem Messegelände unterwegs sein. Deswegen begleitet Sie ein Beamter. Kann er bei Ihnen mitfahren?“

„Natürlich kann er das. Ich muss nur einige Sachen nach hinten räumen.“

„Wie lange wollen Sie denn bleiben?“

„Das kann ich noch nicht sagen, vielleicht bis 17 Uhr.“

„Frau Dr. Rickmann soll uns Bescheid geben. Sie müssen auf jeden Fall von einem Beamten abgeholt werden.“

„Alles klar! Und Ihr Kollege zeigt mir jetzt den Weg?“

„Einen Augenblick noch! Zuerst, lassen Sie mich einen Blick in ihr Auto werfen.“

Zwei Minuten später sitze ich im Auto und werde von einem neugierigen, älteren Herrn zu meinem Stellplatz geleitet. Das Messegelände ist noch menschenleer. Nur wenige Angestellte kreuzen unseren Weg. „Fahren Sie jetzt langsam. Wir sind gleich da.“ Ich schalte einen Gang runter. In meinem Rückspiegel entdecke ich den mächtigen Frankfurter Messturm. Ich lasse mich ablenken und schaue unbeirrt nach hinten. „Nun fahren Sie bitte rechts ran und dann stellen Sie ihren Wagen direkt vor der Halle 5 ab.“ Ich folge den Anweisungen meines Beifahrers und komme vor dem Eingang zum Stehen.

Als ich aussteige, begrüßt mich ein gewaltiges Werbeschild: „Porsche Arena“. Ein Prototyp des Herstellers und sein Namenszug zieren ein riesenhaftes Banner vor dem Eingang der Messehalle. Als ich mich umdrehe, schaue ich auf einen 50 Meter entfernt stehenden gelben Luxuscontainer in dem der ADAC einquartiert ist. Dazwischen

verläuft die Messestraße, die schon bald zur Besucherstraße umfunktioniert werden dürfte.

Erwartungsvoll stelle ich die beiden Plexiglasstände mit den Flyern auf die Motorhaube und setze mich in meinen funkelneuen Stoffklappsessel. Wenige Meter vom Auto entfernt harre ich nun der Dinge, die kommen.

Es ist neun! Meine Armbanduhr zeigt an, dass die Messe ihre Tore geöffnet hat. Einige Messeangestellte werfen einen schnellen Blick herüber und eilen zu ihren Arbeitsplätzen. Der Mercedes steht im grellen Sonnenlicht. Die meisten Gummibären werden angestrahlt. Sie funkeln und blitzen. Ihre Farben wirken satt und kräftig. Man möchte am liebsten hinein beißen.

Die ersten Messebesucher bleiben stehen, schauen sich den Wagen an und laufen mit schnellem Schritt davon. Sie wirken gehetzt.

Wahrscheinlich müssen sie sich erst einen Überblick verschaffen?

Nach einer halben Stunde wird es unruhig. Bevor die Besucher in die Messehalle drängen, bleiben sie vor dem Mercedes stehen. Nicht anders verhalten sich diejenigen, die aus der Porsche Arena heraus kommen. „Wahrscheinlich wollen sie eine willkommene Kunstpause bei mir einlegen“, reime ich mir das aufkommende Publikumsinteresse zusammen. Doch kurz darauf wird meine Vermutung widerlegt. Der Andrang der Schaulustigen vor meinem Wagen nimmt so gewaltig zu, dass sich die Menschen in Reihen um ihn scharen. Sie schauen erstaunt, unterhalten sich, fotografieren und stellen Fragen:

Wie kommt man auf so eine geniale Idee? Hat Haribo Sie gesponsert?“ Kann man die Gummibären noch essen? „Was bezwecken Sie mit Ihrer Aktion? Have you been in the United States with your car before?“ Ziemlich aufgedreht gebe ich eingehend Auskunft.

Nur bei allzu drolligen Fragen reagiere ich reserviert: Wäre es nicht besser gewesen, man hätte die Gummibärchen an Kinder verschenkt, anstatt sie aufzukleben? Wie kann man davon leben Gummibärchen auf ein Auto zu kleben? Für wie viel Geld wollen Sie den Mercedes verkaufen?“ Man sollte nicht meinen, was manche Leute für eine Neugierde entwickeln.

Augenblicklich wird mein Kunstwerk von allen nur denkbaren Positionen aus fotografiert. Selbst das Dach, die Schweller und die Radkappen des Mercedes werden aufgenommen. Nur aus der Vogelperspektive, meinem Lieblingsblick, bekommen die Meisten keine Aufnahme zustande. Immerhin einem Fotografen, der sich extra eine Leiter besorgt, ist dies vergönnt.

Noch immer ist es unmöglich, den Mercedes ohne ein Duzend abgelichteter Zuschauer aufs Bild zu bekommen. Dies stört einige Fotografen, so dass sie mir signalisieren es später zu versuchen. Ich schüttele vor Verwunderung den Kopf und beobachte weiter. Viele Besucher reizt es sich auf einzelne Gummibären zu fokussieren. Für ihre Nahaufnahmen hat es ihnen der Mercedesstern angetan. Um durch den Stern hindurch zu knipsen, wird gehörig Wartezeit in Kauf genommen. Die beliebteste Aufnahme bleibt dennoch das eigene Bild vor dem Gummibärenauto. Es übt einen ebenso großen Reiz auf das Messepublikum aus, wie die Versuchung, die Gummibären zu berühren, zu drücken und sie auf ihre Konsistenz hin zu überprüfen. Da ich letzteres bei dieser gewaltigen Menge sowieso nicht verhindern kann, lasse ich sie gewähren.

Langsam fange ich an überzuquirlen! Als wäre das greifbare Interesse tausender Autobewunderer nicht Anerkennung genug, begleitet mich ein wahrhaft echoaler Strauß an Komplimenten: „Phantastisch, was Sie da geschaffen haben!“ „Mensch ist der geil!“ „Ein ziemlicher Kontrast zu den Nobelkarossen!“ „Der ist verrückt!“ „Sie wollen die ganze Strecke mit dem Gummibären-Mercedes fahren?“

Traumhaft, riesig, klasse, phantastisch, toll, wahnsinnig, originell, ... wonderful, great, amazing, unbelievable, magnifique, quelle voiture, benissimo, bravo.... Unfassbar! Ich glaube, ich vermisse meine Freunde und einen davon besonders stark.

Als ich gerade in meinem Klappsessel Platz nehme, werde ich von einer attraktiven, Brünetten angesprochen: „Guten Tag, Sie müssen Herr Siraky sein!“ Verdutzt stehe ich auf und nehme die ausgestreckte Hand der freundlichen Frau mittleren Alters entgegen. „Anahid Rickmann, wir haben telefoniert.“

„Oh, natürlich, nett Sie kennen zu lernen.“

„Sie haben hier schon einigen Trubel verursacht. Sind Sie mit der Aufmerksamkeit, die Ihr Auto bekommt zufrieden?“

„Vollauf, ich bin begeistert, ich hätte nicht gedacht, dass der Mercedes so viel Beachtung findet.“

„Ich freue mich für Sie. Aber der ist ja auch wirklich toll.“

„Danke für Ihr Kompliment!“

„Vielleicht haben Sie sich gewundert, dass wir Ihnen keinen Stellplatz vor der Mercedes Benz Halle gegeben haben.“

„Ja, ein wenig schon.“

„Bei Mercedes wären Sie mit dem Auto etwas abseits vom Publikumsverkehr gestanden. Und wir wollten Ihnen und Ihrem Kunstwerk die größtmögliche Aufmerksamkeit geben.

Mensch, bin ich gerührt! „Herzlichen Dank“, stammle ich hervor.

Was für ein angenehmer Mensch. Wenn ich daran denke, dass ich bei unserem ersten E-Mailverkehr noch ihren Vornamen falsch gedeutet habe. Damals hatte ich sie aus Versehen mit „Herrn“ Dr. Rickmann angeschrieben. An unser Telefonat von gestern Morgen möchte ich gar nicht erst zurückdenken. „Kann ich noch was für Sie tun? Ich muss weiter, aber lasse mich nachher noch mal sehen.“

„Ja, Sie können mir helfen, die Besucher von meinem Auto zu entfernen. Ich muss den Wagen mal einige Meter weiter in den Schatten stellen. Die Gummibären sind schon weich geworden.“

„Klar, Sie müssen auf Ihr Kunstwerk gut aufpassen. Sie haben ja auch noch eine weite Reise vor sich. Was soll ich tun?“

„Nur darauf achten, dass ich niemanden überfahre.“

Frau Dr. Rickmann ist bereits ein paar Autolängen von mir entfernt, als sie mir noch zuruft: „Fast hätte ich es vergessen, die Presse und einige Herren des Vorstands kommen später bei Ihnen vorbei.“

Allmählich brauche ich eine Pause. Es ist Mittag. Und viele Messe Gäste sitzen gerade an den Essensständen im Freien und kümmern sich um ihren Hunger. Man sieht und hört, dass viele Besucher aus unterschiedlichen Ländern kommen. Gerne hätte ich manchen Kommentar besser verstanden oder mitgeschrieben. Aber außer Deutsch und Englisch kann ich nun mal keine weiteren Sprachen.

Glückstrahlend sitze ich in meinem Sessel und beobachte, wie eine zeitgemäß gekleidete Frau mit dem ersten Mercedes Benz, dem Patent-Motorwagen Nr. 1 zum wiederholten Male an mir vorbeifährt. Zweifellos hätte mein Kunst-Mercedes vor der Ausstellungshalle von

Mercedes Benz einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Aber für welchen Zweck eigentlich noch“, frage ich mich. Angeregt durch das Schaufahren von Patent-Motorwagen Nr. 1 werde ich daran erinnert, wie ich versucht hatte, meinen Mercedes in das wohl bekannteste und schönste Automobilmuseum der Welt zu bringen.

Mercedes Benz war eine von zwei deutschen Firmen, von der ich mir ein Interesse an meinem Kunstwerk erhoffte. Da ich keinen direkten Ansprechpartner bei dem Unternehmen gefunden hatte, schickte ich meinen Katalog mit Abbildungen der Kunstwerke an den Vorstandsvorsitzenden von Daimler und einen weiteren an die Museumsleitung des Mercedes Benz Museums. Drei Wochen später bekam ich von der Leiterin der Sammlung Kunst überraschend einen Brief. In diesem schrieb sie mir: „...dass die Kunstsammlung von Daimler Benz nicht spezifisch auf das Produkt Auto bezogen sei, sondern sich an abstrakten Tendenzen des 20. Jahrhunderts orientiere. Deswegen könne sie mir keine Erwerbung des Mercedes in Aussicht stellen.“ „Schade“, dachte ich. Aber ich nahm die Absage nicht so tragisch, da ich mich noch am Anfang meiner Bewerbungsreise befand. Schon mehr ärgerte ich mich im Laufe der nächsten Monate darüber, dass ich vom damaligen Museumsleiter ignoriert wurde. Weder antwortete er mir auf zwei meiner Briefe, noch sendete er mir meinen Katalog zurück. So verabschiedete ich mich nach mehreren Monaten von der Vorstellung, dass mein Auto eines Tages bei Mercedes Benz ausgestellt sein würde.

Zweieinhalb Jahre später kam es doch noch zu einem ziemlich unerwarteten Zusammentreffen. Jörg und ich verbrachten ein paar Tage bei Freunden in Süddeutschland und dachten daran, uns das neue Mercedes Benz Museum in Stuttgart anzuschauen. Ich informierte mich auf der Internetseite des Museums nach den Öffnungszeiten und blieb am Ende der Suche auf der Impressumsangabe des Museums hängen. Mir fiel auf, dass der damalige Leiter nicht mehr aufgeführt war. Für das Museum gab es einen neuen Direktor. Spontan rief ich im Mercedes Benz Museum an, mit der Absicht nachzufragen, ob ich meinen Katalog von neuem an die Museumsleitung schicken konnte. Eine freundliche Frau, der ich

von dem Kunst-Mercedes erzählt hatte, bat mich kurz am Telefon zu warten, was ich dann auch für einige Minuten bereitwillig tat. Zu meiner Verwunderung wurde ich nun direkt mit der Sekretärin verbunden, die dem zuständigen Exponatsleiter unterstellt war. Danach ging alles sehr schnell. Ich beschrieb ihr das Kunstwerk, nannte meine Webseite, meine Telefonnummer und zwei Stunden später hatte ich ihren Vorgesetzten am Telefon. Wir unterhielten uns einige Zeit über das Kunstwerk. Danach war ich recht erstaunt darüber, auf welche unorthodoxe Weise sich neue Türen öffnen können. Als zuständiger Einkäufer für das Museum hatte er an dem Kunstwerk gefallen gefunden. Er hatte sich das Fahrzeug auf meiner Internetseite angeschaut und ihn für so attraktiv befunden, dass er großes Interesse zeigte den Mercedes für das Museum zu erwerben. Ohne dass ich ein Wort darüber verlor, steuerten wir einige Tage später, an Jörgs 39. Geburtstag, das Mercedes Museum an. Die Aussicht, dass der Kunst-Mercedes hier seinen Platz bekommen könnte, elektrisierte mich. Von der ersten Minute an war ich von der Darstellung der Exponate so beeindruckt, dass ich inständig hoffte den Platz für meinen Mercedes gefunden zu haben. Je näher wir zu dem Ende des Museumsrundgangs kamen, umso unruhiger, ja ernüchternder wurde ich. Nirgendwo hatte ich einen Platz gesehen, an dem der Mercedes thematisch in eine der Galerien hätte integriert werden können. Das Thema Kunst war im Museum komplett ausgespart worden.

Fasziniert von dem Museum, aber riesig enttäuscht, dass der Mercedes dort wohl keinen geeigneten Platz finden würde, verließ ich Stuttgart. Drei Tage danach erhielt ich die Bestätigung für meine Vorahnung. „Aus unserer Sicht ist das Fahrzeug zwar sehr spannend, aber so individuell, dass wir es nur sehr begrenzt einsetzen können“, wurde mir höflich mitgeteilt. Die Suche nach einem dauerhaften Ausstellungsplatz für mein Kunstwerk hatte noch nicht ihr Ende gefunden.

Wenn die damalige Entscheidung von Mercedes anders ausgefallen wäre, tja, dann wäre ich wohl heute kaum auf der IAA gelandet. Ohne weitere Gedanken daran zu verschwenden schnappe ich mir meine Kamera. Leider sind die Akkus ratzeputz leer. So bin ich gezwungen, meinen Wagen unbeaufsichtigt stehen zu lassen, um mir neue

Batterien zu kaufen. Als ich zehn Minuten später zurückkomme, stelle ich beruhigt fest, dass außer zahlreichen Flyern nichts abhanden gekommen ist.

Ermutigt gönne ich mir jetzt eine Kunstpause, um mir die Autos anzusehen, die morgen die Menschen bewegen wollen. Als ich die Porsche Arena betrete, müssen sich meine Augen erstmal an das grelle Licht gewöhnen, das die Halle erhellt und in Besonderem seine Protagonisten anstrahlt.

Zunächst bin ich verwundert, dass sich außer Porsche weitere Autohersteller in der Halle befinden. Das Flimmern von Werbefilmen auf kinogroßen Leinwänden, auf denen der neue Mini Clubman vorbeirast, nehme ich als erstes wahr.

Der neue Kombi vom Mini, „eine Ikone, die den Mini zum neuen Leben erweckt“, wie er beworben wird, findet als kleinstes Automobil der Halle meine Aufmerksamkeit. Ich finde ihn schick und gelungen. Den würde ich sofort mitnehmen, lautet mein eindeutiges Urteil.

Während ich die unauffälligen Modellen von Mitsubishi und Honda links liegen lasse, bleibe ich auf meinem Rundweg an zwei Fahrzeugen stehen, von denen die mit Abstand meisten Besucher magnetisiert sind: Gegenüber einer glänzend schwarzen Limousine Phantom der Marke Rolls Royce steht das teuerste Cabriolet der Welt, ein weißer Rolls Royce Phantom Drophead Coupé. Das Auto wirkt wahrlich wie ein Phantom. Seine schiere Größe sowie seine Eleganz wirken einfach nur phänomenal. Wie der Hersteller wohl auf diesen Namen gekommen ist? Mir fällt es schwer, mich von ihm zu trennen. Ähnlich dürfte es der riesigen Menschenmasse um mich herum ergehen. Da geht es bei meinem Kunst-Mercedes doch erheblich ruhiger zu.

Mein Rundgang in der Halle 5 endet bei seinem Namensgeber. Der neue 911 GT2 wird als stärkster Elfer aller Zeiten von Porsche beworben. In nicht mal vier Sekunden kann man ihn auf 100 km/h hochjagen und seine Höchstgeschwindigkeit liegt bei 320 km/h. Gemütliches Reisen sieht anders aus. Da wäre das Coupé von Rolls Royce wohl eher mein Stil.

Durchaus beeindruckt verlasse ich die Porsche Arena. Alle Automobile werden extrem attraktiv in Szene gesetzt. Man kommt sich vor wie in einem Modepalast, in dem bekannte Modemacher der Haute Couture ihre extravaganten Modelle präsentieren dürfen. Doch

die meisten Betrachter werden wohl nie in der Lage sein, diese Automobile zu kaufen. So bleibt das Motto der IAA, „Sehen, was sich morgen bewegt“, doch ein wenig suggestiv.

Ruckartig beschleunige ich jetzt mein Schritttempo. Eine Handvoll junger Mädchen räkelt sich fast lasziv über den rechten Kotflügel meines Gummibären-Mercedes, während sie von einem Fotografen mit halblangen, schwarzen Haaren dabei fotografiert werden. „He, legt ihr euch bitte woanders hin“, raunze ich sichtbar verärgert die Mädchen an. „Was geht das Sie an“, bekomme ich von dem nicht seine Arbeit unterbrechen wollenden Fotografen als Antwort. Ich glaube, ich höre nicht richtig und wende mich nun direkt der Reinkarnation der Unverschämtheit zu. „Sehr viel, weil das mein Auto ist“, entgegne ich ihm verärgert. „Oh, Entschuldigung, Bildzeitung Frankfurt, wir haben Sie schon überall gesucht.“ Der Profiknipser wendet sich nun von seiner Arbeit ab, während seine weiblichen Motivdekorationen ihren Liegeplatz verlassen. „Tut mir leid, die Attraktivität der Bilder...“, entschuldigt er sich bei mir. „Schon OK, antworte ich ihm fast versöhnlich. „Mein Kollege sucht Sie schon überall. Er möchte ein Interview mit Ihnen machen.“ „Wenn Sie wollen, ich bin die nächste Zeit hier“, erwidere ich und weise ihn auf meinen dunkelblauen Klappsessel hin.

Während ich so dasitze, gehen mir unzählige Dinge durch den Kopf: Morgen erscheint der Mercedes in der Bild Zeitung. Ist das peinlich! Mir wird mulmig. Bisher hatte ich eine eindeutige Meinung: Der Mercedes ist ein Kunstwerk und eignet sich nicht für eine einmalige Schlagzeile in seichten Unterhaltungsmedien. Als ich vor zwei Jahren der Süddeutschen Zeitung ein Interview gegeben hatte, kam kurz darauf von Seiten der Unterhaltungsredaktion T-Online der Wunsch, den Kunst-Mercedes auf ihrem Portal im Internet vorstellen zu dürfen. Ich lehnte ab, obwohl es über eine enorme Zugriffsrate verfügt. Auf der für die Darstellung geplanten Seite tummelten sich unter anderem leicht bekleidete Mädchen. Es gefiel mir nicht, mit meiner Kunst im Umfeld billiger Erotik zu landen. Aufmerksamkeit ist im Leben nicht alles und schon gar nicht um jeden Preis!

Eine halbe Stunde später ist es dann soweit. Die Fragen des Bild-Zeitungsreporters unterscheiden sich nicht von denen der Besucher.

Zehn Minuten stehe ich Rede und Antwort, dann verabschiedet er sich mit dem Hinweis, dass vermutlich in der morgigen Ausgabe der Zeitung ein Beitrag erscheint. „Aber nur in der Region Frankfurt“, fügt er zu meiner Erleichterung hinzu.

Wenn ich daran denke, dass ich Mitte der Achtziger Jahre die Bildzeitung mied, wie der Teufel das Weihwasser, dann verstehe ich bis heute meine Reserviertheit, gegenüber diesem Blatt. Noch nie habe ich eine Bildzeitung gekauft. Noch nicht mal, als ich in den 80er Jahren auf Weltreise war und ein gesteigertes Interesse an Nachrichten aus meiner Heimat verspürte. Einmal hatte ich beim Gemüseinkauf auf einem Wochenmarkt eine alte Frau erstaunt zurückgelassen, weil ich es vorzog, das erdige Gemüse lieber lose in meiner „Nicaragua Libre Tasche“ mitzunehmen, als es in eine alte Bildzeitung einpacken zu lassen. Und jetzt? Na, halb so schlimm, denke ich mich selbst entschuldigend. Er war eigentlich ganz in Ordnung. Ich mache eine Kunstreise. Und über die irgendeine reißerische Story zu schreiben, würde sich bestimmt nicht lohnen.

Mehr Gelegenheit bleibt mir glücklicherweise nicht zum Nachdenken. Die hauseigene Pressevertretung des Verbands der Automobilindustrie möchte mich befragen. Nachdem wir mit dem Interview fertig sind, wende ich mich wieder meinem Mercedes zu. Es ist mir nicht entgangen, dass das Interesse des Messepublikums wieder zunimmt. Aus den Plexiglasständern leeren sich meine Flyer so rasch, dass ich mich mit dem Auffüllen zurückhalten muss. Ursprünglich dachte ich, dass 500 Flyer genügen würden. Als Schwabe konnte ich einem sensationell günstigen Angebot - wie ich zumindest fand - nicht widerstehen und habe 5.000 mitgenommen. Jörg hatte mich für verrückt erklärt. Und am zweiten Ausstellungstag habe ich das Gefühl, sie könnten mir bald ausgehen. Unglaublich!

Das angenehme Licht der Nachmittagssonne wirft Schattenstreifen über den Mercedes. Die von der Mittagshitze erwärmten Gummibären haben sich in den letzten Stunden abgekühlt. Ihre spröde Lackhaut ist fester geworden. Sie ruhen so friedvoll, als hätte es das tausendfache Blitzen der Fotoapparate, das Streicheln und Drücken der Besucher gar nicht gegeben.

Viele Bewunderer sind gut gelaunt und verwickeln mich in manch

interessantes Gespräch. Zwei Herren, die sich als Vorstandsmitglieder des Verbands der Automobilindustrie vorstellen, fragen interessiert: „Warum riskieren Sie Ihr prachtvolles Kunstwerk, indem Sie es ungeschützt auf der Straße fahren?“ Darauf ich: „Sie haben meinen Flyer in den Händen, auf dem das Motto meiner Tour steht. Es war meine Antriebskraft, aber der Motor dieser Idee kam so oft ins Stottern. Noch vor wenigen Tagen wusste ich nicht, ob er anspringen würde.“ „Aber schließlich ist er prima angesprungen“, kommentiert einer der Herren. „Da haben Sie Recht. Ich bin über die unerwartete Aufmerksamkeit, die der Mercedes hier erfährt, rundweg begeistert.“ „Den Besuchern geht es wohl ähnlich“, sagt er mit einem extrabreiten Lachen. Unser Gespräch dauert noch eine Weile, bis Frau Rickmann mit einem Pulk an offiziellen Vertretern und Gästen aus der Porsche Arena herauskommt. „Würden Sie gerne ein Erinnerungsfoto mit dem versammelten Vorstand der Automobilindustrie bekommen“, werde ich von einem der Herren gefragt. „Warum nicht“, entgegne ich verdutzt. Beide Herren versuchen nun erfolglos, den Tross zu meinem Mercedes umzudirigieren. Sie haben Termindruck und sind bereits verspätet, wie ich erfahre. Hastig beendet ein fester Händedruck mit einer netten Entschuldigung für die Eile unsere Unterhaltung.

Die Zeit schreitet voran. Bald muss ich diese Kathedrale automobiler Nabelschau verlassen. Eine Menge von 100.000 Tagesbesuchern werde ich auf meiner Reise bestimmt nicht mehr antreffen. Kurz vor 18 Uhr rufe ich am Tor Ost an, um mich vom Sicherheitsdienst hinaus begleiten zu lassen. Während ich meine Sachen im Mercedes verstaue, wird unaufhörlich fotografiert. Selbst als ich am Steuer sitze, das Fenster herunterkurbele, lässig meinen Ellbogen raushänge und dem Messepublikum meine Abreise signalisiere, wird mir nur zögerlich der Weg frei gemacht. Ein Mitarbeiter vom Sicherheitsdienst sorgt dafür, dass ich auf die Besucherstraße einbiegen kann. Ich versuche das Ereignis in Bildern festzuhalten. Allenfalls im Schrittempo komme ich voran. Überall Menschen, die stehen bleiben, neugierig schauen und mein Kunstwerk fotografieren wollen. Sie stehen Spalier. Manche strecken mir ihren nach oben gerichteten Daumen zu. „Klasse Mercedes“, „super“, „geiles Auto“, kommt mir zu Ohren. Der Mitarbeiter des

Sicherheitsdienstes lacht und freut sich augenscheinlich, während ich meine Gefühle hinter der Kamera verstecke. Ich erlebe meine Abreise von der internationalen Automobilausstellung als unbegreifliche Triumphfahrt. Aber über wen habe ich triumphiert? Über meine Bedenken, meine Zweifel, meine Angst! In diesem Augenblick suche ich nicht nach weiteren Antworten. Ich genieße ihn nur.

Zwanzig Minuten später sitze ich völlig fertig außerhalb des Messegeländes und ringe mit meinen Eindrücken. „Endlich, endlich, bin ich allein und kann für einige Minuten verarbeiten, was ich in den letzten Stunden erlebt habe“, denke ich. Doch kaum bin ich am Luft holen, klopft es an die Scheibe meiner Beifahrertür. Ich lehne mich über den Sitz und kurble das Fenster herunter. „Kann ich ein Foto von Ihrem Auto machen, eines für meine Privatsammlung“, fragt mich ein uniformierter Polizist.

Unbeschreiblich glücklich fahre ich auf die Autobahn Richtung Norden. Wenn ich in keinen Stau komme, dürfte ich in zwei Stunden in meinem Hotel eintreffen. „Ich werde sehr viel später als geplant ankommen. Außerdem werde ich im Dunkeln fahren müssen. Aber das macht nichts. Ich reise ja! Warum sollte ich mich einem planerischen Diktat unterwerfen? Erst recht nicht, wenn man in seinem eigenen Kunstwerk unterwegs ist“, resümiere ich.

Der Feierabendverkehr wird dichter. Und ehrlich gesagt, obwohl ich ziemlich geschafft bin, stört mich das nicht die Bohne. Statt meiner Erschöpfung nachzuhängen, bin ich gut damit beschäftigt, bei bis zu Tempo 40 meine Flyer aus dem Fenster zu verteilen.

Verrückt, wahrlich verrückt! Mindestens zweimal schramme ich haarscharf an einem Unfall vorbei. Ich bin total vor Freude besoffen. Anders kann ich mein leichtsinniges Verhalten nicht erklären. Ich höre schon, wie in HR3 vor mir gewarnt wird: „Vorsicht, auf der A5 fährt mit Ihnen zwischen Fernwald und dem Reiskirchener Dreieck ein betrunkenen Autofahrer in einem Gummibärenauto. Fahren sie äußerst rechts, überholen sie nicht und meiden Sie jeden anstößigen Kontakt mit ihm. Wir informieren Sie, wenn die Gefahr vorüber ist.“ Zu meinem Glück geht der zähflüssige Verkehr nun in einen echten Stau über. Dadurch werde ich schneller wieder nüchtern. Ich verteile noch ein paar Handzettel, aber als der Verkehr von neuem rollt,

beende ich die Aktion.

Es ist zehn Uhr als ich in einem abgelegenen Gasthof in Alsfeld ankomme. Vor mir biegt ein silbergrauer Volvo mit schwedischem Kennzeichen in die hell beleuchtete Hofeinfahrt ein. Ich stelle meinen Mercedes etwas entfernt von den schwedischen Touristen ab und eile ins Hotel. Ich bin hundemüde, will ich nur noch die Schlüssel für die Hotelgarage und für mein Zimmer abholen.

Als ich wieder herauskomme, sprechen mich die Schweden vor dem Mercedes wartend an: „Das ist doch das Auto, was heute auf der IAA in Frankfurt zu sehen war?“ Es ist die letzte Frage, die ich am heutigen Tag zu beantworten habe.

22. September 2007 - Zwei Märchen aus 1001 Nacht

„Ich bin kein Künstler, ich bin kein Künstler, ich bin kein Künstler...“ Schweißgebadet wache ich auf und erschrecke über die aufkeimende Unruhe, die mich aus meinem dringend benötigten Schlaf heraus reißt. Es ist mitten in der Nacht und ich kann nicht mehr schlafen. Wenn das so weitergeht, werde ich meine Grand Tour mit massiven Schlafstörungen durchleiden. Anstatt in gesundem Schlummer den traumhaften Messetag zu verarbeiten, zweifelt mein Unterbewusstsein am Erfolg des Bevorstehenden. „Wenigstens ein paar Stunden hättest du damit warten können“, werfe ich mir vor und wälze mich auf die andere Seite. Natürlich bin ich kein ausgebildeter Künstler. Die Kunstwerke, die ich in den letzten zehn Jahren geschaffen habe, kann man an vier Händen abzählen. Kein einziges meiner Kunstwerke habe ich bisher verkauft. Und in wenigen Stunden möchte ich meinen Gummibären-Mercedes auf einer der bekanntesten Kunstausstellungen der Welt zeigen. Etwas verrückt oder reichlich Größenwahnsinnig? Ich bleibe mir die Antwort schuldig und versinke stattdessen in Zweifeln. Völlig nass geschwitzt liege ich in meinem rustikalen Bauernbett und denke an die ersten Gehversuche meiner Gummibärenkunst zurück.

Als mich mein Freund Kai zu seinen 40. Geburtstag einlud, setzte ich erstmals eine Idee um, die seit Längerem in meinem Kopf herumschwirrte. Ich wollte Möbelstücke mit Fruchtgummis bekleben. Da ich die Idee nicht nur für ausgefallen hielt, sondern mir die Wirkung auf Möbeln ziemlich reizvoll vorstellte, war ich heiß darauf, mein Vorhaben in die Tat umzusetzen. Ich besorgte mir einen weißen Kunststoffstuhl in außergewöhnlichem Design und fing an, ihn zu bekleben. Nach einigen Stunden merkte ich zu meinem Entsetzen, dass der größte Teil der Fruchtgummimasse wieder herunterrutschte. Also fing ich an, mit verschiedenen Klebern zu experimentieren. Da der Fachhandel verständlicherweise über keine Erfahrungen beim Anbringen von Gummibären auf Kunststoffoberflächen verfügte, dauerte es ein ganzes Weilchen bis der erste Stuhl schließlich fertig war. Ob der Kleber langfristig gelatinetauglich sein würde, müsste sich allerdings erst noch beweisen.

Einige Tage darauf fuhren Jörg und ich nach Bad Kissingen. Kai und seine Frau Christa kannte ich seit meiner Reutlinger Jugend. Wir hatten auch eine gemeinsame Zeit in Berlin verbracht, bevor sich unsere Wege wieder trennten. Während Jörg und ich von Berlin nach Baden-Württemberg gingen, zog es Kai und Christa nach Bayern. Als Kardiologe hatte Kai damals keine große Auswahl. Nun lebten sie deutlich provinzieller. Sie hatten mittlerweile zwei Kinder bekommen und ein extravagantes Haus gebaut. Die Kinder hatten zum Glück bereits ein Alter erreicht, in dem der Stuhl nicht als Verköstigungsangebot missbraucht werden würde. Der Haltbarkeitswert des Gummibärenstuhls war so oder so unsicher. Als wir bei warmem Wetter die gut zweistündige Fahrt fast hinter uns hatten, stand ich unversehens vor einem akut zu lösenden Problem. Die Gummibären waren äußerst weich geworden. Sie sahen aus, als wollten sie demnächst zum Klumpen zusammenschmelzen und meine Frustrationsgrenze austesten. Mehrere der Bären waren schon abgefallen. Ein Schneeballeffekt drohte. „Kai muss eine Kühlkammer im Krankenhaus auftreiben, sonst ist der Stuhl kaputt“, murmelte ich voller Grauen. Die letzten Kilometer bis Bad Kissingen fuhren wir mit offenen Fenstern und ohne Beanspruchung der Bremsen. Jörg hatte uns telefonisch angekündigt und Kai mitgeteilt, dass sein Geburtstagsgeschenk unverzüglich ins Krankenhaus gebracht werden

müsste. Natürlich ließ sich mein Vorhaben nicht realisieren und somit hatte die Kühle des Kellers über das Schicksal des Gummibärenstuhles zu entscheiden.

Die Reaktion von Kai und den Geburtstagsgästen auf sein Geschenk konnte man mit Erstaunen, Freude und Faszination beschreiben. Ich denke, es gab keinen, dem das originelle Geburtstagsgeschenk nicht gefiel. Und zu meiner Freude kam der Stuhl nicht nur gut an, auch die Gummibären waren gewillt, unter dem Eindruck angenehm kühler Temperaturen in ihren ursprünglichen, festen Zustand zurückzuschrumpfen.

Zwei Jahre danach verschenkte ich einen Tabletttisch aus Fruchtgummis an meine Freunde Joelle und Frank. Die Reaktionen der anwesenden Party-Gäste waren mir inzwischen vertraut, da ich fast alle meine Möbel verschenkt hatte. Meistens schwärmten die Anwesenden von dem Aussehen und der Originalität der Möbelstücke und versuchten, mich dazu zu ermuntern, diese nicht nur zu verschenken, sondern auch zu verkaufen. Allerdings fanden sie mit der Idee kein offenes Ohr bei mir.

Ich wollte aufgrund schlechter Erfahrungen von spekulativen Experimenten nichts mehr wissen. Einer der Gäste, ein französischer Künstler, sprach in anbetracht dieses Tisches von einem Kunstwerk: „Zeig doch deine Möbelstücke öffentlich und präsentiere dich als Künstler.“ Sehr charmant, aber mich als Künstler zu bezeichnen, darüber konnte ich damals wirklich lachen. Was hatte ich denn bisher geschaffen? Weder besaß ich eine besondere handwerkliche Fertigkeit, noch konnte ich malen oder modellieren. Zu keinem Zeitpunkt meines Lebens hatte ich eine künstlerische Ausbildung in Erwägung gezogen. Die einzige Eigenschaft, die ich mit vielen anderen Menschen teilte, war wach durchs Leben zu gehen und hin und wieder einen kreativen Einfall umzusetzen. Aber dies würde niemals ausreichen, mich auf einem Gebiet zu beweisen, auf dem doch erheblich größere Fähigkeiten erforderlich sind.

„Jeder Mensch ist ein Künstler, jeder Mensch ist ein Künstler, jeder Mensch ist ein Künstler...“ Ich fange an, mir Mut einzureden, indem ich bekannte Philosophen und Künstler wie Voltaire und Beuys zitiere.

Zunächst finde ich dies wohl ziemlich albern, aber immerhin werde ich davon ruhig und schlafe schließlich ein.

Nach dem ich aufwache, knurrt mir der Magen. Das Trockenfutter, mit dem ich mich gestern den ganzen Tag über Wasser gehalten habe, ist verbraucht. Ich freue mich auf ein ausgiebiges Frühstück, einige Tassen guten Kaffees und meine Zeitungslektüre.

Als ich nach einer erfrischenden Dusche an der unbesetzten Hotelrezeption vorbeilaufe, fällt mein Blick auf die FAZ und die Bild-Zeitung, die auf dem Tresen liegen. Ich schaue nach links. Ich schaue nach rechts. Kein Mensch ist zu sehen. Ungestüm schlage ich die Bildzeitung auf, blättere hektisch von vorne nach hinten durch und lege sie erleichtert wieder zurück. Mit der Frankfurter Allgemeinen unter dem Arm betrete ich wohlgelaunt den vollen Frühstücksraum und setze mich an einen der letzten freien Tische. Soeben habe ich meinen ersten Hunger gestillt, da tauchen die schwedischen Touristen von gestern Abend auf. Sie grüßen und setzen sich unweit von mir an einen Tisch. Offenbar unternehmen hier zwei Väter mit ihren beiden gerade erwachsenen Söhnen eine Deutschlandreise.

Nachdem ich zum zweiten Mal meinen Frühstücksteller beladen und ein Kännchen Kaffee bestellt habe, schlage ich die FAZ auf und blättere sie mehr gedankenverloren als interessiert Seite für Seite durch. Am Nebentisch versuche ich das Gespräch der schwedischen Touristen zu belauschen. Sie machen einen sympathischen Eindruck und signalisieren mir ihrerseits ein gewisses Interesse, indem sie mir immer wieder freundliche Blicke zuwerfen. Eine Handvoll Wortfetzen, die ich aufschnappe, deute ich, als hätten sie denselben Weg. Mehrmals habe ich das Wort documenta aufgeschnappt. Einmal verstehe ich sogar Münster. Als die Schweden aufstehen und den Frühstücksraum verlassen wollen, bin ich kurz davor zu fragen, ob ich sie richtig ausspioniert habe. Doch sie kommen mir zuvor: „Fahren Sie heute auch zur documenta“, fragt mich einer der älteren Schweden. „Ja, Sie etwa auch“, erwidere ich erfreut. „Ja, dann sehen wir uns dort wieder“, bekomme ich als aufschlussreiche Antwort mitgeteilt.

Neugierig wie ich bin, versuche ich, das Gespräch nun zu verlängern und frage sie, ob sie eine Rundreise durch Deutschland machen?“ „Ja, wir sind mit unseren beiden Söhnen seit zwei Wochen unterwegs.“ „Dann waren Sie gestern in Frankfurt und heute sind Sie in Kassel“, quassle ich selten dämlich hervor. „Ja, und morgen fahren

wir zurück nach Schweden.“ Meine Neugierde ist noch nicht gestillt. Also will ich wissen: „Und in welchen Städten waren Sie sonst noch unterwegs?“

„In Heidelberg, Freiburg, Basel und am Bodensee.“

„Das sind ja alles Orte, die sich auch auf meiner Grand Tour Strecke befinden“, kläre ich sie auf. „Das wissen wir. Sie haben uns gestern Abend einen, wie sagt man?“

„Einen Flyer?“

„Ja, einen Flyer gegeben.“ ...

Kann es Zufall sein, dass ich zeitgleich mit fremden Reisenden in einem abgelegenen Gasthof eintreffe und dann erfahre, dass sie einen Teil meiner Grand Tour Strecke schon gefahren sind? Zumindest mein sechster Sinn scheint recht gut zu funktionieren. Irgendwie beschleicht mich ein unausdrückbares Gefühl, als könnte dies erst der Beginn weiterer kurioser Begegnungen gewesen sein.

Punkt neun starte ich den Mercedes. Im Vergleich zu heute Nacht bin ich in einem wesentlich aufgeräumteren Zustand. Gemächlich tuckere ich mit 90 km/h über die Autobahn. Im Lichte einer tief stehenden Sonne ziehe ich an einem Meer von blühenden Sommerwiesen vorbei. Ein farbiger Blütenteppich weißer Margariten, violetter Glockenblumen und gelben Hahnenfußes unterhält mich abseits der Autobahn. Da die Sonne mich frech blendet, bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Augen auf die vorbeiziehenden Naturschauplätze zu richten. Also reduziere ich die Geschwindigkeit und denke so nebenbei an den gestrigen Tag zurück.

Wie aus dem Nichts ruft mir eine innere Stimme plötzlich zu: „Du wirst ein Buch schreiben.“ „Günther, was soll denn das? Was bildest du dir denn nun wieder ein“, hinterfrage ich sogleich irritiert die aufkommende Botschaft. Ich erkläre mir die seltsamen Hirngespinnste mit den gestrigen Ereignissen und versuche schleunigst in die Gegenwart zurück zu kommen. Prompt bekomme ich ein weiteres Mal zu hören: „Doch, du wirst ein Buch schreiben.“ Sichtlich verstört versuche ich, die innere Stimme einzuordnen. Schon einmal hatte ich ein ähnliches Erlebnis, als es darum ging, den Mercedes zu bekleben. Aber ein Buch zu schreiben, hört sich für mich noch viel undenkbarer an. In meiner Schulzeit hatte ich in Deutsch gewöhnlich die Noten 3

und 4. Wie soll ich mit so wenig sprachlichem Ausdrucksvermögen je ein Buch zustande bringen?

„Aber hattest du in Kunst eigentlich viel bessere Noten“? „Klar, und jetzt zeige ich mein Kunstwerk sogar der ganzen Welt“, antworte ich mir selbst.

„Schluss jetzt! Wenn du tatsächlich ein Buch schreiben willst, dann reicht es doch, wenn du dich noch nach der Tour damit beschäftigst.“ Diese wahrlich banale Erkenntnis katapultiert mich in die folgenreiche Gegenwart zurück. Denn allmählich mache ich mir ernsthafte Sorgen, wo ich den Mercedes in Kassel ausstellen kann. Da ich keine offizielle Einladung zur documenta habe, darf ich mich leider nicht auf das verlockende Ausstellungsgelände stellen. Noch beim Besuch im Frühsommer war mir aufgefallen, dass im Zentrum der Ausstellung, gegenüber dem Fridericianum, ein zweihundert Meter entfernter Kiesstreifen sich als Stellplatz eignen könnte. Dort saßen unter schattenreichen Birken einige Leute mit ihren mitgebrachten Klappsesseln. Wahrscheinlich ist das der attraktivste Platz, an dem ich mich halblegal mit dem Auto hinstellen könnte. Die meisten Besucher werden den Mercedes dort zwar nicht zu sehen bekommen. Aber welche andere Möglichkeit habe ich schon? Inoffiziell den Mercedes an einen zentraleren Ort zu stellen, ist aussichtslos. Nicht eingeladene Künstler dürfen sich auf der documenta mit ihrer Kunst nun mal nicht aufhalten. Schon bei der Eröffnung der Ausstellung hatten mehrere nicht eingeladene Künstler heftig gegen das Auswahlverfahren demonstriert. Etliche versuchten, auf ihre Kunst aufmerksam zu machen, was ihnen nicht gelang, weil sie vom Sicherheitsdienst sofort entfernt wurden.

Ich merke, dass sich meine Schleimhäute ausgetrocknet anfühlen. Obwohl ich heute Morgen genügend getrunken habe, plagt mich ein pelziger, trockener Reiz. Mein rumorender Bauch und meine kribbelnden Hände lassen mich befürchten, dass ich noch eine Autobahnraststätte aufsuchen muss.

Ein Hinweisschild signalisiert, dass ich mir erst in 20 Kilometern Erleichterung verschaffen kann. Um mich abzulenken, beginne ich die vielen bedeutenden Künstler, deren Werke in den letzten 50 Jahren in Kassel zu sehen waren, aufzuzählen: Kandinsky, Bacon,

Lichtenstein, Haring, Warhol, Picasso, Gauguin, Kapoor und zwölf weitere fallen mir immerhin ein.

„Ganz so ein oller Kunstbanause, wie du immer glaubst, bist du doch gar nicht!“

Leider hat mir die banale Selbsterkenntnis keine wirkliche Ablenkung von meinen Bauchkrämpfen verschafft. Wenn das so weiter geht, erreiche ich nicht einmal die nächste Autobahnraststätte. Aber was soll ich tun? Meinen fast unscheinbaren Wagen auf dem Standstreifen parken und nebenbei meinem ach so menschlichen Bedürfnis nachgehen, während Mitreisende sich plötzlich für den Künstler anstatt für sein Kunstwerk zu interessieren beginnen? So ein Scheiß, mir bleibt nichts anderes übrig, als mich nochmals krampfhaft abzulenken. Diesmal versuche ich es mit einigen mir im Gedächtnis gebliebenen Kunstwerken aus vergangenen Ausstellungen: Die von Joseph Beuys in Kassel gepflanzten 7.000 Eichen fallen mir als erstes ein. Beuys pflanzte diese in den 80er Jahren im gesamten Stadtgebiet. Dort, wo kein Grün zu sehen war und gegen erheblichen Widerstand von Teilen der Bevölkerung. Als Erkennungszeichen stellte er jedem Baum eine gewachsene Basaltsäule zur Seite. Dazu gab er seinem Projekt den provozierenden Untertitel: „Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“. „Amüsant“, wie ich finde.

Ebenso beeindruckt war ich von einem riesigen, am Ende des Friedrichsplatzes stehenden Metallrahmen, durch den man den mehrere hundert Meter entfernten Schlossgarten wie ein natürliches Gemälde betrachten kann. Läuft man durch den großen Rahmen zwanzig Schritte über eine folgende frei schwebende Konstruktion weiter, so hängt dort noch ein wesentlich kleinerer Rahmen in der Luft. Von ihm kann man nach wie vor in den wunderschönen Schlossgarten sehen und wird so für die Betrachter, die noch vor dem großen Rahmen stehen, ein Teil ihres eigenen Bildes. Das ist sozusagen eine „Bild im Bild“-Konstruktion. Ich glaube „Auefenster“ wird das Werk genannt.

Mein absolutes Lieblingskunstwerk ist auf jeden Fall: „Man walking to the sky“. Eine Figur aus Fiberglas läuft wie ein wahrer „Himmelsstürmer“ auf einem schräg zum Himmel stehenden, 25 Meter langen, Stahlrohr hinauf. Über die Hälfte der Strecke hat er schon hinter sich. Er wirkt gehend und steht doch fest. „Ein überaus spektakuläres Kunstwerk“, denke ich noch und steuere zur selben Zeit

die heiß ersehnte Autobahntoilette an.

Gleich darauf komme ich erlöst zum Auto zurück. Körperlich fühle ich mich auf jeden Fall besser. Meine Anspannung ist geblieben. Ich muss mich sputen, wenn ich vor Beginn der Ausstellungsöffnung in Kassel sein will.

Nur alle fünf Jahre findet die neben der Biennale in Venedig weltweit am meisten beachtete Kunstausstellung für moderne Kunst statt. Mehrere zehntausend Besucher werden zum vorletzten Tag der hundert Tage Ausstellung erwartet. Kurz vor Kassel scheint mein Adrenalinpiegel nur eine Richtung, den nach oben, zu kennen. Bevor ich die Innenstadt erreiche, halte ich an, um meine Gummibären-Radkappen auf die Räder zu setzen. Wahnsinnig aufgeregt fahre ich den letzten Kilometer. Ich schwitze, triefe und transpiere. Sämtliche koffeinhaltige Getränke von heute früh verdunsten im Nu. Meine Finger sind so feucht, dass sie am Lenkrad hin und her rutschen. Im Moment fahre ich die vierspurige Frankfurter Straße hinunter. Noch wenige hundert Meter und ich habe mein Ziel erreicht.

Vor mir sehe ich den linken Teil des Friedrichsplatzes, eine zwei Fußballfelder große Parkanlage mit integrierten Wegen, auf deren zentraler Grünfläche Mohnblumen angepflanzt sind. Der Friedrichsplatz ist vom Charakter her der zentrale Treffpunkt des Kunstpublikums und medialer Anziehungspunkt einzelner Kunstwerke. Am Ende der Parkanlage steht das mächtige Fridericianum, ein ehemaliges Museum. Auf der gegenüberliegenden Seite der Frankfurter Straße befindet sich der andere Teil des Platzes. Der größte Teil der dortigen Wiese ist von unzähligen marineblauen Papierfähnchen durchzogen, die im Grün stecken.

„Deutscher Kinderschutzbund“ steht darauf. Wahrscheinlich genauso wie die Mohnblumen ein Kunstwerk? Davor führt ein kopfsteingepflasterter Weg vorbei, der die Wiese von den Gebäuden des Staatstheaters und der documenta Halle trennt.

Eigentlich sollte ich jetzt links abbiegen, um mich am äußeren Rand des Friedrichsplatzes unter die schattigen Birken zu stellen, aber ich entscheide mich spontan anders. „Trau dich, du hast nichts zu verlieren“, macht mir meine innere Stimme Mut, und tatsächlich fahre ich zweihundert Meter weiter, schalte die Warnblinkanlage ein, biege auf Höhe der Fußgängerampel, die nicht mal zehn Meter vom

Fridericianum entfernt ist, nach rechts ab und stelle mich 20 Meter davon entfernt auf das Kopfsteinpflaster.

Vor mir prangt das barocke Staatstheater und dreißig Meter weiter die zentrale Ausstellungshalle der documenta. Unstreitig stehe ich auf dem Verbindungsweg, den alle Besucher, die vom Fridericianum kommen, als Übergang zu den weiteren Ausstellungsorten benutzen müssen. Ich stehe direkt im Zentrum einer der zwei wichtigsten Kunstausstellungen der Welt! Aber was passiert nun? Wie lange kann ich hier stehen? „Oh, lieber Gott, lass mich bitte einige Zeit hier bleiben können“, murmle ich vor mich hin.

Bevor ich aussteige, stelle ich den Mercedes so hin, dass er optimal zu sehen ist. Er soll mit der Motorhaube dem Fridericianum zugewandt sein. So kann ihn das an der Ampel wartende Kunstpublikum gleich erkennen. Meinen Klappsessel stelle ich ein paar Schritte vom Auto entfernt auf ein schattiges Plätzchen. Die zwei Plexiglasständer mit den bunten Flyern verteile ich auf dem Kofferraum und der Motorhaube.

In Windeseile habe ich die Kamera ausgepackt und versuche, mein Kunstwerk an diesem Aufsehen erregenden Platz zu fotografieren. Es ist noch absolut ruhig hier. Nur einzelne Fußgänger laufen über den Platz. In Sichtweite hat sich eine dreihundert Meter lange Schlange vor dem Fridericianum gebildet. In wenigen Minuten ist Einlass, und viele Ausstellungsbesucher drängt es zunächst in die Räumlichkeiten des klassizistischen Bauwerks.

Ich schaue auf den Kunst-Mercedes. Er leuchtet, strahlt mit vollster Lebenskraft. Der kaiserblaue Himmel prophezeit mir einen heißen Tag. Ich bin gespannt, was jetzt passieren wird. Während ich noch darüber nachdenke, wie lange ich an diesem Platz wohl stehen bleiben kann, kommen die ersten kunstinteressierten Besucher vorbei. Ihre Reaktionen sind mir nicht unbekannt. Es scheint, als würden sie wie die Menschen gestern, Gefallen an dem Kunstwerk finden.

Von meinem Klappsessel aus sehe ich, wie ein sehr bekannter Herr die Frankfurter Straße überquert und in meine Richtung läuft. Er hat Freizeitklamotten an und wirkt etwas gehetzt. Ich stehe auf, laufe ihm einige Schritte entgegen und drücke ihm ein Gespräch aufs Auge: „Hallo Herr Eichel, haben Sie schon das neue Kunstwerk

gesehen?“ Was für eine blöde Frage, wie soll er auch, kommt mir postwendend in den Sinn. Er unterbricht seinen Weg, schaut mich freundlich, fast etwas verunsichert an und fragt nach: „Was ist das für ein Kunstwerk?“ „Ein Kunstwerk, welches sich auf einer Reise befindet“, antworte ich ihm etwas verklausuliert. „Sind das etwa Gummibärchen“, fragt er erstaunt. „Ja, das sind echte Gummibären die sich auf einer Reise befinden“, füge ich bedeutungsvoll hinzu. „Schön, und wo soll die Reise hingehen“, fragt er mit interessierter Stimme. Ich gebe ihm einen Flyer in die Hand, erzähle ihm von meinen Reisezielen und weise ihn auf das Motto meiner Kunstreise hin. Obwohl er es vermeintlich eilig hat, hört er mir geduldig zu. „Originelle Idee! Da wünsche ich Ihnen viel Erfolg damit“, bekomme ich von Hans Eichel, dem ehemaligen Bundesfinanzminister zugerufen, bevor er sich schnellen Schrittes ins Staatstheater verabschiedet.

Die Zeit vergeht und auch die Besucher werden mehr. Ich stehe bereits über eine Stunde auf dem Platz und keinen scheint es zu stören. Ich begreife es nicht. Und will es auch nicht. Irgendwie traue ich dem Frieden nicht und fotografiere das zunehmende Interesse an meinem Kunstwerk. Als ich mich gerade mit mehreren Anwesenden etwas abseits des Autos unterhalte, sehe ich aus meinem Augenwinkel, wie sich zwei dunkelblau gekleidete Beamte dem Mercedes nähern. Lebhaft unterhalte ich mich weiter und versuche, mir nichts anmerken zu lassen.

Mein durcheinander geschütteltes Herz pocht und ich vernehme sein Schlagen deutlich bis in meine Ohren. Sie schauen den Mercedes an und greifen sich einen Flyer. Von ihren Mienen kann ich nicht ablesen, was sie zu tun gedenken. Die Besucher, die vom Fridericianum kommen, möchten die Frankfurter Straße überqueren. Die Ampel hat auf grün umgeschaltet. Das documenta Publikum läuft direkt auf den Mercedes zu, bleibt stehen und schaut ihn sich an. Der neue Pulk sorgt dafür, dass ich die Sicherheitsbeamten aus den Augen verliere. Als ich meine Unterhaltung beendet habe, suche ich sie wieder. Aber die Beamten sind verschwunden, spurlos wie vom Erdboden verschluckt. Ich kann es nicht glauben. Heißt dass, das ich hier bleiben kann oder suchen sie mich? Aber wenn sie mich suchen, würden sie doch nicht von meinem Auto weggehen? Ich traue mich

kaum daran zu glauben, dass ich mit meinem Kunstwerk im Herzen der documenta stehen bleiben darf. Mein Herz schlägt lauter als jemals zuvor. Mein Glücksgefühl schlägt Kapriolen. Ich schaue zum Himmel und lege meine gefalteten Hände an den Hinterkopf. „Vielen Dank lieber Gott! Vielen, vielen Dank!“ rufe ich dem Schöpfer unseres Universum zu, während sich meine feucht, glänzenden Augen vom grellen Sonnenlicht abwenden.

Als ich sie wieder öffne, werde ich vom farbenprächtigen Mosaik auf meinem Auto geblendet. Die leuchtende Sonne verleiht den Gummibären ein wahrlich unwiderstehliches Funkeln und Glitzern. Ich verfolge den Lauf der Sonne und mir wird klar: Die Lampe des Himmels wird sich mir heute den ganzen Tag offenbaren. Sie wird zehntausende von Bären zum Leben erwecken. Und sie wird hoffentlich so scheinen, dass diese nicht vor lauter Glück vor meinen Augen dahin schmelzen werden. Denn dies tue ich seit geraumer Zeit schon selbst. Was ich bisher erlebe, empfinde ich einfach als grenzenlos geil. Ich komme mir vor wie auf einem internationalen Flughafen, auf dem die ganze Welt vertreten ist. Frauen in langen, traditionellen afrikanischen Gewändern stehen neben kleinen italienischen Gigolos, deren dunkle Sonnenbrillen ihr Gesicht verdecken. Grauhaarige, kleinwüchsige Besucher mit schmalen Augen und noch schmalere Lippen schauen sich gemeinsam mit gut genährten Prachtkerlen aus meiner bayrischen Heimat das Kunstwerk an. Lebenslustige, knackige Brasilianerinnen fotografieren sich gegenseitig vor dem Mercedes, während schwächliche, blasse Finnen das gleiche tun. Am meisten höre ich natürlich Deutsch. Gefolgt von Italienisch und Englisch. Spanisch, Französisch und Holländisch höre ich seltener. Andere europäische Sprachen kann ich schlecht zuordnen. Eine asiatische oder afrikanische Zuordnung will mir eh nicht gelingen. Was soll's! Das internationale Flair ist einfach faszinierend, genauso wie die restliche Besucherschar. So unterschiedlich sie auch aussehen, so teilen doch fast alle das gleiche Gesicht, wenn sie am Kunst-Mercedes stehen. Ihre Mundwinkel sind nach oben gezogen, ihre Zähne sind sichtbar. Sie strahlen. Manchmal sogar um die Wette. Mit ihren Augen.

Ein glatzköpfiger, durchtrainierter Kerl ruft seiner Begleiterin zu: „Der ist ja super originell!“ und zeigt auf meinen Mercedes. Eine

junge blonde Frau mit gewaltigem Pferdeschwanz denkt ähnlich: „Fantastisch, der ist ja einmalig schön!“ Und der Kommentar eines graubärtigen Mittfünfzigers: „Grandios! Unglaublich!“ haut mich fast um. Eine ältere Frau mit extravaganter Hut äußert, als sie vor dem Auto steht, überrascht: „Oh, ich dachte, das sind lauter Glasperlen.“ Ähnlich metaphorische Vergleiche höre ich von einer dunkelhäutigen Schönheit: „It looks like a diamond“, und einer Dame, deren bunte Kleidung mich stark an die 70er Jahre erinnert: „Das sieht ja aus wie ein Patchwork-Teppich!“ lautet ihr zeitgeistiger Kommentar.

Ich hole meine dunkelblaue Sonnenbrille, um meine glasige Freude zu verbergen und bringe einen Schreibblock mit. Eifrig schreibe ich die spontanen Aussagen auf. Manche ausländische Gäste lasse ich ihre Meinungen selbst aufschreiben. Die meisten fallen spontan. Einzelne Komplimente richten sich direkt an mich, wenn Leute merken, dass ich der Künstler des Mercedes bin.

Drei französische Künstlerinnen sind derartig begeistert, dass sie mir ernsthaft raten, mit ihm nach Frankreich zu fahren: „Kommen Sie nach Paris, die Franzosen werden Ihnen zu Füßen liegen. Glauben Sie uns, bitte glauben Sie uns“, werde ich buchstäblich bedrängt. Ein nicht viel älter als mein Auto aussehender Typ mit wunderschönen langen Haaren spricht mich an, wie lange ich für mein Kunstwerk gebraucht habe. Er schätzt ein Jahr, vielleicht sogar mehrere Jahre. Als ich ihn aufkläre, dass ich zwei Monate daran gearbeitet habe, kann er es kaum glauben. „Im Außenbereich der documenta fehlen Kunstwerke, die über so eine große Anziehungskraft verfügen“, ist sein Kommentar. Ich bin sprachlos und ziemlich verlegen. Manchmal höre ich sogar in der Menge: „Das finde ich eines von den Besten hier“ und „endlich ein Kunstwerk, mit dem ich was anfangen kann“. Was soll ich dazu sagen? Spinne ich oder spinnen die Besucher? Wahrscheinlich gibt es doch mehr Kunstbanausen, als ich dachte. Gerade als ich mich etwas zurückziehen möchte, rennt ein etwa dreizehnjähriger Junge auf den Mercedes zu und schreit: „Papa, Papa das ist Kunst! Das ist Kunst!“ Als er mich sieht, bremst er fast verschüchtert ab. Aus irgendeinem Grund scheint er zu ahnen, dass ich der Besitzer des Mercedes bin. Denn er fragt mich gleich, ob er die Gummibären anfassen darf. Als ich ihn daraufhin frage, ob er kurz auf dem Fahrersitz Platz nehmen möchte, schaut er mich skeptisch an.

Ich versichere ihm, es ernst zu meinen. Nun strahlt er mich an, als hätte ich ihm eine Freifahrt versprochen.

Verblüfft stehe ich vor meinem Kunstwerk. Ich kann einfach nicht verstehen, was soeben passiert. Träume ich oder bin ich wach?

Tatsächlich zwicke ich mich, um zu prüfen, ob ich träume.

Aus einiger Entfernung sehe ich eine junge Frau auf mich zukommen. In ihrer linken Hand hält sie ein altertümliches Mikrofon, während an ihrer Schulter ein handtaschengroßes Aufnahmegerät baumelt. „Kann ich Sie bitte interviewen“, fragt sie mich höflich. „Sie möchten mich interviewen“, wiederhole ich ihre Frage, als hätte ich ihren Wunsch nicht bereits verstanden. „Ja, ich würde mich freuen, wenn Sie mir ein Interview geben würden“. „Wo soll es denn gesendet werden?“

„Ich arbeite für eine Radiostation und berichte meinen albanischen Landsleuten von der documenta. Das Interview wird in Deutschland, als auch in Albanien gesendet, wenn Sie einverstanden sind.“

„Wenn meine Kunst Sie interessiert, dann fragen Sie“, erwidere ich ihr etwas ratlos.

Die junge Frau schaltet ihr Aufnahmegerät ein und fängt nun ein Weilchen albanisch an zu reden. Danach stoppt sie das Gerät und spricht mich von neuem an: „Ich habe den Zuhörern gerade Ihr Kunstwerk beschrieben. Können wir mit dem Interview beginnen?“

„Können wir! Nur eine Frage vorab. Möchten Sie jede Antwort gleich übersetzen?“

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht. Ich bin dabei geübt“, bemerkt sie mit einem sanften Lächeln.“ „Na gut, dann schießen sie mal los“, fordere ich sie auf.

„Herr Siraky, wie kommt man auf die Idee, Gummibären auf einen alten Mercedes zu kleben?“

„Zunächst hatte ich die Idee, Gummibären auf Möbelstücke zu kleben. Später kam das Auto. Wie bei allen Ideen entwickelt sich im Laufe der Zeit eine neue Perspektive und Größeres wird in Angriff genommen. Die Pyramiden in Gizeh sind wohl als nächstes dran!“

„Sie machen Witze!“

„Na klar ist das nicht ernst gemeint, aber man weiß ja nie, was als nächstes kommt!“

„Zurück zum Auto! Wie viele Gummibären oder Quadrate sind denn auf dem Auto?“

„35 mal 1001 Quadrate.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Jedes Quadrat besteht aus etwa 35 Bären. Demnach kleben ungefähr 35.000 Bären auf dem Auto.“

„Haben Sie sie selbst gezählt?“

„Nein, einige Jugendliche hatten Interesse und haben das wirklich gemacht.“

„Wie finden Sie die Atmosphäre auf der documenta?“

„So wie das heutige Wetter. Einfach traumhaft! Und ganz hervorragend für alle, die außen ausstellen.“

„Ich habe den Eindruck, dass Ihr Kunstwerk auf der documenta sehr gut ankommt. Haben Sie eine Erklärung dafür?“

„Diese Frage müssen Sie wohl an die Besucher richten.“

„Das tue ich noch! Aber haben Sie mir vielleicht auch eine Antwort?“

„Vielleicht mögen es die Besucher, dass das Kunstwerk einfach zu erkennen ist. Es strahlt Farbenfreude, vielleicht auch etwas Lebenslust aus. Eigenschaften die bei vielen Leuten Sympathie hervorrufen.“

„Welche Aussage steht denn hinter ihrem Kunstwerk?“

„Es ist der Ausdruck eines Traumes.“

„Das hört sich ja geheimnisvoll an. Sagt ihr Kunstwerk denn noch etwas anderes aus?“

„An was denken Sie?“

„Vielleicht wollen Sie eine Verbindung zwischen den kurzlebigen Lebensmitteln und einem langlebigen Objekt herstellen?“

„Wenn Sie meinen. Klingt auf jeden Fall nicht schlecht.“

„Herr Siraky, haben Sie andere Kunstwerke denn ebenfalls gesehen?“

„Vor ein paar Wochen war ich zwei Tage auf der documenta und habe einen ausführlichen Rundgang gemacht.“

„Und wie hat ihnen die Ausstellung gefallen?“

„Einiges hat mir gefallen, einiges nicht. Beeindruckt hat mich zum Beispiel das aus mehr als 400 Kanistern bestehende Flüchtlingsboot

„Dream“, des Afrikaners Romuald Hazoumé.“

„Wie sehen Sie denn Ihr eigenes Werk im Kontext zu der permanenten Ausstellung?“

„Ich bin riesig glücklich, dass ich hier überhaupt stehen bleiben darf und sehe mich weder als Teil noch als Gegenpart der vor Ort regulär ausgestellten Kunst. Der Rahmen, viele aufmerksame sowie offene Menschen zu treffen, zählt für mich.“

„Sie fahren eine Grand Tour. Und wollen noch andere Kunstausstellungen besuchen? Was treibt sie dazu?“

„Etwas Abenteuerlust und die einmalige Gelegenheit zu einer internationalen Kunstreise dieser Art.“

„Würden Sie unseren albanischen Zuhörern zum Abschluss das Motto der Tour noch nennen?“

„In einem Kunstwerk zu reisen zur Kunst, macht die Reise zu einem Kunstwerk.“

Meine Interviewpartnerin scheint eine Simultanübersetzungsgabe zu besitzen. Der letzte Satz dürfte noch eine kleine Herausforderung für sie gewesen sein! Interessiert schaue ich ihr hinterher und sehe, wie sie noch umstehende Schaulustige befragt. Die Interviewpause hat gut getan. Meine Emotionen haben sich abgekühlt. So laufe ich zum Mercedes, um die Gummibären zu kontrollieren. Eine Hand voll ist abgefallen, so dass ich sie durch frische Bären ersetze.

Als ich gerade Jörg anrufen möchte, spricht mich ein Besucher an. Wir unterhalten uns über die documenta, über meine Kunst, und irgendwann fragt er mich, ob ich mitbekommen habe, dass Gerhard Richter ein Fenster im Seitenflügel des Kölner Doms genauso mit lauter bunten Quadraten gestaltet hat. Er erzählt mir, dass sein Bruder an diesem Projekt mitgewirkt hat. Und schwärmt in den höchsten Tönen von der ergreifenden Atmosphäre im Dom. Ich bin mitgerissen und lasse mir den genauen Ort des Seitenflügels beschreiben und frage ihn, ob Gerhard Richter wohl kurzfristig Zeit haben würde, sich mit mir vor dem Dom zu treffen. Etwas irritiert von meiner Frage äußert er sich ausweichend. Ich interpretiere seine Reserviertheit damit, dass es bis Montag zu kurzfristig sein dürfte, sich mit dem Künstler zu verabreden, und bedanke mich für den wertvollen Hinweis.

Kurz nach unserem Gespräch rufe ich Jörg an. Wie ein sprudelnder Wasserfall erzähle ich von diesem unbegreiflichen Tag. Als ich von meiner letzten Begegnung berichte, fällt mir Jörg ins Wort: „Weißt du nicht, wer Gerhard Richter ist?“ Kurz stutze ich. Und denke noch:

Den Namen kennst du doch. „Natürlich weiß ich, wer Gerhard Richter ist“, sage ich ihm, als würde er mir auf der Zunge liegen. „Dann weißt du ja auch, dass er einer der bekanntesten deutschen Künstler der Gegenwart ist! Seine Kunstwerke erzielen weltweit die höchsten Preise“. „Natürlich, du hast Recht! Wie konnte ich das nur vergessen“, stöhne ich entsetzt. „Mein Sunny, der Künstler! Der Richter war in den letzten vierzig Jahren bestimmt mit einem Duzend von Kunstwerken in Kassel vertreten, mein Schatz!“ „Jörgi, ich schäme mich so! Erzähle bloß niemand was davon“, fordere ich ihn auf. „Keine Angst, für mich bist und bleibst du der weltweit bedeutendste Künstler, den es gibt“, bekomme ich mit stolzem Unterton vom anderen Ende zu hören.

Nachdem unser Telefonat beendet ist, schnappe ich mir meine Kamera, um wieder auf andere Gedanken zu kommen. Entsetzt stelle ich fest, dass die Speicherkapazität zu Ende geht. Ohne lange nachzudenken, übertrage ich zwei österreichischen Mädels die Aufsicht über den Mercedes und laufe in die mehrere hundert Meter entfernte Fußgängerzone, um mich mit größeren Speicherkarten zu versorgen. Es dauert über 30 Minuten, bis ich zu meinem Kunstwerk zurück eile. Das riesige Mohnfeld, was mich vor wenigen Wochen noch faszinierte, sieht ziemlich vertrocknet aus. Im Gegensatz zu den aus aufgestellten Lautsprechern schallenden sozialistischen Revolutionsliedern sind die Mohnblüten längst schon Vergangenheit. Die Lieder handeln vom Kampf gegen Unterdrückung und stehen in Beziehung zu dem verblühenden Mohn, über dem sie ertönen. In den Augen ihrer Schöpferin Ivekovic sind die Mohnblumen ein Symbol für Revolution, für Widerstand und für den politischen Kampf. Ich merke, wie ich das Meer aus roten Blüten vom ersten Besuch her vermissen. Ihr farbiges Sprechen erweckte bei mir das Wort „Traum“ zum Blühen, das Wort „Leidenschaft“ zum Leben und das Wort „Glaube“ zum Wachsen. Ich brauche sie zwar nicht mehr, eigenartigerweise fehlen sie mir trotzdem.

Als ich weiter über den Friedrichsplatz laufe, leuchtet mir mein Kunstwerk im unverwelkten Licht der frühen Herbstfarben entgegen. Der Publikumsandrang ist ungebrochen hoch. Und die Stimmung wohl ebenso.

In der Nähe sehe ich einen stämmigen Polizisten mit einem ungewöhnlichen Fortbewegungsmittel seine Runde drehen. Er steht auf einer kleinen Plattform mit zwei bereiften Rädern und hält sich an einer einfachen Lenkstange fest. Der batteriebetriebene Elektroroller befördert den zu seinem Schutz mit einem Helm ausgestatteten Polizeibeamten über das documenta Gelände. Jetzt hält er an, steigt von seinem futuristischen Zweirad herunter, nimmt seine Digitalkamera aus der Tasche und fotografiert den Mercedes von allen Seiten, als ob er Erinnerungsfotos machen will. Interessiert bleibt er noch eine Weile stehen und verschwindet dann wieder. Die ganze Aktion ist von einem weiteren Besucher beobachtet worden, der sich schon länger in meinem Blickfeld befindet. Er beginnt mich zu interessieren. Sowohl durch seine beträchtliche Körpergröße, als auch durch seine langen, grauen zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haare, ist er mir aufgefallen. Ohne einen Fotoapparat steht er seit Minuten auf der Stelle und beobachtet die Leute am Mercedes. Ich habe Lust ihn anzusprechen, aber er kommt mir zuvor. „Hallo ich bin Raul. Ist das dein Kunstwerk?“ Ich nehme seine ausgestreckte Hand und erwidere den lockeren Gruß.

„Ja, es gehört mir.“

„Es ist toll. Schön dass du da stehen kannst.“

„Danke, darüber freue ich mich auch.“

„Ich nehme mal an, dass du keine Erlaubnis dafür hast?“

„Ne, die habe ich nicht. Und ich hoffe, du möchtest sie auch nicht von mir sehen!“

„Keine Angst, ich bin nur ein gewöhnlicher Dauerkartenbesitzer. Deswegen ist mir ja auch aufgefallen, dass der Mercedes bisher nicht da gestanden hat. Kann ich dich etwas zu deiner Kunst fragen?“

Erleichtert beantworte ich Raul nun seine Fragen, bis unsere Unterhaltung auf die offiziell ausgestellten Kunstwerke übergeht:

„Ehrlich, dein Kunstwerk ist echt originell, aber mir hat es vor allem die Kunst von Ai Weiwei angetan.“ „Dem chinesischen Künstler, dessen Skulptur zusammengebrochen war“, frage ich. „Ja, das ist eine seiner auffälligsten Arbeiten auf der documenta.“

„Kannst du mir etwas über seine Kunstwerke erzählen?“ Zwar hatte ich mir die Kunstwerke Weiwei's bei unserem Besuchswochenende im Juni angeschaut, aber mich mit ihnen nur oberflächlich beschäftigt.

Nach der Geschichte mit Gerhard Richter schäme ich mich fast etwas dafür und sehe es als eine gute Gelegenheit an, mehr über einen der am meisten beachteten Künstler der documenta zu erfahren.

„Wenn du willst, erzähle ich dir natürlich was von ihm erwidert er und beginnt zu erzählen: „Weiwei gilt als einer der einflussreichsten Künstler in seiner Heimat. Die Holzskulptur, von der du gesprochen hast, war zwölf Meter hoch und wirkte wie ein sternförmiges Tor. Sie setzte sich aus Holztüren und -fenstern der Qing-Dynastie zusammen, die von abgerissenen Häusern stammten, weil diese einem gewaltigen Staudammprojekt weichen mussten. Die Skulptur sollte zu einem sichtbaren Wahrzeichen der documenta werden. Aber nur vier Tage nach der Eröffnung brachte sie ein Gewittersturm zum Einsturz.“ „Ich kann mich erinnern, in den Medien wurde darüber berichtet“, werfe ich ein. „Was hat Weiwei zu dem Zusammenbruch gesagt?“

„Im ersten Moment war er noch geschockt. Dann aber lachte er und zeigte sich glücklich. Für ihn war es selbstverständlich, dass von nun an die Ruine sein eigentliches Kunstwerk war. Die Menschen kamen in größeren Scharen als an den Tagen zuvor.“ „Na, wenn ich auf meiner Grand Tour nach einem Gewitterregen ähnlich souverän reagieren würde wie Ai Weiwei, dann könnte ich meine weitere Reise viel entspannter angehen“, ziehe ich meine Schlüsse.

„Für mich ist Weiwei der Star der documenta.“ Ich nicke ihm zu und signalisiere ihm noch mehr über seine Kunst erfahren zu wollen. „Mit seinem Projekt ‚Fairytale‘ hat Weiwei der documenta in meinen Augen erst ihr eigenes Gesicht gegeben“, erzählt Raul. „Sein Name war in aller Munde, weil viele sein Projekt nicht als Kunst empfanden.“ „Du sprichst von seinen 1.000 Landsleuten, die er nach Deutschland holte“, frage ich ihn. „Genau genommen waren es 1001 Chinesen, die nach Kassel kamen.“ „Was für einen Zweck hatte die Aktion“, will ich nun wissen. „Ai Weiwei wollte seinen Landsleuten nur einen Blick auf eine für sie unbekannte Kunstwelt eröffnen. Beim ersten Besuch in Kassel hatte er gelernt, dass er Gast in der Märchenstadt der Brüder Grimm war. Von deren Märchen war es für ihn kein weiter Sprung zu den Erzählungen aus 1001er Nacht. So fand er den Titel und die Orientierungsgröße für sein Projekt.“ „Welcher Titel, welche Größe“, hake ich neugierig nach. „‚Fairytale‘ heißt übersetzt ‚Märchen‘, und tausendundeinem Chinesen wollte Weiwei ihr eigenes Märchen erleben lassen.“ „Du meinst, er hat 1001

Chinesen nach Deutschland eingeladen, damit jeder von ihnen sein eigenes Märchen erleben kann?“ „Genau, die meisten von ihnen erlebten die Reise bestimmt wie im Märchen. Viele waren noch nie aus ihrem Dorf oder ihrer Stadt herausgekommen und erhielten zum ersten Mal durch die Einladung nach Deutschland eigene Papiere.“ Grübelnd lege ich meinen Kopf zurück und murmle nur noch: „Ich kann es nicht fassen, so ein Zufall ist unmöglich! Das gibt es doch gar nicht.“ Raul schaut mich fragend an: „Ich habe dich nicht verstanden! Was hast Du soeben gesagt?“ „Ich kenne auch jemanden, der schon als kleiner Junge davon geträumt hat, sich einen märchenhaften Traum zu erfüllen“, rutscht es mir heraus. „Alles in Ordnung“, fragt mich Raul. „Alles bestens“, erwidere ich.

Allmählich merke ich, wie Rauls aufschlussreiche Erzählungen bleibenden Eindruck auf mich machen. Ich möchte mich zurückziehen und verabschiede mich. Aufgekratzt kehre ich zu meinem Klappsessel zurück und denke nach: Keine Frage, der Einsatz Ai Weiwei's für seine Landsleute ist total bemerkenswert. Mit seiner Kunst rückt er die ungleichen Lebensbedingungen in den Mittelpunkt und erfüllt dabei einem Teil seiner Landsleute einen Traum. Dass 1001 Chinesen nahezu zeitgleich mit mir ihr Märchen aus tausendundeiner Nacht erleben dürfen, bringt für mich künstlerisch eine neue Dimension. So eindrucksvoll die Vorstellung für mich ist, so führt sie mir vor Augen, wie privilegiert ich bin, mir meinen Traum selber erfüllen zu können. Eben ähnlich privilegiert, wie die jungen, wohlhabenden Europäer, die noch vor zwei Jahrhunderten ihre Kunstreise als Grand Tour durch Mitteleuropa planten.

Entspannt lehne ich mich zurück und lasse meine Gedanken schweifen: Ich fühle mich im irdischen Himmel angekommen und erlebe einen der absolut schönsten Tage meines Lebens. Mein fliegender Teppich ist wie ein „leuchtender Komet“, wie ihn ein Besucher beschrieben hat, für einen Tag auf dem documenta Gelände gelandet. Glückselig blicke ich der untergehenden Sonne nach. Von Harmonie getragen spüre ich, wie sich ein wunderbarer Traum dem Ende neigt.

Ich werde diesen himmlischen Tag bis zur einbrechenden Dunkelheit genießen, denke ich noch, als zwei Männer in dunkelblauen

Uniformen auf mich zukommen und mich höflich bitten, das Gelände zu verlassen. Allerdings bin ich damit überhaupt nicht einverstanden und beginne mit den Beamten zu diskutieren. Fast ärgerlich weise ich sie daraufhin, dass der Mercedes sogar auf einer konservativen Veranstaltung wie der IAA sein durfte. Unterstützung erfahre ich von zahlreichen Anwesenden, die sich wortreich einmischen. Noch immer freundlich weist mich der Sicherheitschef der documenta darauf hin, gehen zu müssen und signalisiert mir mit einer Handbewegung, dass es mit den eingetroffenen Gästen zu tun hat, die sich in Abendgarderobe vor dem Staatstheater versammeln. Ich resigniere und gebe auf.

Als ich mit dem Mercedes das Gelände verlassen möchte, stehen einzelne Besucher vor dem Auto, um meine Abfahrt zu verhindern. Selbst jetzt, nachdem ich in die Frankfurter Straße einbiege, laufen noch Leute hinterher und fotografieren.

Keine dreihundert Meter später ringe ich mit mir, ob ich nicht noch einmal drehen soll, um zurückzufahren. Ein furchtbar schlechtes Gewissen nagt an mir. Wie konnte ich aus der Absicht heraus, noch eine Stunde stehen bleiben zu wollen, so eine unsägliche Diskussion beginnen? Ich sollte den Männern doch dankbar sein, dass sie fast zehn Stunden lang über ihre Räumungspflicht hinweggesehen haben. Ich fahre weiter und werfe mir sämtliche Schimpfwörter an den Kopf, die mir gerade einfallen. Erst als mich der Rückblick an diesen unglaublichen Tag von neuem zu fesseln beginnt, vergesse ich das unrühmliche Ende.

Bei Einbruch der Dunkelheit habe ich meine dörfliche Unterkunft erreicht. Als ich vor der Schlafstätte für meine fünfunddreißigtausend Übernachtungsgäste stehe, überkommt mich ein brüllender Lachanfall: Ein zerzauster metergroßer Strohbar begrüßt uns am Eingang der Scheune. Einen attraktiveren Museumswärter hätte ich mir heute für meine Bären wirklich nicht wünschen können.

23. September 2007 - Empörung im Toilettenparadies

Die Morgenstunde lacht. Die frühe Sonne breitet ihre zaghaften Strahlen über die Dächer des beschaulichen Dorfes. Es verspricht ein

rundum schöner Tag zu werden. Ich öffne das schrecklich quietschende Tor der alten Scheune. Der Duft nach frisch gemähter Wiese steigt mir in die Nase. Da wird doch keiner die Scheune zweckentfremdet haben? Beruhigt stelle ich fest, dass meine Sorge zu Unrecht besteht. Unverändert schlummern die Bären unter ihrer blauen Kunstfaserplane, und nirgendwo ist aufgetürmtes Gras zu sehen. Kurz darauf bin ich wieder unterwegs. Neunzig Minuten Fahrzeit habe ich für die Strecke eingeplant, so dass, wenn alles gut läuft ich am frühen Vormittag in Münster eintreffen könnte. Einsam und allein tuckere ich an ein paar idyllisch gelegenen Ortschaften vorbei und hänge meinen aufgeweckten Gedanken nach. Wie kann es bloß sein, dass ausgerechnet ich mit einem Kunstwerk so viel Aufmerksamkeit erziele? Und während ich so in Gedanken versinke taucht unvermittelt, ein beinahe schon prophetischer Wegweiser in mir auf, über den ich mich vor langer Zeit noch regelrecht amüsiert hatte.

Als ich im Sommer 1998 endgültig von Tübingen zu Jörg nach Heidelberg umzog, fing ich erstmals an nach meinen verborgenen Fähigkeiten zu suchen.

Ich hatte von der Existenz eines anerkannten Persönlichkeitstests namens MBTI gehört, der auf den 16 Grundmustern menschlichen Verhaltens aufbaut und forderte ihn an. Nach Beantwortung der immerhin 90 Fragen reichte ich den Test dann zur Auswertung ein.

Einige Wochen später wurde ich zum Auswertungsgespräch eingeladen:

„Lieber Herr Siraky, weshalb ist es Ihnen wichtig, gerade jetzt mehr über sich zu erfahren?“

„Das weiß ich selbst nicht so genau.“

„Sie machen einen Test, der Ihnen etwas über ihre Persönlichkeit sagen soll und wissen nicht, warum Sie ihn machen?“

„Na, so war das auch nicht wieder gemeint. Ich suche ein ausgewogenes Bild über meine Stärken und Schwächen.“

„Und weshalb suchen Sie das gerade jetzt?“

Mensch, konnte die Frau hartnäckig sein. Bin ich denn hier beim Seelenklempner? „Ich will mich beruflich neu orientieren“.

„Gibt es vielleicht noch weitere Gründe?“

„Nein, ich denke nicht.“

Ich hatte ein Grummeln im Bauch. Warum stand ich den berechtigten Fragen meiner Gesprächspartnerin so reserviert gegenüber? Lag es vielleicht daran, dass ich bisher jeder Art von Persönlichkeitstests kritisch gegenüber stand? Mir hätte es gereicht, mein Ergebnis schriftlich zu erhalten, um mir danach ein eigenes Bild zu machen. Zum Glück war das Frage-/Antwortspiel recht schnell beendet, und wir gingen zur Auswertung des Fragebogens über.

„Sie verstehen sich auf den Umgang mit Menschen und haben oft erstaunliche Einsichten in die Entwicklungsmöglichkeiten einer Person. Sie haben eine Antenne für andere in ihrer Umgebung. Ihnen geht es eher um Verstehen als um Beurteilen...“ „Klar, nicht umsonst bin ich in einem sozialen Beruf tätig“, folgerte ich für mich.

„Personen mit ENPF Präferenzen sind begeisterte und innovative Menschen. Sie entdecken immer wieder neue Möglichkeiten, Dinge anders und unkonventionell zu erledigen. Schwierigkeiten sind für Sie Herausforderungen und kreative Lösungswege lassen sich aus ihrer Sicht ohne weiteres finden“, las die ältere Dame weiter vor.

„Hört sich ja toll an“, dachte ich sofort und folgte neugierig ihren Ausführungen: „Sie regenerieren sich, indem Sie immer wieder einen neuen Anlass zur Begeisterung finden. Sie sehen ständig neue Projekte am Horizont. Ihre eigene Begeisterung weckt bei anderen Interesse.“

„Schluck, dass soll mein Ergebnis sein“, fragte ich mich. „Das kann wohl nicht ganz sein! Das hört sich viel zu positiv an. Bestimmt kommen die ganzen Schwächen noch.“ Und wie bestellt folgte prompt ein leichter Anflug an Kritik: „Sie sehen so viele Projekte, dass es Ihnen manchmal schwer fällt, Ihre Kraft in solche zu investieren, die die besten Aussichten auf Erfolg haben...“ „Sie müssen lernen durchzuhalten, sind aber an solchen Arbeitsplätzen am besten und effektivsten, an denen Sie ein Projekt nach dem anderen erledigen können, und ein anderer es übernehmen kann, sobald es auf dem Weg ist.“

„Schön, und in welchem Arbeitsfeld, kann ich diese Eigenschaften nun nutzen um mich beruflich zu verändern?“, fragte ich mich

ungeduldig. Tatsächlich bekam ich gegen Ende der Auswertungen auch hierzu eine unerwartete Antwort: „Personen mit ENPF-Profil sind gute Berater, können inspirierende Lehrer sein, besonders wenn sie die Freiheit haben, neue Wege auszuprobieren. Sie können auf fast allen Gebieten erfolgreich sein, für die sie sich interessieren - Kunst, Journalismus, Wissenschaft, als Berater oder Autoren, um nur einige Beispiele zu nennen.“

„Klasse, neue Wege ausprobieren, das trifft ja voll mein Anliegen. Ich kann also auf fast allen Gebieten erfolgreich sein. Mensch, das ist der richtige Schmierstoff für mein angekratztes Selbstbewusstsein“, überlegte ich euphorisch.

Bei genauem Betrachten war das Ergebnis allerdings völlig anders ausgefallen, als ich vermutet hatte. Ich selber sah mich als sportlichen Typen mit einem sozialen Gewissen. Dass ich mit vielen Kreaturen zu Recht kam und selten ein Sicherheitsnetz benötigte, bevor ich eine Entscheidung traf, war mir auch nicht verborgen geblieben. Aber ansonsten wusste ich reichlich wenig über mich.

Nachdem ich mir mein Persönlichkeitsprofil zu Hause mehrmals durchgelesen hatte, war ich mir plötzlich nicht mehr so sicher, ob mir das Ergebnis auf der Suche nach meinen verborgenen Fähigkeiten weiterhelfen konnte. Besonders die Aussage „Sie können auf fast allen Gebieten erfolgreich sein, für die sie sich interessieren.“ erzeugte nicht nur bei Themen wie Kunst und Schriftstellerei erhebliche Zweifel, ob das auf mich selbst zutreffen könnte. Sie erinnerte mich eher an die doch sehr zweifelhafte Glaubwürdigkeit voraussagender Horoskope.

Da die Eitelkeit des Menschen, sich von positivem Feed Back beeindrucken zu lassen, auch vor mir nicht Halt machte, kokettierte ich mit dem Ergebnis für einige Zeit bei Jörg, bevor ich beschloss, den Test für immer zu vergessen.

Ein grünweißer Volkswagen, der sein Blaulicht einschaltet, und dann zügig an mir vorbeifährt, ruft mich in die Münsterländer Gegenwart zurück. Herzklopfend schaue ich ihm nach und bin froh, dass sein Interesse nicht mir gegolten hat.

Noch ein paar Kilometer und ich dürfte Münster erreicht haben. Die

historische Altstadt, dort, wo wahrscheinlich die meisten Kunstwerke zu sehen sind, ist mein heutiges Ausstellungsziel. Obwohl die Skulptur Projekte Münster erst zum vierten Mal stattfinden, hat die Ausstellung bereits große internationale Bekanntheit erlangt. Die ganze Stadt präsentiert sich hundert Tage lang als ein einziges Kunstwerk. Nur renommierte Künstler wie Keith Hearing, Isa Genzken oder Donald Judd, werden von den Veranstaltern eingeladen. Jeder offizielle Künstler darf ein Kunstwerk an einem selbst gewählten Ort im Stadtgebiet aufstellen. Somit sind die Besucher gezwungen, sich auf Entdeckungsreise zu begeben. „Das mutet ja fast wie Ostereier suchen an“, denke ich prompt. „Bin mal gespannt, welchen Ausstellungsplatz ich mir heute auserwähle“.

Der grob, gepflasterte Untergrund und einige Verkehrsschilder machen darauf aufmerksam, im historischen Teil der Stadt angekommen zu sein. Die fast menschenleeren Straßen erleichtern es, trotz Fahrverbot voranzukommen. Ohne aufgehalten zu werden kann ich über den ehrwürdigen Prinzipalmarkt fahren und mir in aller Ruhe meinen Ausstellungsplatz aussuchen. Direkt vor einem mächtigen sakralen Bau kommt mein Mercedes zum Stehen. Die Lamberti Kirche versperrt mir die Weiterfahrt. „Es ist Sonntag. Und am Sonntag gehe ich seit einigen Jahren gerne wieder in die Kirche. Warum sollte ich mich trotz meiner evangelischen Konfession nicht neben diesen imposanten Katholikentempel stellen“, überlege ich kurz, um im nächsten Moment mein Kunstwerk auf einer leichten Anhöhe direkt neben der Kirche zu parken. Von hier oben habe ich eine gute Sicht in den Altstadtkern und der Mercedes kann von allen Seiten gut gesehen werden. Ungefähr 50 Meter entfernt von mir werden eine Freilichtbühne und verschiedene Essensstände aufgebaut. Wie ich erfahre, dreht das ZDF heute Abend Filmszenen für eine Fernsehserie. „Na, wenn sie noch eine interessante Kulisse brauchen. Da wüsste ich schon eine“, kommt mir natürlich in den Sinn.

Die ersten Stadtbummler entdecken den Mercedes. Interessiert bleiben sie stehen und unterhalten sich mit mir. Unter ihnen ist ein etwa zehnjähriger, aufgeweckter Junge, der die ganze Zeit um mich herumschwänzelt. Er ist wahnsinnig neugierig, aber nicht nervig, ziemlich witzig, fast etwas frech. Wird unsere Unterhaltung von

fragenden Besuchern unterbrochen, so scheut er sich nicht, an meiner Stelle zu antworten. Spontan komme ich auf die Idee, ihn auf meinen Mercedes aufpassen zu lassen. Denn ich bekomme auf einmal Lust, in die Kirche zu gehen. Also schendere ich auf die andere Seite der spätgotischen Kirche und betrete sie durch den Haupteingang. Der gewaltige Kirchenkomplex ist angenehm kühl und leise. Ein paar Kirchgänger verlieren sich in den hölzernen Bankreihen. Ich setze mich dazu und schaue mich ein wenig um. Meine Gedanken fangen als gleich zu wandern an. Was vorher noch wichtig erschien, spielt keine Rolle mehr. Ich denke an den kleinen Jungen, der auf meinen Mercedes aufpasst. Ich frage mich, was er wohl um diese Tageszeit ganz alleine in der Innenstadt zu suchen hat. Mein Vater hätte mir früher nicht erlaubt, um diese Zeit alleine in der Stadt unterwegs zu sein. In seinem Alter war ich am Sonntagmorgen auf dem Fußballplatz oder in der Kirche gewesen. Beides hatte mir gefallen. Wobei ich das Fußballspielen einer Pfarrerspredigt gewöhnlich vorzog.

Ich wuchs in einem wertkonservativen Elternhaus auf, in der die zehn Gebote und andere christliche Glaubensgrundsätze als Orientierung vermittelt wurden. In derselben Weise wurden uns Kindern soziale Werte wie Nächstenliebe und Solidarität mit Bedürftigen, Forderungen, die Jesus in der Bergpredigt erhoben hatte, im täglichen Leben vorgelebt.

Neben der Vermittlung von humanistischen Werten wurde der Glaube in unserer Familie durch regelmäßiges Besuchen einer evangelischen Kirchengemeinde praktiziert. Gemeinsame Tischgebete und Gute-Nacht-Gebete gehörten ebenfalls dazu. Mein Vater Jakob las uns regelmäßig aus der Bibel vor, und zu christlichen Festen wurde die Besinnung auf das Ursprüngliche in den Mittelpunkt gestellt. Später, als wir lesen konnten, war die Bibel ein vertrautes Buch in unserem Alltag. Durch das große Vertrauen zu Gott, welches mein Vater uns vorlebte - unsere Mutter Johanna starb leider sehr früh, - wuchs in mir der Glaube, dass dieser Gott ein ganz toller Kerl sein müsste. Immer wenn ich mir Sorgen machte, die man als Kind halt so hatte, betete ich zu ihm und vergaß meistens nicht, mich bei ihm zu bedanken, wenn sich meine Probleme aufgelöst hatten. Es waren eher

weltliche, alltägliche Dinge, die mich beschäftigten. So waren meine Schulnoten beispielsweise Gründe, über die ich mir häufiger Sorgen machen musste. Ich wusste wohl, dass mir selbst und auch dem lieben Gott durch regelmäßiges Lernen und weniger Abschreiben mehr geholfen wäre, als durch abendliche Gebete. Doch ich verbrachte nun mal mein Leben lieber mit sinnvolleren Dingen als dem Erledigen von Schularbeiten. Die Versuchung, mein Fußballtalent auf dem Sportplatz zu verbessern, war wesentlich stärker, als die Bereitschaft, sich um so profane Dinge wie die Verbesserung meiner deutschen oder gar englischen Ausdrucksweise zu kümmern. So verließ ich mich auf das verständnisvolle Wohlwollen meines Schöpfers und hoffte, dass so manche Klassenarbeit trotz meines bescheidenen Einsatzes ein zufrieden stellendes Ergebnis schon bringen würde. Ein ebenso immer wiederkehrender Grund, weshalb ich mir Sorgen machte, war der Gesundheitszustand meines Vaters Jakob. Als leitender kaufmännischer Angestellter in einem großen Kaufhaus hatte er eine Arbeitsstelle, die ihm wohl Freude bereitete, aber ihn zeitlich, als auch inhaltlich voll forderte. Er hatte eine 48 Stunden Woche und musste drei Kinder alleine groß ziehen. Anfang der siebziger Jahre, als viele Jugendämter allein erziehende Väter per se als erziehungsunfähig einstufen, erhöhte sich durch den plötzlichen Tod meiner Mutter der Druck auf unseren Vater. Er hatte nicht nur einen Schicksalsschlag zu verarbeiten, sondern musste noch Angst haben, seine Kinder zu verlieren. So musste er der Behörde beweisen, dass er als vollberufstätiger Mann einen zwölfjährigen, körperbehinderten Jungen, eine neunjährige Tochter und mich selbst im Alter von acht Jahren versorgen konnte. Auch wenn unsere Oma im gleichen Haus wohnte und für uns kochte, hatte mein Vater natürlich die gesamte Verantwortung zu tragen. Seit einem tragischen Unfall in seiner Kindheit hatte mein Vater zumal sein rechtes Auge verloren. Durch die übermäßige Beanspruchung nahm die Sehkraft seines intakten Auges stetig ab. Sein Glaube war ihm die wichtigste Stütze, die ihm half, mit der Angst vor dem Erblinden fertig zu werden. Ohne seinen festen Glauben und dem unbeirrbaren Drang, sich Schwierigkeiten zu stellen und aus der Welt zu schaffen, hätten wir eine sehr viel schwierigere Kindheit gehabt. „Gottes Wege erscheinen uns oftmals sonderbar. Wir wissen, es gehören ein starker Glaube, manchmal auch

Leidensfähigkeit und Zweifel dazu, sich nach großen Enttäuschungen der Liebe Gottes und seiner Unterstützung gewiss zu sein. Aber ihr werdet es nie bereuen, wenn ihr euch besonders in schwierigen Situationen weiter auf Gott verlasst“, riet er uns Kindern.

Ich denke, in diesem Punkt war er ein gelebtes Beispiel und die Glaubwürdigkeit seiner selbst. Schon als Kind bekam ich von Bekannten oder Freunden meines Vaters zu hören, sie erinnere sein Leben an die Geschichte Hiobs. Jenen gottesfürchtigen Menschen, der sich vielen schweren Prüfungen zu unterziehen hatte, und der deswegen mit seinem Gott oft haderte, aber trotz allem an seinem Glauben festhielt.

Auch ich wunderte mich, als ich älter wurde, woher mein Vater, der in seinem Leben schon von klein auf mehr Verantwortung übertragen bekommen hatte als so mancher Erwachsene, dieses Durchhaltevermögen her hatte. Es war nicht so, dass ich meinem Vater nicht ansehen konnte, wie er mit seinem Lebensschicksal als halb Erblindeter kämpfte. Aber ich habe niemals irgendwelche Zweifel an seinem christlichen Glauben festgestellt. Eine für mich bis heute beeindruckende Offenbarung.

Noch immer befinde ich mich auf der harten Kirchenbank. „Wo bin ich denn mit meinen Gedanken“, frage ich mich, während auf einmal das Glockengeläut zum Gottesdienst ruft. Schnellen Schrittes mache ich mich auf den Weg zum Auto zurück. Mein suchender Blick gilt dem kleinen Jungen. Vor meinem Mercedes sehe ich ein paar Fahrrad- und ebenso viele Rollstuhlfahrer. Manche fotografieren, andere diskutieren angeregt miteinander. Der kleine Junge ist verschwunden. Spurlos verschwunden. Ich hätte ihm gerne eine große Tüte Gummibären zum Frühstück spendiert. Etwas enttäuscht setze ich mich in meinen Klappstuhl, um die Passanten zu beobachten.

„Den Gummibären-Mercedes haben wir hier ja noch gar nicht gesehen“, äußert sich gerade eine Brünette mit entblößtem Bauch zu ihrem haarlosen Begleiter, während sich dieser die Aufschrift auf der Heckscheibe durchliest und sein frisch erworbenes Wissen zurückmeldet: „Du ich glaube, der stand auch auf der documenta und auf der Biennale in Venedig.“ „Glaubst du wirklich“, fragt sie erstaunt. „Klar mein Schatz!“, verkündet er ihr. „Schade, dass wir

keinen Fotoapparat dabei haben“, sagt sie nun. Ihr hagerer Begleiter nickt zustimmend. „Sie können sich ja stattdessen einen Flyer mitnehmen“, mische ich mich in ihr Gespräch ein. Verwundert werde ich von der Brünetten gemustert, während der Haarlose mich anschaut, als hätte ich ihr Gespräch heimlich belauscht. „Ich bin der Fahrer des Mercedes“, gebe ich pflichtschuldig zur Auskunft. Umgehend bekomme ich mit einem Anflug voller Hochnäsigkeit zu hören: „Ach, Sie sind der Fahrer des Autos? Wie nett! Ich dachte, Sie sind hier der Aufpasser.“ „Was soll denn das jetzt“, frage ich mich. Und bedauere im selben Moment, mich eingemischt zu haben. Gerade möchte ich mich entfernen, als der Haarlose eine nicht minder hochnäsige Frage stellt: „Und Sie fahren das Kunstwerk zu allen Kunstausstellungen? Reizt es Sie da gar nicht, es als ihr eigenes auszugeben?“ Ich bin perplex! Die beiden wirken so unerträglich arrogant und blöde. Sie können sich noch nicht einmal vorstellen, dass ein Künstler mit seinem eigenen Kunstwerk zu den Skulptur Projekten reist. „Genauso ist es!“, gebe ich sichtlich verärgert zur Antwort und setze mich wieder in meinen Klappstuhl. Die beiden haben mir jetzt den Rücken zugewandt. Sie drücken die Gummibären und unterhalten sich dabei. Ich kann sie nicht verstehen. Endlich nimmt der Haarlose zwei Flyer aus dem Plexiglasständer und gibt einen davon der Brünetten. Sie reden, lesen, schauen sich an, reden erneut miteinander und entfernen sich eiligst von dem Mercedes, ohne sich ein weiteres Mal umzudrehen.

Die anhaltend läutenden Kirchenglocken kündigen einen baldigen Besucherstrom an. Und tatsächlich, obwohl ich an der Rückseite der Kirche stehe, kommen zahlreiche Kirchgänger zu meinem Mercedes herüber. Plötzlich zieht jemand kräftig an meinem rechten Ärmel. Ich drehe mich um und sehe meinen kleinen Freund mit einer Schar weiterer Kinder hinter meinem Rücken stehen. Er trägt wie die anderen Kinder ein weißes Ministrantengewand und strahlt mich über beide Backen an: „Entschuldigung, dass ich nicht auf Sie gewartet habe. Ich musste in die Kirche.“ Mit reichlich Bärennahrung in der Hand hilft er mir von neuem, den Besuchern ihre Fragen zu beantworten. Erst als die Kirchturmuhre zu Mittag schlägt, verlässt er mich. Seine Eltern und Geschwister warten zuhause mit dem Essen auf ihn.

Kurze Zeit später kommt eine geführte Gruppe von etwa 30 Leuten auf den Mercedes zu, während sich die Kunstführerin im Hintergrund hält. Mit ihrem roten Kostüm, ihren nach oben gesteckten schwarzen Haaren und ihrer rundlichen Figur erinnert mich die um die 50 Jahre alte Frau an eine besonders strenge Lehrerin aus dem Gymnasium. Sie beobachtet ihre Gruppe, und die Gruppe scheint mein Kunstwerk zu mögen. Neugierig wenden sich einige der Kunstführerin zu, in Erwartung, etwas erzählt zu bekommen. Sie mimt die Ahnungslose, nimmt sich einen Flyer und studiert ihn. Nun kommt sie auf mich zu. Was will sie von mir? Mir sagen, dass ich mit keinem offiziellen Kunstwerk hier stehe? Das weiß ich selber!

„Guten Tag, ist dies Ihre Arbeit?“

„Ja!“

„Ich bin Kunstführerin und zeige der Gruppe alle Kunstwerke, die bei den Skulptur Projekten ausgestellt sind. Leider kann ich zu Ihrem Kunstwerk nichts sagen. Wären Sie vielleicht so freundlich, der Gruppe etwas darüber zu erzählen?“

„Natürlich, mache ich das“, erwidere ich sogleich motiviert und halte einen zehnminütigen Vortrag über meine Arbeit und den Tourverlauf. Die Ausstellungsbesucher sind unheimlich neugierig und hören bei bester Laune interessiert zu. Manchmal höre ich eine ganze Symphonie von Gelächter. Am Schluss bekomme ich für meine Vorstellung einen starken Applaus. Jetzt genieße ich mich fast. Die Kunstführerin kommt mit einem strahlenden Lächeln auf mich zu: „Schade, dass Sie nicht immer hier stehen. Die Leute freuen sich sehr an Ihrem Kunstwerk und Sie können Ihr eigenes Kunstwerk so gut vorstellen. Darf ich heute Nachmittag mit weiteren Gruppen vorbeikommen?“ „Mit so vielen Sie wollen“, antworte ich stolz wie ein Erstklässler.

Kaum hat sich die Gruppe verabschiedet, werde ich zum wiederholten Mal gefragt, wo man im Ausstellungskatalog etwas über mein Kunstwerk nachlesen kann. Viele Besucher versuchen mit dem offiziellen Ausstellungs-Stadtplan in der Hand die Kunstwerke zu entdecken. Besonders die ausländischen Gäste sind erstmal irritiert, wenn sie den Kunst-Mercedes sehen und keine Informationen in ihrem Katalog darüber finden.

Bisweilen tauchen auch Leute auf, die mich gestern auf der documenta gesehen haben. Die Welt kann wie ein kleines Dorf sein. Überhaupt wundere ich mich, wen man auf so einer Kunstreise alles kennen lernen kann. Soeben spricht mich die Tochter einer bekannten Künstlerin an. Sie stellt mir ihre Mutter vor. Diese dürfte schon über sechzig sein, schätze ich. Sie scheint eine zurückhaltende Frau zu sein, die erstmal ihre Tochter reden lässt. Von ihr erfahre ich, dass Gisela Weimann vor sechs Jahren eine Oper in vier außen wie innen verspiegelten Mercedes-Bussen inszeniert hat. Direkt in Berlin, auf der historischen Museumsinsel, haben Komponisten aus England, Russland, Finnland und Deutschland eine musikalische Tour durch Europa umgesetzt. In jedem Bus fuhren die Besucher eine imaginäre Strecke vom Land des Komponisten ins nächste. Soviel ich behalten habe, muss der Opernabend eine sehr bewegte Reise voller sich spiegelnder Überraschungen gewesen sein. Die Zuhörer waren verzaubert und die Presse wohl auch.

Postwendend werde ich von neuen Passanten angesprochen: Zwei schwule Paare aus Belgien albern vor dem Auto herum, während ihre Freundin sich interessiert den Mercedes anschaut. Wir schwatzen ein wenig miteinander, bis ich von den Belgiern den Hinweis bekomme, ihre Freundin sei die Sammlungsleiterin eines bekannten Museums in Antwerpen. Nicht ganz uneigennützig wechsle ich darauf hin die Gesprächspartner. Sie ist Niederländerin und interessiert sich auch für meine anderen Kunstwerke. Aber außer ein paar Möbeln und einem Zahnarztstuhl gibt es nichts vorzuweisen. An ihrer zurückhaltenden Reaktion merke ich schnell, dass mein Kunst-Mercedes als potenzielles Exponat für Antwerpen wohl nicht in Frage kommt. Ich brauche Geduld! Zahlreiche, wahrlich dreiste Versuche hatte ich in der Vergangenheit unternommen, mein Auto in bekannten Kunsttempeln unterzubringen. Und abermals wandern meine Gedanken in eine Zeit zurück, die ich schon längst als abgeschlossen wähnte.

Gleich nach der Fertigstellung des Mercedes fotografierte ich alle meine Fruchtgummikunstwerke und ließ einen bebilderten Katalog in deutscher und in englischer Sprache herstellen. Diesen verschickte ich

dann an einige mir bekannte Museen für moderne Kunst. Die angeschriebenen Museen hatten alle einen ausgezeichneten Namen. Vermutlich hatte sich bei ihnen noch nie ein Künstler vorgestellt, der lediglich ein einziges außergewöhnliches Kunstwerk vorweisen konnte. Es war wohl eine Mischung aus Dreistigkeit und der Überzeugung, dass mein Mercedes eine große Anziehungskraft besaß, was mich dazu ermunterte. So schickte ich ein Duzend Kataloge an Museen, die im deutschsprachigen Gebiet so wohlklingende Namen hatten wie: ‚Museum für Moderne Kunst‘ Frankfurt, ‚Kunstmuseum Basel‘ oder ‚Museum für Gegenwartskunst‘ Zürich.

Die Reaktionen waren unterschiedlich. Von zwanzig Prozent der Museen bekam ich keine Reaktion. Von vierzig Prozent erfolgte eine Standardabsage. Und bei den restlichen vierzig Prozent erhielt ich zwar eine Absage, diese war aber persönlich und durchaus ermutigend formuliert.

Nicht anders erging es mir mit den englischsprachigen Museen. Die vier Museen, die ich anscrieb, hatten noch viel klangvollere Namen, und gehörten schlechthin zur Crème de la Crème in der Kunstwelt. Das Centre Pompidou in Paris schickte mir meinen Katalog wieder zurück. Von den Museen of Modern Art in Kyoto und New York bekam ich keine Rückmeldung, und das Solomon Guggenheim Museum in New York schrieb Folgendes:

“Dear Mr. Siraky

Thank you for your recent letter and materials of December 28, 2005. We enjoyed learning about your gummy candy technique. However, while we appreciate your considering the Guggenheim, we regret that we are not currently in a position to pursue an acquisition or exhibition of this work.

Nonetheless, we thank you for thinking of the Guggenheim Museum, and wish you the best of luck in your professional pursuits. As they must be of value to you, I am herewith enclosing the materials you provided for our review

Sincerely

Megan Morrison (Assistant to the Director)”

Eine Absage, aber immerhin ein nette Absage! Ich war keineswegs unzufrieden, einen Absagebrief nach dem anderen zu erhalten. Ich hatte keinen Zeitdruck. Und irgendwie spürte ich, dass ich das richtige Museum bestimmt noch finden würde.

Das Erscheinen einer weiteren geführten Gruppe holt meine Gedankenflüge wieder in die Gegenwart zurück. Obwohl die Sonne unbarmherzig sticht, bereitet es mir noch großes Vergnügen, den Mercedes zu präsentieren. Als sich die zweite Gruppe verabschiedet, stelle ich überraschend fest, dass ich seit über sechs Stunden meinen Ausstellungsplatz nicht verlassen habe. Viel zu lange für einen unruhigen Geist wie mich. Im Nu schließe ich den Wagen ab und lasse ihn in der proppenvollen Innenstadt unbeaufsichtigt zurück. Mit einem riesengroßen Eis in der Hand schlendere ich wie im Urlaub auf der Suche nach Abwechslung durch die quirlige Altstadt. Wenigstens ein öffentliches Kunstwerk möchte ich, bevor ich das romantische Münster verlasse, schon zu sehen bekommen. Entgegen meiner Vermutung gestaltet sich die Suche überaus mühsam. Genervt möchte ich nach zwanzig Minuten vergeblicher Suche aufgeben, als ich eine farbige Blume aus lauter Surfbrettern vier Meter über mir an einer weißen Häuserwand entdecke. Als Knospe dient ein alter Computer, der allen Interessierten zu ihrer Belustigung persönliche, ziemlich unsinnige Kommentare wie „ Purzelbaum - Muschi hat wohl nichts zu tun“ zuschickt. Ich schaue mir das Treiben ein Weilchen an, bis sich nach den vielen Stunden auf Achse ein natürliches Bedürfnis bei mir meldet. Ich muss dringend eine öffentliche Toilette finden. Ein angesprochener Herr verweist mich an den Domplatz. Umgehend folge ich seiner Wegbeschreibung und eile unverzüglich die Treppe zur Bedürfnisanlage hinunter. Zu meiner Verwunderung zieren herrliche, glutrote Geranien das Geländer. Als ich eintrete hängt vor mir ein gewaltiges, eingerahmtes Blumenbild. Beschwingte Musik klingt im Innern aus Lautsprechern, ein farbenfroher Kronleuchter hängt von der Decke und minzgrüne Trennwände zwischen den Urinalen sorgen für die notwendige Diskretion. „Was ist das aber auch für ein schöner Ort, um zu pinkeln“, denke ich noch bevor ich selbst fieberhaft zur Tat schreite. Während ich gradeso der fröhlichen Musik lausche, vernehme ich hinter meinem Rücken ein deutliches Klicken und Blitzen. „Das kann

doch nicht wahr sein! Welche Sau schießt hier ein Foto von mir?“ Nach sechs Stunden Blasenstau dauert es eine unendliche Minute, bis ich mich umdrehen kann. Vor mir sehe ich einen gepflegt aussehenden Herrn in meinem Alter, der zu merken scheint, dass ich ihn zur Rede stellen werde. Bevor ich meiner Empörung Luft machen kann, geht er in die Offensive und fragt mich doch ernsthaft: „Entschuldigung, habe ich Sie vielleicht gestört?“ „Ob Sie mich gestört haben? Machen Sie gerade einen Witz? Woher nehmen Sie sich das Recht, auf einer öffentlichen Toilette zu fotografieren“, erwidere ich zornig. „Entschuldigen Sie bitte nochmals. Ich habe nicht Sie, ich habe die wunderbare Toilette und den farbigen Kronleuchter fotografiert. Bitte schauen Sie auf die Bilder!“ Zur Bestätigung reicht er mir seine Digitalkamera. „Klasse, das will ich aber auch hoffen“, bekommt er von mir als unversöhnliche Antwort zu hören. „Gefällt Ihnen die Toilette denn gar nicht“, werde ich von meiner eingeschüchterten Klobekanntschaft nunmehr gefragt. Die öffentliche Toilette hat wirklich eine Wohlfühlatmosphäre, sie allerdings zu fotografieren, scheint mir doch etwas übertrieben. „Doch, doch sie ist schön, fast eine touristische Sehenswürdigkeit“, bemerke ich mit leicht spöttischem Unterton. „Ja, das ist sie“, schließlich ist sie eines der Kunstwerke der Skulptur Projekte Münster.“ „Der was?“, rufe ich entgeistert aus. „Der Skulptur Projekte Münster, der aktuell hier laufenden Kunstausstellung.“ „Tatsächlich, ich hatte mich nicht verhört?“ „Stimmt, das wirklich“, frage ich nun ziemlich kleinlaut. „Ganz sicher, hier schauen Sie, in meinem Katalog ist die Toilette beschrieben.“ Er reicht mir jetzt seinen Ausstellungskatalog und zeigt auf die Seite, die ich zu lesen habe: „Der Künstler Hans-Peter Feldmann konfrontiert das unangenehme Bild von öffentlichen Toiletten, das wir in uns tragen, mit dessen Gegenteil. Ziel des Unterfangens: Der Toilettengang soll wieder zu einer zwanglosen Selbstverständlichkeit“ werden.“ „Na ja, wenn ich eine konventionelle Toilette gegen eine Wohlfühltoilette eintauschen kann, dafür aber damit rechnen muss fotografiert zu werden, wird der Toilettengang nicht unbedingt zur zwanglosen Selbstverständlichkeit“, denke ich noch immer etwas uneinsichtig. In der Zwischenzeit gesellen sich weitere Toilettenbesucher dazu. Sie wirken etwas verunsichert, als sie uns beide zwischen den Urinalen reden sehen. Ob sie aus künstlerischen oder rein körperlichen

Motiven den Weg ins Toilettenparadies gefunden haben, wird sich mir nicht mehr erschließen. Schleunigst mache ich mich auf den Weg zu meinem eigenen Kunstwerk. Ich habe es schon reichlich lange alleine gelassen.

Eine imposante Menschenmenge scharrt sich um den Mercedes. Als ich die Tür aufschließe, spricht mich ein elegant gekleideter Herr um die Fünfzig an: „Ich war einige Wochen auf der Biennale in Venedig. Leider habe ich Sie dort nicht finden können. Aber ich freue mich sehr, dass ich Sie hier in Münster zu sehen bekomme.“ „Was für ein außergewöhnliches Kompliment“, denke ich und wende mich neugierig meinem charmanten Gesprächspartner zu. Der distinguierte Herr mit französischem Akzent wirkt auf mich wie eine Kombination aus Alain Delon und Richard Gere. Schnell kommen wir in eine lebhaft Unterhaltung, in der er mir von seiner eigenen Grand Tour erzählt. Vier Wochen lang bereiste er in diesem Sommer die vier verschiedenen Ausstellungsorte der großen Kunst. Darunter auch im Juni die Kunstmesse in Basel. Es ist imponierend, was für eine Flut an Kunstwerken in seinem Gedächtnis zurück geblieben ist. Ich bin hell auf begeistert. Am Schluss unseres Gespräches stellt er einen wahrlich abenteuerlichen Vergleich auf: „Mit ihrem Gummibärenauto nach Venedig zu fahren, ist fast so verrückt, als würde man mit Schokoladenstiefeln durch die Wüste laufen. Darf ich Sie als einen himmlischen Romantiker bezeichnen?“

Obwohl der Vergleich doch ganz schön hinkt, nehme ich ihn, nachdem mein eloquenter Gesprächspartner sich verabschiedet hat, zum Anlass, über meine weitere Wegstrecke nachzudenken. Bisher ist die Kunstreise phänomenal, einfach unglaublich perfekt verlaufen. Das traumhafte Wetter, die begeisterten Besucher, das unversehrte Kunstwerk, die nachsichtigen Vertreter der Ordnungsmacht und das funktionierende Auto. Alles hat in den ersten vier Tagen perfekt zusammen gepasst. Eigentlich könnte ich auf der Stelle nach Hause fahren. Der Kunst-Mercedes würde keinen Schaden nehmen und ich käme mit einem riesengroßen Erfolg zurück. „Aber das kommt doch überhaupt nicht in Frage! Du willst dich doch nicht vorzeitig aus deinem Traum verabschieden“, insistiert jetzt eine innere Stimme. Kurz überlege ich noch. Dann entfährt es mir

erleichtert: „Nein, das will ich ganz bestimmt nicht. Aber ich glaube, es wird langsam Zeit, dem Ende des Tages entgegen zu sehen.“

Gemütlich fahre ich der untergehenden Sonne entgegen. Lebhafter Rückreiseverkehr begleitet mich auf der Autobahn in Richtung Dortmund. Viele Autofahrer schauen zu mir herüber. Ihre Reaktionen lassen mich fast gleichgültig. Meine Gedanken sind schon beim nächsten Tag. Ich muss mir im Hotel unbedingt Informationen über das Glasmosaik von Gerhard Richter besorgen. Einen Internetanschluss wird das Drei-Sterne-Hotel hoffentlich besitzen? Zwei Stunden später strecke ich mich auf meinem herrlich bequemen Doppelbett aus. Ein paar Blätter liegen verstreut herum. Der Fernseher ist eingeschaltet. Eine bekannte Einspielmelodie weist mich auf die abendliche Uhrzeit hin.

Während ich versuche, die heutigen Erlebnisse in meinem Tagebuch festzuhalten, läuft im Hintergrund die Tagesschau. Schon nach wenigen Minuten lasse ich müde meinen Füller fallen und schiebe mein Buch zur Seite. Als in der Tagesschau über das Ende der documenta und über den neuen Besucherrekord berichtet wird, sind meine Augen fest verschlossen. Nur meine Ohren sind in der Lage, die letzte Information des Tages aufzunehmen.

24. September 2007 - Ein Kunstwerk für die Ewigkeit

Mensch, habe ich gut geschlafen - wie ein träger Koalabär auf einem tasmanischen Eukalyptusbaum. Nicht ein einziges Mal bin ich aufgewacht. Das war aber auch höchste Zeit! Die aufregenden letzten Tage haben genug an Energie gekostet. Da können die Nächte sich ja mal etwas zurückhalten.

Die langweiligen Kekse haben meinen Energiespeicher auch eher geschröpft, als ihn mit Leben gefüllt. Gestern Abend war ich so kaputt, dass ich noch nicht mal was gegessen hatte. Dementsprechend knurrt mir jetzt der Magen. Doch um Viertel vor sechs dürfte ich noch nichts zum Frühstück erwarten. Ich schaue auf meine zerknitterte, halbleere Kekspackung und auf meine ‚Tuc Tuc‘-Crackers. Aber nach Tagen einseitiger Laborernährung schaffe ich es beim besten Willen nicht, diese meinem ausgehungerten Körper zu so früher Stunde

zuzumuten. Lieber warte ich noch eine Dreiviertelstunde. Und freue mich dann auf ein hoffentlich reichhaltiges Frühstücksbuffet. Meine fälligen Tagebucheintragungen helfen mir, dass die Zeit bis zum Frühstück wie im Fluge vergeht. Pünktlich um halb sieben stehe ich frisch eingekleidet vor dem verschlossenen Frühstückraum. An der Türe hängt ein weißer Zettel: „Sehr verehrte Gäste, leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass wir wegen eines nächtlichen Wasserschadens im Frühstücksraum kein Frühstück servieren können!“ Jetzt fange ich wirklich zu knurren an. Das habe ich doch nicht verdient. Ich habe Hunger! Und zwar einen Bärenhunger! Und keiner im Hotel kann mir sagen, wo ich in dem verschlafenen Dorf ein Frühstück herkriege. Ich bin frustriert. Der Tag könnte nicht schlechter beginnen. Meine im Hotelbett liegende Nervennahrung ist heute Morgen einfach keine Alternative für mich. Eiligst checke ich aus und fahre auf die proppenvolle Autobahn in der Hoffnung, was zu essen zu finden. Ich kenne nur noch ein Ziel, die nächste Autobahnraststätte.

Während der Anblick des Mercedes einigen verschlafenen Gesichtern im mit mir rollenden Berufsverkehr neue Frische einhaucht, kreisen meine ausgehungerten Fantasien um fettige Schokolade-Croissants und frisch gebrühten Kaffee. Aber so angestrengt meine Augen auch Ausschau halten, nirgendwo ist eine Raststätte zu sehen. Je näher ich Köln komme, umso mehr verändert sich mein Augenmerk.

Inzwischen muss ich aufpassen, dass ich an den vielen Autobahnkreuzen die richtigen Anschlüsse erwische, um auf direktestem Wege in die Kölner Innenstadt zu gelangen. Mit der tröstlichen Aussicht, spätestens dort ein maßloses Frühstück serviert zu bekommen, konzentriere ich mich auf das Erreichen meines morgendlichen Etappenziels.

Schon von weitem kann ich den Kölner Dom erkennen. Wie ein herrschender Leuchtturm ragt er über die Rheinebene und weist mir den Weg ins Zentrum. Bald darauf bin ich am Rheinufer angelangt. Nicht mehr lange und ich werde vor dem Dom stehen. Und dann? Dann verhungere ich! Wie aus dem Nichts taucht urplötzlich ein kleines, französisches Café auf. Keine zwei Minuten später sitze ich quietschvergnügt auf einem silbergrauen Bistrostuhl in der warmen Morgensonne und strecke alle Viere von mir. Der Mercedes wartet ein paar Meter entfernt im eingeschränkten Halteverbot auf mich.

Meine Bestellung habe ich bereits aufgegeben. Der Morgen kann von neuem beginnen.

Bärenkräftig mache ich mich nach einem supergeilen Frühstück zum Dom auf. Die letzten Kilometer zu einer der größten Kathedralen der Welt gestalten sich ausgesprochen schwierig. Wegen mehrerer Baustellen muss ich mehrmals die Richtung wechseln. Als ich schließlich vor mir den südlichen Teil des gigantischen Bauwerks sehe, fahre ich auf die asphaltierte Domplatte und stelle den Mercedes direkt vor dem erst vor vier Wochen fertig gestellten, über 100 Quadratmeter großen, Südquerhausfenster ab.

Wieder einmal stehe ich auf einem absolut exponierten Platz, auf dem ich auf keinen Fall stehen darf. Weit und breit sind nur ein paar verstreute Fußgänger zu sehen. Völlig ungehindert kann ich den Mercedes einsam vor dem Dom der Superlative fotografieren. Ich freue mich riesig über das spektakuläre Motiv!

Das mit 157 Metern Höhe dritthöchste Kirchengebäude der Welt gehört neben dem Dom in Mailand zu den großen gotischen Kathedralen. Wahnsinnige 600 Jahre Bauzeit stehen dahinter. Mein Kurzzeitgedächtnis scheint trotz erhöhter Adrenalinausschüttung prächtig zu funktionieren. Und ich will mein bis dato unverschämtes Glück noch ein wenig herausfordern. Alleine von der Außenfassade des Doms kann ich mir ja kein wahres Bild über das neue Glaskunstwerk machen. Ich muss in den Dom hinein.

Mein Kunst-Mercedes lasse ich vor dem Dom alleine zurück, während ich mich auf den Weg zum Eingang mache. Als ich eintrete, offenbart sich mir der Geist der gotischen Architektur. Man rechnet mit einer dunklen, geheimnisvollen Stimmung, wird jedoch vom einfallenden Licht in einer Welt von glanzvoll, festlich strahlenden Glasbildern empfangen. Es ist eine angenehme Atmosphäre, in der ich mich hier befinde. Schrittweise laufe ich an den monumentalen Geschichtsfenstern vorbei und lasse sie auf mich wirken. Auf einigen sind die Apostel abgebildet. Andere Fenster stellen Szenen des alten oder neuen Testaments dar. Als ich am Westflügel des Doms ankomme, bleibe ich vor einer mir vertrauten biblischen Geschichte stehen. Mit verschränkten Armen verharre ich Minuten berührt davor. Auf dem haushohen Kirchenfenster ist ein grauhaariger, alter Mann zu sehen, der seinen verzweifelt vor ihm knienden Sohn in die Arme

schließen will. Große Maler wie Dürer, Rembrandt oder Chagall haben Szenen meines Lieblingsgleichnisses vom verlorenen Sohn in ihren Bildern festgehalten. Rembrandt malte sogar auf einem seiner Gemälde den segnenden Vater mit einer Männer- und einer Frauenhand; ein Gott, der uns Vater und Mutter zugleich ist. Ich überlege, ob ich das Bild als Aufforderung sehen soll, mich mit meiner Beziehung zu meinem leiblichen oder zu meinem himmlischen Vater zu beschäftigen. Aber eigentlich habe ich gerade absolut keine Lust dazu und will weitergehen. Doch irgendetwas hindert mich am Gehen. So dass ich stehen bleibe und weiter das Bild fixiere. Unweit von mir hängt Jesus am Kreuz. Mein Blick wendet sich jetzt dem Holzkreuz zu. Und meine Gedanken folgen ihm. Vor mir hängt die bedeutendste Vater-Sohn Geschichte. Zumindest die bedeutendste für mein Leben. Es ist eine Liebesgeschichte, sozusagen eine himmlische Liebesgeschichte, die mich mit den beiden verbindet: Da gibt es einen allmächtigen Gott, der auf die glorreiche Idee kommt, seinen Sohn auf die Erde zu schicken, damit die Menschen mehr über ihn und den richtigen Weg erfahren. Er lässt sie wissen, dass sie sich keine Sorgen über ihr irdisch vergängliches Leben machen müssen. Auch wenn das Leben oft beschwerliche Herausforderungen bereithält, können sie sich der Nähe ihres Schöpfers jederzeit gewiss sein. Er ist bereits im irdischen Leben an ihrer Seite. Und wenn ihr Leben zu Ende ist, wartet ein wahrlich paradiesisches, ewiges Leben auf sie. Die Menschen sind noch nicht einmal verpflichtet, etwas Besonderes zu leisten. Sie bekommen das Paradies quasi umsonst. Alles, was er sich dafür wünscht, ist, dass sie glauben, dass Jesus Gottes Sohn ist und dass sie seine Worte, sein Leben und sein Wirken sich als Vorbild nehmen.

„Eigentlich nicht viel, aber häufig zu viel für mich“, geht es mir durch den Kopf. Ich glaube, dieser Gott muss uns wahnsinnig lieben. Im Grunde weiß er genau, wie schwierig es für die meisten doch ist, sich an seinen Gesetzen, am Leben Jesu ständig zu orientieren. Und was macht er? Der allmächtige Gott lässt den qualvollen Tod seines einzigen Sohnes zu, damit wir Menschen in Vergebung weiterleben können. Sein eigenes Kind sterben zu lassen, damit andere weiterleben können? Was für eine Liebe zu uns Menschen muss unser Schöpfer besitzen!

Selbst das Ende der Botschaft ist noch auf die Menschen

zugeschnitten. Er verherrlicht seinen Sohn, in dem er ihn wiederauferstehen lässt, um ihnen endgültig ihre Zweifel am ewigen Leben zu nehmen.

Letztlich ist das für zahllose Menschen eine schwer zu glaubende, eine fast märchenhafte Geschichte. Ich weiß nicht warum, aber für mich ist die Geschichte, seit ich sie erzählt bekommen habe, so glaubwürdig präsent, dass ich mir ein Leben ohne Vater und Sohn nicht mehr vorstellen möchte.

Zögernd gehe ich weiter und erreiche das Fenster im Südquerhaus. Fasziniert bleibe ich vor dem Licht durchflutenden Werk aus 11.500 gleichgroßen Glasquadraten stehen. 72 verschiedene Farbtöne wurden mit Hilfe eines computergesteuerten Zufallsverfahren auf die eine Seite der riesenhaften Fensterfläche verteilt, und dann von Gerhard Richter durch Spiegelungen und Wiederholungen auf die andere Hälfte der Fensterfläche übertragen. Die farbigen Quadrate haben die gleiche Größe wie die auf dem Gummibären-Mercedes. Nur die Anzahl übertrifft sie um das Elffache. In Gummibären gerechnet hätten mindesten 385.000 Bären in dem Kirchenfenster Platz. Zum Glück hatte ich bisher noch keine Möglichkeit, ein Bauwerk zu bekleben. „Obwohl, wenn ich daran denke...“ Rasch wische ich meine aufkommenden Erinnerungen beiseite und schaue auf das opulente, leuchtende Farbenwerk. Ich habe den Eindruck, als würde ich durch ein riesiges Kaleidoskop sehen. Was für ein Unterschied zu den anderen Fensterbildern des Doms! Jahrhundertlang sind in den Kirchen fast ausschließlich Bilder entstanden, die eine klare, eine eindeutige bildliche Aussage haben. Bei Gerhard Richters Mosaikfenster ist das anders. Ein eher zufällig entstandenes Motiv, scheinbar ohne klare Interpretation, schmückt zwischen all den bibelzitierenden Bildern das kunsthistorische Gotteshaus. Die Gegenüberstellung gefällt mir. Vielleicht spiegelt ja das abstrakte Motiv eine weitere, eine noch völlig unklare Bestimmung unseres Lebens wider?

Nachdenklich setze ich mich auf eine Kirchenbank. Der ungleiche Einfall des Lichts verändert die Farbwirkung des Glasmosaiks. Bei kräftiger Sonneneinstrahlung drängen sich die roten und gelben Quadrate in den Vordergrund. Dringt weniger Licht ins Innere der

Kirche, dominiert der Schein der blauen und grünen Farbtöne. Permanent kommt es zu neuen Farbkoalitionen. Im Moment verlieren die zahlreichen Farbmuster an Schärfe. Auf einmal passiert etwas Eigenartiges. Ein weiteres, sehr unscharfes Bild taucht in den tausenden von bunten Quadraten auf. Während die Konturen der Glasquadrate an Schärfe verlieren, gewinnt das virtuelle Bild an Schärfe dazu. Ich erkenne es deutlich: Es ist das gleiche Bild, an dem ich vor wenigen Minuten noch inne gehalten habe. Das Bild des Vaters mit seinem Sohn liegt mitten im farbigen Glasmosaik. Beide Bilder schmelzen jetzt zu einem neuen Gesamtbild zusammen. Gebannt behalte ich das neu entstandene Bild vor Augen. Irgendwie habe ich den Eindruck, es möchte mir etwas mitteilen. Aber so sehr ich auch darüber nachdenke, ich kann es nicht klar fassen. Leider verliert das virtuelle Bild wieder seine Konturen. Wie ein transparentloser Schleier legen sich tausende farbige Quadrate darüber. Erneut blicke ich auf einen wahren Farbenrausch des leuchtenden Glasmosaiks. Berührt bleibe ich vor dem Kunstwerk für die Ewigkeit sitzen.

Es dauert eine Weile, bis ich den Dom verlasse, um mich um mein kurzlebiges Kunstwerk zu kümmern. Neugierige Passanten haben den im Schatten stehenden Mercedes umringt. Ich geselle mich zu ihnen und stelle wiederum fest, dass alles in Ordnung ist.

Irgendwie habe ich heute Morgen Hummeln im Hintern. Da wäre doch eine Turmbesteigung eine willkommene Gelegenheit. Und schon bin ich auf dem Weg, den über 500 Stufen hohen Domturm zu stürmen. Eine gute halbe Stunde muss ich für den Auf- und Abstieg rechnen. Durch die bislang guten Erfahrungen lasse ich den Mercedes wiederum unbeaufsichtigt stehen. Ganz wohl ist mir dabei nicht. Aber im Zweifel wähle ich nun mal selten die sichere Variante.

Nach einer Viertelstunde bin ich auf der 100 Meter hohen Aussichtsplattform angekommen. Ein phantastischer Ausblick über die Stadt belohnt meinen inzwischen reichlich gestillten Bewegungsdrang. Das ehemals höchste Bauwerk der Welt ruht wie ein gigantischer Wächter inmitten des Häusermeers. Neugierig schaue ich aus der Perspektive eines Leuchtturmwärters zu meinem Kunstwerk hinunter. Nur ein mosaikartiger, bunter Fleck, der eher einem Teppich als einem Automobil ähnelt, ist auf der beschatteten

Domplatte zu erkennen. Vielleicht ein Duzend Menschen, so groß wie Ameisen, wieseln um ihn herum. Dass er dabei unbeaufsichtigt ist, gefällt mir inzwischen überhaupt nicht mehr. Wenn ich fliegen könnte, würde ich glatt zu ihm hinunter gleiten. Aber dummerweise habe ich meinen fliegenden Teppich ja vor dem Dom zurückgelassen. Hals über Kopf rase ich die Turmtreppen hinab und komme ziemlich außer Puste unten an.

Zwei junge Herren in dunkelblauen Uniformen erwarten mich bereits. Zu meiner Freude kostet es mich relativ wenig Überzeugungskraft einen Strafzettel zu verhindern. Selbst meinem Wunsch, noch eine Stunde stehen bleiben zu dürfen, wird entsprochen. Da heißt es, die deutschen Ordnungshüter wären so furchtbar korrekt und unnachgiebig. Glücklicherweise habe ich auf meiner Reise bisher nur die Ausnahmen getroffen.

Als die bleischweren Turmglocken zu Mittag läuten, verabschiede ich mich vom Kölner Dom. Bei herrlichem Sonnenschein und sattblauem Himmel tuckere ich am Rheinufer entlang und lasse die Großstadtmetropole zufrieden hinter mir.

„Soll ich auf direktem Weg nach Heidelberg zurück düsen, oder einen Umweg zur Haribo-Zentrale nach Bonn machen“, frage ich mich eben. Das erste Mal seit Beginn meiner Reise bekomme ich ein Gefühl des Unbehagens. Eigentlich habe ich keine besonders große Lust, die Firma aufzusuchen, deren Produkt dem Mercedes sein neues Aussehen verleiht. Warum das so ist, kann ich fürwahr erahnen. Und ruckzuck erinnere ich mich an eine Verabredung, die einen für mich überraschenden Ausgang genommen hatte.

Die Firma Haribo war eine der ersten Adressen, die ich auf meine Fruchtgummikunst aufmerksam machte. Ein Verkaufsleiter der Firma meldete sich unverzüglich auf meinem Anrufbeantworter: „Haribo hat die Absicht, den Gummibären-Mercedes zu kaufen...“.

Als ich die Nachricht abgehört hatte, wusste ich nicht so recht, ob ich darüber jubeln sollte. Ich freute mich zwar sehr, dass meine Arbeit honoriert worden war, und über die Aussicht, den Einsatz meines Mercedes und meiner Arbeitszeit für einen bestimmt guten Preis entlohnt zu bekommen. Aber schließlich stand ich noch am Anfang meiner Bewerbungsphase. „Wenn ich den Wagen bereits jetzt einem

Unternehmen verkaufe, kann ich nicht mal mehr austesten, ob er auch als Kunstwerk angenommen wird“, fiel mir dazu ein.

Einige Tage danach rief ich bei der Firma an und bat um vier Wochen Bedenkzeit. Dabei erfuhr ich, dass der Mercedes nicht für Werbezwecke, sondern für das Haribo-Museum in Frankreich erworben werden sollte. „Ein Museum? Nicht schlecht“, dachte ich. Nach vier Wochen merkte ich, dass die Zeit viel zu kurz für mich gewesen war. Ich teilte Haribo mit, dass ein Verkauf des Mercedes im Moment nicht in Betracht käme, und wir verabredeten, dass ich in einem Vierteljahr erneut auf sie zukommen könnte.

Drei Monate später entschied ich mich dann, das Angebot von Haribo anzunehmen. Ich schickte der Firma ein Verkaufsangebot, fügte alle Presseveröffentlichungen der vergangenen Monate bei und legte einen hohen Preis fest. Diesen begründete ich mit der Einzigartigkeit des Kunstwerkes. Postwendend bekam ich eine Antwort: Die Firma sah für den Gummibären-Mercedes keine Einsatzmöglichkeiten mehr und hatte das Interesse verloren. Die Reaktion von Haribo überraschte mich. Ich nahm an, dass die geforderte Summe mögliche Ursache für den Meinungswechsel war und schickte der Firma einen zweiten Brief. Darin schlug ich vor, Haribo könne den Kaufpreis gerne selber bestimmen und diesen an die von mir bereits benannten Kinder-Hilfsorganisationen überweisen. Erneut bekam ich einen Brief ähnlichen Inhalts zurück. Enttäuscht, aber ohne Bedauern, den Mercedes nicht schon bei erster Gelegenheit verkauft zu haben, hakte ich die Angelegenheit ab.

„Günther, warum fährst du zu einem Ort, an dem du vermutlich nicht willkommen bist“, sinniere ich grüblerisch. „Vor der Tour hast du Haribo noch Bescheid gegeben, dass, wenn die Reise gut verläuft, du bei ihnen vorbeikommen würdest. Und? Hast Du eine Antwort auf dein Angebot erhalten? Nein! Und was bedeutet das? Kein Interesse! So einfach ist das! Sie haben kein Interesse mehr an deinem Fahrzeug. Ist doch legitim, oder? Meinungsvielfalt ist ein hochwertiges Gut, dazu gehört auch, seinen Standpunkt ändern zu dürfen. Oder etwa nicht?“

Eine dreiviertel Stunde später fahre ich durch ein altes Bonner Wohngebiet und steuere auf den Firmensitz von Haribo zu. Mit mehreren Flyern in der Hand betrete ich mit gespannter Fröhlichkeit

die Hauptgeschäftsstelle und erkundige mich, ob Hans Riegel, der Firmengründer, für einen Augenblick zu sprechen sei. Mit völlig entsetztem Gesichtsausdruck werde ich von der entrüsteten Empfangsdame gemustert, als hätte ich um eine Audienz beim Papst gebeten. Bevor sie reagieren kann, kläre ich sie über das vor der Tür stehende Gummibärenauto auf. Erneut glaube ich, ihre Gedanken lesen zu können: „Was glaubt der denn, wo er ist? Stolziert hier rein wie ein bunter Papagei und möchte gleich den Firmenchef sprechen.“ „Das gehe so nicht“, meint sie. „Sie können hier nicht einfach hereinspazieren und den Chef sprechen wollen. Da könnte ja jeder kommen...“ Meine Menschenkenntnis hat mich nicht im Stich gelassen. Ich bekomme, ohne sie bestellt zu haben, eine wahre Belehrungsarie erster Güte vorgesungen. Komischerweise kommt mir gar nicht in den Sinn, dass es eine Frechheit sein könnte, dem Gummibärenchef den Mercedes selbst zu zeigen. Er kennt schließlich meine Arbeit. Und er hatte mir das Interesse am Kauf meines Mercedes bekundet. So einen Empfang hatte ich allerdings nicht erwartet. Noch bin ich nicht geneigt aufzugeben. Also halte ich ihr einen meiner bunten Flyer entgegen und erkläre, dass ich mich auf einer außergewöhnlichen Kunstreise befinde, ich mich daher nicht anmelden können und dass sich in den letzten Tagen viele Interessierte nach der Herkunft der Gummibären erkundigt haben. „Mensch Günther, deine letzte schleimige Bemerkung hättest du dir sparen können“, rüffle ich mich augenblicklich selbst. Inzwischen beginnt mein Gegenüber den vorliegenden Flyer zu mustern. „Der Chef ist heute den ganzen Tag außer Haus. Er kommt erst wieder am Dienstag. Ich frage mal nach, wer sich für so eine Aktion zuständig fühlt. Warten Sie da hinten. Aber ich kann Ihnen gleich sagen, die sind alle zu Mittag“, bekomme ich im Kasernenhofton zu hören. Es reicht mir! Ich habe mich vergaloppiert und möchte so schnell wie möglich aus dieser unrühmlichen Nummer heraus. „Wenn sie aufgelegt hat, verabschiede ich mich“, sind meine Fluchtgedanken. Als sie ihr Telefonat beendet, winkt sie mich zu sich. „Ein Mitarbeiter kommt gleich zu Ihnen. Da haben Sie Ihren Handzettel wieder. Warten Sie hier in der Besucherecke auf ihn.“ „Danke, ich warte draußen bei meinem Auto“, erwidere ich in barschem Tonfall, reiße ihr den Flyer aus der Hand und drehe mich um, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen.

Als ich zum Ausgang stapfe, kommt ein kräftiger, breitschultriger Mann in weiblicher Begleitung die Treppe herunter. Instinktiv bleibe ich stehen. Er kommt direkt auf mich zu und stellt sich als Mitarbeiter der Marketingabteilung vor, während mir seine Kollegin einfach nur die Hand gibt. Nachdem wir vor dem Gummibären-Mercedes stehen beginne ich vom Tourverlauf zu erzählen. Fast geistesabwesend hören die beiden zu, so dass ich meine Geschichte abrupt beende. Die Begleitung bekommt jetzt den Auftrag, einen Fotoapparat zu besorgen, während wir beim Mercedes stehen bleiben. Ich erfahre nun, dass mein Gesprächspartner von meinem angekündigten Besuch durchaus informiert war. Warum ich keine Antwort bekam, erfahre ich allerdings nicht. Interessiert fragt er doch noch nach dem Kaufpreis. „Alles ist verhandelbar, aber durch die Beachtung, die er gerade erfährt, ist er auch nicht zum Schnäppchenpreis zu haben“, antworte ich lapidar.

Freundlich bittet er mich, noch einen Augenblick zu warten. Mit einem Paket voller Fruchtgummitüten im Kofferraum verlasse ich schlussendlich die Haribo-Zentrale.

Wenigstens die Kinder meiner Schweizer Freunde werden sich freuen, dass ich nicht auf meine mahnende Stimme gehört habe.

Kaum habe ich das wolkenverhangene Bonn hinter mir gelassen, lacht mir ein heiterer Himmel. Meine sonnige Grand Tour hat mich aufs Neue in ihrem Bann. Eine Kunstreise hat nahezu etwas von Verliebt sein. Man wird ständig gezwungen, mit offenen Augen zu träumen. Fast bin ich geneigt, mich mit Jörgs iPod stimmungsvoller Musik hinzugeben. Aber ich habe mir hoch und heilig vorgenommen, ihn während der Autofahrt nicht zu benutzen. Soweit ich weiß, ist es verboten mit Ohrhörern Auto zu fahren. Nur nicht auffallen, lautet meine Devise. Eine etwas paradoxe Haltung, wenn ich überlege, mit was für einem Auto ich unterwegs bin. Aber auf gar keinen Fall möchte ich ein jähes Ende meiner Reise riskieren. Da mein Autoradio leider nicht funktioniert, muss ich halt selbst einige Lieder trällern. Meine Begabung, Liedtexte zu behalten, ist wohl ähnlich katastrophal ausgebildet wie mein Talent, sie wiederzugeben. Aber hier im Auto hört mich ja niemand.

Während ich so am Dahersingen bin, stelle ich genüsslich fest, dass sich mein Stimmungsbarometer am oberen Anschlag hält. Die

hinreißenden Bilder der Tour wirken wie Amphetamine. So dass an eine Abkühlung überhaupt nicht zu denken ist. Ziemlich aufgedreht beschließe ich, auf den nächsten Rastplatz zu fahren, um einen Redakteur der Süddeutschen Zeitung anzurufen. Vielleicht würde die SZ ein weiteres Mal über den Mercedes berichten. Angeregt denke ich an das damalige Interview zurück und augenblicklich überkommt mich eine wundervolle Gänsehaut.

Um meine Fruchtgummikunst publik zu machen, verfasste ich einige Monate nach Fertigstellung des Mercedes auf Anraten von Freunden eine Presseerklärung in der ich meine Arbeit ‚art of gum‘ vorstellte. Das Wort Presseerklärung fand ich für das, was ich tat und anderen Leuten mitteilen wollte, zwar völlig überzogen, aber offenbar gab es dadurch eine winzige Chance, überhaupt wahrgenommen zu werden. Mein Freund Roland, ein Wirtschaftsjournalist, hatte mich zwar vorgewarnt, wie schwer es sei, Artikel in wichtigen Medien unterzubekommen. Aber was hatte ich schon zu verlieren? Einige Briefe, die ich zu schreiben hatte plus mein auf CD-ROM gebrannter Illustrationskatalog waren die einzigen Investitionen, die ich dafür einsetzen musste. Allerdings war ich skeptisch, ob es bereits der richtige Zeitpunkt war, um mit dem Mercedes an die Öffentlichkeit zu gehen. Da es mein größter Wunsch blieb, das Auto als Kunstwerk in einem Museum auszustellen, war ich mir nicht sicher, ob zu frühe Öffentlichkeit meinem Vorhaben eher schaden könnte.

Schließlich hörte ich auf meine innere Stimme, die mir zuriet, nicht so viel darüber nachzudenken, und schickte die Presseerklärungen ab.

Bei den Tageszeitungen waren die Süddeutsche Zeitung, die Frankfurter Allgemeine, die Westdeutsche Allgemeine Zeitung, der Berliner Tagesspiegel und die Stuttgarter Zeitung die bekanntesten Adressaten gewesen. Zwei Kunstmagazine, der Stern, das ZDF und einige dritte Programme der ARD waren die anderen Medien, die ich anschrrieb.

Wie von Roland vorhergesehen, bekam ich von der Mehrzahl der Medien keine Antwort. Nur der Stern, die zwei Kunstmagazine, der WDR, das ZDF und Arte schickten mir meine Unterlagen wieder zurück.

Eine Zeitungsredaktion, die sich umgehend meldete, war die Süddeutsche Zeitung. Ausgerechnet von der größten überregionalen

Zeitung Deutschlands, meiner Lieblingszeitung, war schon zwei Tage nach dem Versand eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter. Als ich bei der Zeitung anrief, erfuhr ich, dass die SZ ein Interview mit mir plante. Da das Wochenende bevorstand und ich mir eine kurze Bedenkzeit erbat, vereinbarten wir, das Interview am Montagmorgen zu führen. Schätzungsweise 20 Minuten dauerte dann das gesamte Gespräch. Schon nachmittags bekam ich den zweiseitigen Text vorgelegt und schickte die überarbeitete Fassung am Abend an die Redaktion zurück. Das Interview sollte nicht in der Printausgabe der Süddeutschen erscheinen, sondern im Online Portal. Dieses würde mir eine wesentlich größere Klickrate tatsächlich Interessierter ermöglichen als die Druckausgabe und somit eine nachhaltigere Leserschaft garantieren. Am nächsten Morgen, als ich schon bei meiner Arbeit war, klingelte das Telefon. Frederick Huwendiek, der Redakteur, der mit mir das Interview geführt hatte, war am Telefon und fragte mich, ob ich mir schon das Online Portal der SZ angeschaut hätte. Nein hatte ich natürlich noch nicht. Er äußerte sich in etwa folgendem Wortlaut weiter: „Das Interview steht bereits online. Ich möchte Ihnen gratulieren. Es steht unter den vier wichtigsten Tagesmeldungen der Süddeutschen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass schon einmal ein Thema aus dem Kunst- oder Kulturbereich von unserem Ressortleiter so weit oben platziert worden ist. Herzlichen Glückwunsch!“ Als ich dies hörte, wäre ich Herrn Huwendiek am liebsten um den Hals gefallen. Sofort versuchte ich, an einen Computer zu gelangen, um mich von dem eben Gehörten selber zu überzeugen. Und wirklich stand das Interview „Fruchtgummi-Kunst - Bär jeder Vernunft“ an vierter Stelle. Nur die Schlagzeilen über den Kampf der ETA, ein 4:1 Sieg der deutschen Fußballnationalmannschaft, sowie eine Meldung über Afghanistan waren vor dem Interview platziert. Ganze zwei Tage lang stand die Meldung unter den sechs wichtigsten Tagesschlagzeilen, bevor sie in der Startseite langsam nach unten wanderte, um nach etwa drei Wochen ganz zu verschwinden.

Ich freute mich riesig über den Erfolg. Wie ich später erfuhr, hatten schon am ersten Tag mehr als 20.000 Menschen das Interview aufgerufen. Auch andere Medien, die eine interessante Geschichte erwarteten, meldeten sich daraufhin bei mir. Gleichwohl galt mein Hauptinteresse nach wie vor, ein Museum für den Kunst-Mercedes zu

finden.

Ein nettes Geschichtchen erfuhr ich von meiner Freundin Andrea, nachdem sich der Trubel schon etwas gelegt hatte. Eines Samstagmorgens saß sie am Frühstückstisch, schlug ahnungslos ihre Stuttgarter Zeitung auf und vergaß für einen Moment, an ihrem Croissant weiter zu kauen, wie sie sagte. Vor ihr war der Kunst-Mercedes abgebildet.

Ich setze den Blinker und steuere den Mercedes auf einen grünen, wunderschön gelegenen Rastplatz zu. Ein dunkelblauer Kleinbus parkt wenige Meter entfernt. Etwas abseits der Straße picknickt eine türkische Familie. Ich stelle mich hinter den Bus und rufe Herrn Huwendiek an. Die Unterhaltung dauert nur ein paar Minuten. Dann weiß ich Bescheid. Während ich den letzten Schluck Wasser aus meiner Flasche trinke, sehe ich im Rückspiegel, wie ein silberblauer Mercedes auf die Raststätte einfährt. Zwanzig Meter hinter mir bleibt er stehen. Auch die Türken haben das Polizeiauto entdeckt. Sie drehen sich um, unterhalten sich und wenden ihren Blick wieder dem Essen zu. Aufgeregt stopfe ich eine Handvoll Kekse in den Mund. Meine Gedanken kennen jetzt nur eine Richtung, die Zweifelnde: Das ist das Ende der Tour. Ich weiß es genau. Die ziehen mich aus dem Verkehr. Die werden merken, dass ich mit einem Auto ohne TÜV unterwegs bin und keine Überführungsfahrt mache. Warum musste ich auch auf diese blöde Raststätte hinausfahren? Hätte es nicht ausgereicht, in Heidelberg zu telefonieren? Was soll ich tun? Losfahren? Nein, das ist viel zu auffällig. Am besten tue ich so, als hätte ich den Polizeiwagen gar nicht gesehen. Ich könnte telefonieren. Ja das könnte ich. Aber jetzt mit jemand reden, mich ablenken zu lassen, das schaffe ich nicht. Ich tue zumindest so, als ob ich auf die Raststätte zum Telefonieren hinausgefahren wäre. Ich glaube, das Polizeiauto rollt weiter.

„Hallo Herr Huwendiek! Ja, ich bin schon fünf Tage auf meiner Kunstreise unterwegs. Bisher ist sie phänomenal verlaufen. Bitte?“ Der Mercedes ist nur ein paar Meter von mir entfernt. Mein Blutdruck steigt gefährlich an. Jetzt ist er auf gleicher Höhe. Er stoppt! Gerade mal zwei Meter von mir entfernt, hat er sich neben mich gestellt. „Heute bin ich auf dem Weg nach Heidelberg. Ja und

anschließend fahre ich in die Schweiz. Ja in die Schweiz! Wenn alles gut geht bin ich am Tag der deutschen Einheit auf dem Marienplatz zurück.“ Zwei männliche Polizisten beobachten mich. Ihr Beifahrerfenster ist heruntergekurbelt. Sie können mir zuhören. Ich telefoniere weiter und grinse sie an, als ob gerade gewöhnliche Schaulustige neben mir angehalten hätten. „Haben Sie Lust vorbeizukommen? Was Sie arbeiten in Mainz? Ich dachte in München. Kann nicht vielleicht ein anderer Redakteur von der Süddeutschen Zeitung vorbeikommen? Schade! Ich soll mich nach der Tour bei ihnen melden?“ Der silberblaue Mercedes beginnt, sich in Bewegung zu setzen. Ohne ein Wort mit mir gewechselt zu haben, entfernt sich die Polizeistreife und fährt mit zügiger Geschwindigkeit auf den Beschleunigungsstreifen der Autobahn. Das Blaulicht und der schrille Sirenton erklären ihr überstürztes Verschwinden. Ich beende mein fiktives Telefonat und sacke in meinem rollenden Wohnzimmerstuhl zusammen. Zum ersten Mal seit Tourbeginn fange ich zu zweifeln an, ob die Grand Tour tatsächlich bis zum Ende durchführbar ist. Vielleicht habe ich mir doch etwas zu viel zugemutet?

Ohne weitere Zwischenfälle komme ich am frühen Abend erschöpft in Heidelberg an. Ich sehe Licht in Monikas Wohnung. Sie scheint bereits da zu sein. Ihre Garage ist leer. Bestimmt hat sie sie für meinen Mercedes offen gelassen. Gerade jetzt freue ich mich besonders auf unsere frühere Nachbarin. Kurz nachdem wir sie als neu Zugezogene in einem an die 60er Jahre erinnernden Twiggy-Kleid und in ihren alten, aber goldenen Pumps beim Rasenmähen beobachtet hatten, wurde sie eine unverzichtbare Freundin. Irgendwie erinnert sie Jörg und mich ein wenig an die glorreiche Doris Day. Und das nicht nur durch ihre Vorliebe für Männerschlafanzüge. Als ich in der Tür stehe, fliegen wir uns um den Hals. Fasziniert schaut sich Monika meinen Wagen an. Sie hatte ihn im Original noch nicht gesehen. Von meiner Kunstreise kennt sie nur den Flyer, den ich ihr vor vier Tagen auf dem Küchentisch zurückgelassen habe. Monika, die selbst erst vor einer Stunde aus dem Urlaub gekommen ist, will sofort wissen, was es mit meiner Reise auf sich hat. Aber ich befinde mich in einem Mitteilungsloch und vertröste sie auf später. Während ich es mir auf einem ihrer Gartenstühle bequem mache, öffnet sie eine Flasche Mumm, die schon nach wenigen Gläsern ihrem Namen alle

Ehre macht. Monika erzählt nun begeistert von ihrem Erholungsurlaub in einem österreichischen Singlehotel, während ich mich köstlich über ihre neuen Bekanntschaften amüsiere. Das gleiche Spiel mit umgekehrtem Vorzeichen findet seine Fortsetzung, als ich von meiner Grand Tour erzähle. Ich glaube, wenn sie mich nicht so gut kennen würde, würde sie mir die meisten Geschichten nicht abnehmen. Besonders mein heutiges Erlebnis auf dem Autobahnrastplatz kann sie kaum glauben. Erst als uns der große Hunger packt, machen wir eine Erzählpause.

Ich spüre, wie mir der vergnügliche Austausch mit Monika frischen Wind eingehaucht hat. Die Anspannung der letzten Tage ist einer angenehmen Leichtigkeit gewichen. Während Monika das Abendessen kocht, schaue ich im Internet nach den Wetteraussichten für die nächsten Tage. Wie aus heiterem Himmel schreie ich jäh auf: „So ein Scheiß, das ist doch nicht möglich! Die Wetteraussichten für die nächsten Tage sind katastrophal!“ Sofort eilt Monika aus der Küche, um sich zu vergewissern, dass sie mich richtig verstanden hat: „Was meinst du mit katastrophal?“ „Einfach ein riesiges Mistwetter“, antworte ich ihr aufgebracht. „Schau mal, morgen auf der Strecke nach Freiburg liegt die Regenwahrscheinlichkeit bei 40 Prozent. Das heißt, es wird ziemlich sicher irgendwann zu regnen beginnen. Für Mittwoch, Donnerstag und Freitag soll es auf der gesamten Strecke viel schlimmer kommen. Zu 90 Prozent Regenwahrscheinlichkeit! Weißt du, was das heißt?“

Verzweifelt blicke ich in Monikas mitleidvolles Gesicht, ohne ihre Antwort abwarten zu wollen. „Das heißt drei Tage lang Dauerregen!“ Monika schaut jetzt ebenfalls auf den Computerbildschirm. Sie möchte die düstere Wetterprognose genauso wenig glauben wie ich. Aber der Vergleich mit zwei anderen Wetterseiten bestätigt das Szenario. „Ich glaube, ich gebe auf“, stelle ich resignierend fest. „Es ist einfach zu riskant, den Mercedes bei diesem Wetter aufs Spiel zu setzen. Erst die Aktion heute Nachmittag mit den Polizisten, jetzt die fürchterliche Wetterlage. Ich sollte mein Glück nicht überstrapazieren. Ich kann doch den Mercedes in deiner Garage lassen, bis es mit Regnen aufgehört hat?“ Monika schaut mich jetzt völlig ungläubig an. Dann bricht es aus ihr heraus: „Mein lieber Freund, natürlich kannst du dein Kunstwerk in meiner Garage parken, solange du willst. Ich verstehe, dass du dir bei diesen

Wetteraussichten Sorgen machen musst. Aber eins möchte ich dir gerne sagen: Wenn die Geschichte mit den Polizisten tatsächlich stimmt, dann ist sie für mich ein Zeichen, dass du weiterfahren musst. Ich bewundere mit welchem Mut du dich entschieden hast, deine Tour zu fahren. Aber wenn du jetzt aus deinem Traum erwachst, wirst du dich dein Leben lang fragen, wie das Ende ausgesehen hätte. Übrigens glaube ich genauso, dass du auf einer wahren Traumreise unterwegs bist.“

Monikas deutliche Worte haben ihr Ziel nicht verfehlt. Sie wirken ermutigend. Ich drücke ihr einen dicken Schmatzer auf die Wange, schicke sie in die Küche und checke noch einmal die Wetterprognosen. Ich recherchiere, vergleiche und überlege hin und her. Und tatsächlich tut sich ein heller Silberstreif am verregneten Aussichtshimmel auf. Schnurstracks gehe ich in die Küche, um Monika mitzuteilen, was ich herausgefunden habe: „Bei einer Regenwahrscheinlichkeit von 40 Prozent gibt es ja auch eine Regenunwahrscheinlichkeit von 60 Prozent. Nehmen wir die mögliche Fehlerquote von Wettervorhersagen, die ich zu meinen Gunsten deuten möchte, und mein Vertrauen, dass Petrus seine Schleusen etwas länger geschlossen hält, sind meine Chancen, den morgigen Tag trocken zu überstehen, gar nicht so schlecht. Die darauf folgenden Tage werde ich in der Schweiz um Regenasyl bitten. Ich werde nicht wie geplant in Freiburg übernachten, sondern gleich zu meinen Schweizer Freunden fahren. Dort kann ich mir eine zweitägige Regenunterbrechung leisten. Und am Freitag werde ich dann sehen. Bis dahin können sich die Wetterprognosen ja wieder geändert haben.“

Strahlend kommt Monika auf mich zu und ruft: „Ich wusste doch, dass du nicht aufgeben wirst! Der perfekte Zeitpunkt, um endlich zu essen und auf deine Wetter-Euphorie anzustoßen. Dieser Tag soll schließlich nicht genauso enden, wie er begonnen hat.“

25. September 2007 - Grenzenlose Fantasie

Kindergeplärr schon um diese Zeit! Das muss doch nicht sein. Ich drehe mich auf die Seite und linse zur Wohnzimmeruhr. Zwei Uhr morgens. Es ist wie verhext. Warum kann ich in dieser Wohnung

nicht in Ruhe schlafen? Leise öffne ich die Tür. Monika schläft seelenruhig, während dieser kleine Terrorist von oben das ganze Haus zusammen schreit. Mit einer großen Flasche Wasser komme ich ins Wohnzimmer zurück. Die Hoffnung weiter zu schlafen, treibt mich auf die beige Couch. Unruhig wälze ich mich von einer Seite auf die andere. Obschon endlich Ruhe im Haus herrscht, bleibe ich wach. An Weiterschlummern ist nicht mehr zu denken. Zuhause schlafe ich wie ein toter Sack. Seit ich auf Kunstreise bin, leide ich an Schlafstörungen. Eine schlüssige Erklärung habe ich dafür genauso wenig, wie für die vielen aufwühlenden Geschichten die mich aus meiner Vergangenheit verfolgen. Einige haben zwar mit meinem Kunstwerk zu tun und sind somit irgendwie nachvollziehbar. Dass ich mich ausgerechnet heute Nacht an einen Lebensabschnitt erinnere, der nur wenige Meter über meiner Schlafcouch seinen Anfang nahm, kommt mir allerdings reichlich spanisch vor.

Nachdem Jörg und ich ein Jahr lang eine Wochenendbeziehung führten, freuten wir uns gewaltig darauf, wieder zusammen in Heidelberg wohnen zu können. Durch die stete Aufwärtsentwicklung am Kapitalmarkt war ich erstmal finanziell unabhängig. Eine Sorge, dass auf der Suche nach meinen verborgenen Fähigkeiten, sich irgendwelche Probleme ergeben könnten, hatte ich nicht. Zunächst fing ich an mich über berufsfremde Arbeitsfelder zu informieren, merkte allerdings schnell, dass ich mit 36 Jahren nicht einfach gewillt war, in einer anderen Branche völlig neu anzufangen. Wesentlich einfacher erschien es da, sich intensiver mit den Finanzmärkten zu beschäftigen. Ich spekulierte, mit entsprechendem Wissen und mit täglicher Beschäftigung den Erfolg meiner Anlagen weiter steigern zu können. Mein Ziel blieb, mein Vermögen am Kapitalmarkt so zu vermehren, dass ich neben einem regelmäßigen Einkommen, auch möglichst viele Hilfsprojekte in Entwicklungsländern unterstützen konnte. Im Nachhinein betrachtet, war ich damals furchtbar naiv. Doch die kontinuierlich positive Entwicklung an den Finanzmärkten suggerierte mir, ich könnte meinem Leben auf diese Weise eine neue Richtung geben. So begann ich, in der Bibliothek wirtschaftsorientierte Zeitungen und Magazine zu lesen. Ich kaufte mir Bücher, die mir den Wirtschaftsteil der

Tageszeitungen erklärten; besuchte Messen und versuchte Verständnis zu entwickeln, wie man Finanznachrichten verstehen und beurteilen kann. Ich kaufte Anleihen, Aktien sowie andere Wertpapiere und verkaufte sie wieder. Jahre gingen ins Land, ohne dass sich daran groß etwas änderte. Ich trieb viel Sport, beschäftigte mich mit Geschäftsideen anderer Leute, las vermehrt Bücher, aber meistens mit wirtschaftlichen Themen. Es bedeutete so etwas wie eine berufliche Legitimation, wenn ich am Morgen aufstand, nicht den Sportteil der Zeitung als erstes las, sondern mich mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigte. Ich entwickelte einen Tagesablauf, der mir den Eindruck beruflichen Alltags vermittelte. Wenn mich Zweifel überkamen, beruhigte ich mich und sagte mir, dass ich den richtigen Weg schon noch finden würde und es ganz in Ordnung sei, mein Einkommen weiter an den Finanzmärkten zu verdienen.

Aber wollte ich das wirklich? Inzwischen weiß ich es besser. Ich kochte einen Eintopf, weil ich ein neues Essen ausprobieren wollte; mixte ihn mit geschmackvollen Zutaten, die in ihrer Zusammensetzung genießbar waren, mit zunehmendem Alter aber unbekömmlicher wurden, und tat als Würze meine Vision hinzu, einen Teil des Essens an Bedürftige zu verteilen. Das Rezept verfasste der Koch selbst. Aber weder hatte ich ausreichend Kenntnisse für die Zubereitung, noch lag es vermutlich in meinem Naturell, dies jemals zu lernen. Ich lebte zwar selbstbestimmt, aber nicht glücklich. Oft war ich einsam und suchte nach dem Sinn meines Lebens. Vor einigen Jahren war ich froh, meine Arbeitsstelle verlassen zu haben.

Allmählich wünschte ich sie mir zurück. Als Sozialpädagoge war mir das Leben von Langzeitarbeitslosen nicht unbekannt. Jetzt war ich selber einer von ihnen.

Ich versuchte, mich wieder nach pädagogischen Arbeitsstellen umzuschauen, gewann aber den Eindruck, für viele zu unqualifiziert zu sein. Es rächte sich, dass ich keine pädagogischen Weiterbildungen gemacht hatte. Manchmal fehlte mir sogar das Selbstvertrauen, um Bewerbungen zu schreiben.

Mittlerweile hatte sich das Blatt an der Börse gewendet. Die New Economy Blase war am Platzen und die Übertreibungen an den Finanzmärkten wurden zurück genommen. Mit jeder Woche sank auch der Wert meiner Anlagen. Ich dachte damals wie so viele an ein vorübergehendes Phänomen und wollte nicht erkennen, dass sich eine

Phase der spekulativen Übertreibung dem Ende näherte. Des Weiteren hatte ich in den vorangegangenen Jahren einiges an Geld für das tägliche Leben verbraucht. Nicht, dass ich mit dem mir anvertrauten Vermögen im Alltäglichen sorglos umgegangen wäre. Nein, aufgrund meiner Erziehung und meines Selbstverständnisses ging ich bei den täglichen Ausgaben eher sparsam um. Aber als ich Anfang des neuen Jahrtausends Kassensturz machte, hatte sich mein Vermögen nahezu auf ein Viertel des Ursprünglichen reduziert.

Anstatt anderen Menschen mit einem möglichen Gewinn helfen zu können, schockierte mich, das schwer erarbeitete Geld meines Vaters naiv und leichtfertig verbraucht zu haben. Die meisten Menschen auf der Erde leben von der Hand in den Mund und können nicht im Traum daran denken, sich über Jahre selbst zu verwirklichen. Nun holte mich vieles ein, was ich in den letzten Jahren vergessen hatte. Es war höchste Zeit aufzuwachen und die privilegierte Suche nach meinen verborgenen Fähigkeiten zu beenden. Mein 40.Geburtstag stand kurz bevor. Zwar eher ein symbolischer Zeitpunkt, um meinen Erkenntnissen Taten folgen zu lassen, aber vielleicht würde ich so endlich aus dem Hamsterrad heraus kommen.

Nachdenklich liege ich auf dem Sofa im Wohnzimmer. Auf jeden Fall muss ich mit Monika ein ernstes Wort über ihre Couch reden. Die eignet sich hervorragend für jede Psychoanalyse-Sitzung.

In den fünf Jahren, in denen wir ein Stockwerk über Monika gewohnt hatten, entstand eine wunderbare Freundschaft. In einer Phase, in der es mir nicht besonders gut ging, schenkte sie mir zum Geburtstag ein farbloses Glasquadrat: „Nothing happens, unless there is first a dream“ war als aufmunternde Botschaft darin eingeritzt.

Die Erinnerung an dieses Geschenk füttert jetzt meine Gedankenwelt und lenkt sie auf das virtuelle Bild, das ich im farbigen Glasmosaik des Kölner Doms gestern Früh gesehen hatte. Noch einmal rätsle ich, was es für mich bedeuten könnte? Und diesmal scheint es so, als würde ich einer schlüssigen Antwort nahe kommen: „Nichts passiert, bevor ich nicht zuvor einen Traum habe“ steht doch auf dem Glasquadrat. Heißt das etwa, dass ich jetzt, als ich mich auf meine Traumreise gewagt habe, begreifen werde?

Stehe ich vielleicht kurz vor der Vollendung eines Mosaiks, das ich während der letzten zehn Jahre versucht habe zusammen zu fügen, ohne die Bedeutung der einzelnen Mosaiksteine zu kennen? Spiegeln sich im Glasmosaik des Domfensters die unterschiedlichen Anläufe wider, meine verborgenen Fähigkeiten zu entdecken? Erhellen womöglich die bunten Glasquadrate meine demnach so zufällig entstandenen Geschichten? Aber was verbindet dann alle Geschichten miteinander? Im Kölner Dom ergibt das Zusammentreffen aller farbigen Quadrate ein buchstäbliches Kunstwerk. Dann könnte aus all meinen Geschichten zusammen eine wahre Kunstgeschichte entstehen. Nun bliebe nur noch die Rolle des Vaters und seines Sohnes zu klären. Mindestens neun weitere Etappen bleiben mir ja noch Zeit, um dahinter zu kommen.

Seelenruhig schlafe ich mit der verblüffenden Erkenntnis ein, in meiner Kunstreise den Schlüssel zu meinen verborgenen Fähigkeiten zu finden.

Erst durch das Knarren der Wohnzimmertür werde ich aus meinem tiefen Schlaf gerissen: „Guten Morgen, es ist bereits halb neun. Na, wie hast Du geschlafen?“, sind die ersten Worte des Tages. „So einigermaßen, aber überlege dir doch mal, ob du deine Schlafcouch nicht für psychoanalytische Sitzungen vermieten kannst“, erwidere ich reichlich zerknautscht. Monika wirft mir einen verständnislosen Blick entgegen, so dass ich ihr von meinen nächtlichen Erkenntnissen erzähle. „Schön, wenn dir meine Couch, weitere Gründe liefert die Tour zu Ende zu fahren. Wenn du den Wohnzimmervorhang vorziehst, wirst du noch eine Überraschung erleben.“

Die ein oder andere flockige Quellwolke ist zu sehen, aber ansonsten scheint die Sonne. Was für tolle Nachrichten! Kreuzfidel springe ich unter die Dusche und erlaube mir sogar ein Liedchen anzustimmen. Die guten Voraussetzungen für einen trockenen Reisebeginn sind gelegt. Ergo beschließe ich, das schöne Wetter aus Heidelberg einfach mitzunehmen. Selbst meine sonnenanbetende Gastgeberin hat gegen meinen egoistischen Vorschlag nichts einzuwenden.

Eine knappe Stunde später tuckere ich mit reichlich Tagesproviant und guten Wünschen im Gepäck auf der reichlich befahrenen Autobahn in Richtung Süden. Sollte alles gut laufen, werde ich Freiburg um die Mittagszeit erreichen.

Je südlicher ich von Karlsruhe komme, desto schlechter wird das Wetter. Das Auge des Himmels hat sich längst versteckt. Ich bin gespannt, wann sich die ersten Regenwolken dazu gesellen. Ein verbeultes Autobahnschild weist mir die nächste Autobahnausfahrt. In wenigen Kilometern könnte ich einen Abstecher ins Frieder Burda Museum nach Baden-Baden machen. Was spricht dagegen, Prof. Klaus Gollwitz, dem Gründungsdirektor eines der schönsten Museen Deutschlands, einen Kurzbesuch abzustatten? ‚Ich wünsche Ihnen, dass sich die Bärchen sehr rasch vermehren‘, schrieb er mir vor vielen, vielen Monaten in seinem aufmunternden Brief. Aber reicht dies aus, meinen Tagesplan umzuschmeißen? Ich bin verunsichert. Gestern Abend noch wollte ich auf direktem Weg zu meinen Schweizer Freunden fahren, um kein Wetter-Risiko einzugehen. Heute Morgen habe ich mich dann eines Besseren besonnen: Die Grand Tour sollte eine Kunstreise bleiben. Und damit sie es blieb, müsste ich alle auf meinem Flyer aufgeführten Städte zumindest besuchen wollen. Freiburg und Basel hatte ich ausgewählt. Aber war es ratsam, bei diesen miesen Wetteraussichten einen zusätzlichen Ort anzusteuern? Eine fette Regenwolke begleitet mich seit geraumen Kilometern. „Wenn sie abregnet, ist es besser, du stehst in einer mittelgroßen Stadt am Straßenrand als auf dem Seitenstreifen der Autobahn“, rasoniere ich. Ohne zu zögern, mache ich mich auf die Suche nach dem Burda Museum. Als ich Baden-Baden erreiche, schwebt die Wolke wie ein Damoklesschwert über mir. Griffbereit liegt die Abdeckplane auf dem Rücksitz, während ich durch den kilometerlangen Stadttunnel fahre. Inständigst hoffe ich, dass mich am Ende kein heftiger Schauer überfällt. Und glücklicherweise tut es das nicht. Als ich vor dem Museum stehe, ziehe ich dem Mercedes erstmal seine Regenhaut über und gehe dann hinein. Am Eingang frage ich nach dem Professor und erfahre zu meinem Leidwesen, er wäre in ein anderes Museum gewechselt. Dass sein Nachfolger auch keine Anstalten macht, sich mein Kunstwerk anzuschauen, passt ja mal wieder voll ins Raster. „Schon wieder so ein spontaner Einfall, der absolut nichts gebracht hat“, stelle ich verärgert fest. Das schwarze Ungetüm ist noch immer über mir. „Wehe, du ignorierst mich nicht auch“, warne ich mit erhobener Faust und mache mich auf den Weg zur Autobahn zurück. Die Drohung scheint Wirkung zu zeigen. Denn je südlicher ich

komme, umso heller werden die Wolken. Kurz kommt sogar die Sonne hervor. Ohne einen einzigen Regentropfen abzubekommen, erreiche ich gegen Mittag das sonnenverwöhnte Freiburg.

Eine Reihe von eindeutigen Verbotsschildern und die irrsinnig belebte Fußgängerzone hindern mich in die Altstadt zu fahren. Nach einer Viertelstunde Rumfahrierei habe ich die Nase gestrichen voll. Wenn nicht im alternativen Freiburg, wo denn sonst könnte ich ungehindert eine kleine Ordnungswidrigkeit in Kauf nehmen? Also biege ich in die nächste bevölkerte Seitenstraße ein, in der Hoffnung, einen geeigneten Stellplatz zu finden. Umgeben von mittelalterlichen Fachwerkhäusern steuere ich den Mercedes durch verwinkelte, schmale Gassen hindurch, bis ich auf einem ziemlich belebten Platz ankomme. Kurzweg parke ich dort.

Von einer Sonnenterasse aus nehmen flanierende Schüler und Studenten den Mercedes ins Visier. Sie eilen herunter und lassen sich von ihren Freunden bei einer vorgetäuschten Gummibärenfressattacke fotografieren. Es lebe das Zeitalter der Handyfotografie! Eine sechsköpfige, rheinländische Seniorengruppe ist mit ihren althergebrachten Fotoapparaten da etwas konventioneller. Das Ergebnis bleibt ja das gleiche.

Nicht anders verhält sich ihr Echo auf die Grand Tour: Die Rentner sprechen von einem außergewöhnlichen mutigen Einfall. Die Schüler sind da direkter: „Geile Idee, auf so eine Spritztour hätt ich auch Bock“, ist ihr eindeutiges Urteil.

Eine komplette Schulklasse nähert sich dem Gummibären-Mercedes. Ich schaue in ein Meer kichernder Grundschulgesichter. Die Klassenlehrerin bittet mich darum, eine Lerneinheit zu übernehmen. Kunst, Geographie und Mathematik steht auf dem Lehrplan. Die Schulklasse steht unruhig, aber erwartungsvoll da. Es ist erlaubt Fragen zu stellen! Und die kommen dann auch. Es sind dieselben Fragen, die die Erwachsenen stellen. Selbst die Antworten unterscheiden sich nicht. Und der Gesichtsausdruck ist auch der gleiche. Der Werbespruch des Bonner Gummibärenherstellers scheint zu stimmen. Weil das Kinderauge alleine vom Sehen nicht satt werden kann, liefere ich am Schluss der Schulstunde die frohe Nahrung hinterher. Ich glaube, der Ausflug in die Stadt dürfte den

Kindern gefallen haben. Ihrer Klassenlehrerin hat er zumindest eine Viertelstunde Aufsichtspflicht erspart.

„Hey, das ist aber mal ein gute Laune Auto“, schreit mir ein rastagelockter Kerl mit Bob Marley T-Shirt von weitem zu. Während ich ihm ein extrabreites Grinsen zuwerfe, stapfen zwei vierzigjährige Freiburger am Auto vorbei. „Der könnte auch auf der documenta gestanden haben“, bekommen meine aufmerksamen Ohren zu hören. Da die beiden keine Anstalten machen anzuhalten, laufe ich ihnen mit einem Flyer in der Hand hinterher und spreche sie an: „Hier haben Sie einen Flyer von meiner Grand Tour. Übrigens stand der Mercedes wirklich einen Tag auf der documenta“, erzähle ich ein wenig angeberisch. Zögerlich nimmt derjenige, der über die documenta gesprochen hatte, den Flyer an sich und erwidert nur knapp: „Ich habe das keineswegs als Kompliment gemeint!“ Kurz treffen sich unsere Augen peinlich berührt. Dann beginne ich zu lachen, nehme ihm den Flyer wieder aus der Hand und meine: „Entschuldigen Sie, das war ein saublödes Missverständnis. Den Flyer kann ich ja wieder mitnehmen“!

Etwas nachdenklich trotte ich zu meinem Wagen zurück. Der Typ hat was in mir losgetreten, einen wunden Punkt getroffen. Zum ersten Mal seit ich auf Tour bin, höre ich ein kritisches Wort.

Wahrscheinlich ist es nicht einmal verwunderlich, es so nebenbei gehört zu haben.

Zweifellos haben andere Besucher ähnlich gedacht. Wer äußert sich denn gegenüber dem anwesenden Künstler schon abschätzend? Ich käme ja auch nicht auf die Idee, einem Künstler direkt ins Gesicht zu sagen: „Was hat dich zu so einem bescheuerten Kunstwerk inspiriert?“ Unter diesem Aspekt ist so eine Kunstreise für einen Künstler relativ gefahrenlos. Man stellt sich mit seinem Kunstwerk auf öffentlichen Plätzen aus und kann ein nettes Kompliment nach dem anderen erhaschen.

Soeben werde ich von einem Mann im schwarzen Anzug angesprochen. Ich glaube es ist ganz gut, dass ich abgelenkt werde. Ein Künstler sollte besser nicht auf die Idee kommen, in die Rolle seines Kritikers zu schlüpfen! Der braungebrannte Endfünfziger fragt mich, was für eine Aussage hinter dem Kunstwerk steht. Mensch, ihr Freiburger seid aber auch ein kritisches Völkchen! Immerhin bin ich

auf so eine Frage inzwischen vorbereitet. „Die pure Freude, alles andere dürfen Sie sich selber überlegen“, antworte ich ihm einfach. Während wir uns weiter unterhalten, stellt er sich als ein bekannter Freiburger Künstler vor, der mit den Erlösen seiner Kunstwerke soziale Projekte fördert. Als er mich fragt, warum ich nicht auf so einer Rundreise für wohltätige Zwecke sammele, bleibe ich ihm die Antwort schuldig. Mein eloquenter Gesprächspartner macht mir den Eindruck, ein blendender Selbstdarsteller mit einem großen Herzen zu sein, der einigen Leuten bestimmt gehörig auf die Nerven gehen kann. Aber warum nicht? Wenn er dafür Gutes bewirkt. Kaum habe ich zu Ende gedacht, beschließt er, für mich zur Badischen Zeitung zu laufen, um ein Spontaninterview zu organisieren. Eine Dreiviertelstunde später kommt er mit einer bärbeißig dreinschauenden Redakteurin im Schlepptau zum Augustinerplatz zurück. Völlig lustlos macht sie einige Fotos vom Mercedes. Ihre Stimmung erhellt sich erst, als ich ihr vorschlage, das Interview kurz zu halten. Danach ist sie so flink verschwunden wie ein Wiesel.

Seit längerer Zeit hängt eine beachtenswerte Wolkenbank über der Stadt. Mehrere Tropfen habe ich schon abbekommen. Ich glaube, ich sollte mich schleunigst davon machen. Mühsam manövriere ich den Mercedes durch die Gassen der Altstadt, bis ich an einer roten Ampel zum Stehen komme. Als ich mich aus dem Autofenster lehne, um einen Passanten nach dem Weg zu fragen, schaue ich in die selben peinlich berührten Augen, in die ich vor einer knappen Stunde schon einmal geschaut habe. Etwas irritiert, aber ohne zu zögern, schickt er mich auf die Autobahn zurück. Wenige Kilometer hinter Freiburg werde ich kreidebleich. Der Motor fängt zu stottern an, als wäre nicht genügend Diesel im Tank. Meine Tankanzeige ist defekt. Vor der Weiterfahrt hatte ich ausgerechnet, dass mir der Tankinhalt bis in die Schweiz reichen sollte. Da hatte ich mich wohl verrechnet? Wie durch ein Wunder komme ich an einem Tankstellenschild vorbei. Noch zwei Kilometer! Die Straße ist abschüssig. Das müsste doch zu schaffen sein. Und tatsächlich schafft es der Mercedes, mit laufendem Motor genau bis an die erste Zapfsäule zu rollen. Danach geht er aus. Er startet erst wieder, als ich ihm etliche Liter Diesel nachgefüllt habe.

Wahnsinnig erleichtert kehre ich auf die Autobahn zurück. Noch immer begleiten mich mächtig aufgetürmte Regenwolken. Dass sie bisher nicht abgeregnet haben, begeistert mich genauso, wie das unverschämte Glück, zur rechten Zeit eine Tankstelle gefunden zu haben.

Dessen ungeachtet stehe ich gleich vor meiner nächsten Herausforderung. Ich rolle auf den deutsch-schweizerischen Grenzübergang zu. Mein Adrenalinspiegel schlägt sämtliche Höhenrekorde. „Cool bleiben, einfach cool bleiben“, rede ich mir ein. Jetzt komme ich vor einem deutschen und einem schweizerischen Zollbeamten zu stehen. Beide schauen auf den Wagen und in mein Gesicht. Dann werde ich einfach durchgewunken. Ich muss noch nicht einmal meinen Personalausweis zeigen. Ich fasse es nicht. „Das grenzt ja schon an Ignoranz, an Dienstverweigerung“, schreie ich hundert Meter weiter befreit aus dem Fenster.

Aus meiner Kunstreise ist unwiderruflich die moderne Grand Tour geworden. Ein Zurück wird es nicht mehr geben. Allerhöchstens auf dem Abschleppwagen!

Spät am Nachmittag fahre ich über die Wettsteinbrücke. Die Basler Innenstadt liegt dicht vor mir. Die vielen Verbotsschilder auf den Zufahrtsstraßen machen nur wenig Hoffnung, dass sich meine Stellplatzsuche rasch erledigen könnte. Je näher ich der historischen Altstadt komme, umso mehr verweigern mir eindeutige Durchfahrtsverbotsschilder die Weiterfahrt. Alle Basler, die ich frage, können mir zwar keinen zentralen Ausstellungsplatz nennen, raten mir aber strikt ab, mit dem Wagen in die Nähe der autofreien Fußgängerzone zu fahren. Ein saftiger Strafzettel wäre das Mindeste, mit dem ich zu rechnen hätte. Eingeschüchtert von den drastischen Warnungen fahre ich im Kreis herum, bis ich schließlich der andauernden Irrfahrt überdrüssig werde.

Ich überlege: Der Basler Wolkenhimmel sieht nicht wirklich beruhigend aus. Soll ich weiterfahren oder einen Strafzettel, gar eine Überprüfung meiner dubiosen Fahrerlaubnis riskieren? Ich reagiere wie so oft. Erst Mal suche ich auf vernünftige Weise einen legalen Ausweg. Danach zähle ich sämtliche Argumente auf, die gegen ein unvernünftiges, illegales Handeln sprechen, um dieses dann doch zu tun.

„Sollen sie mir ruhig einen Strafzettel geben. Wenn ich schon mal hier bin, dann stelle ich den Mercedes auch aus“, denke ich trotzig, und fahre verbotenerweise eine abschüssige Straße mit lauter Straßenbahnschienen hinunter. Ein Einbahnstraßenschild zwingt mich, in eine belebte Einkaufsstraße abzubiegen. Vor mir fährt eine grüne Straßenbahn, die nicht überholt werden kann. Ich schaue in den Rückspiegel. Auch hinter mir fährt eine Straßenbahn und hinter dieser noch eine. Ich sehne die nächste Querstraße herbei. Als ich dort nach links abbiegen will, kommt mir von dort genauso eine Straßenbahn entgegen. Ich bin umzingelt von lauter grünen Drämmli und weit und breit kein anderes Auto zu sehen. Einen plausiblen Grund bekomme ich durch ein absolutes Autoverbotsschild nachgeliefert. Ich bin mittendrin im Altstadt kern, zentralste Innenstadt. Auf der rechten und linken Seite sind lauter Geschäfte, Cafés und Restaurants zu sehen, und vor und hinter mir stauen sich die Straßenbahnen. „Ach du dickes Ei, ist mir das peinlich! Am liebsten würde ich in dem Kopfsteinpflaster versinken. Wann geht es endlich weiter“, murmle ich ungeduldig. Ich traue mich nicht auf die Reaktionen der Fußgänger zu achten. Meine rechte Handfläche verdeckt immer wieder einen Teil meiner Gesichtshälfte. Das alarmierende Läuten der Straßenbahnfahrer übertrifft das Glockengeläut des Kölner Doms bei weitem. Entschuldigend strecke ich meine Hand zum Fenster heraus, ohne das Läuten stoppen zu können. Nach qualvollen Minuten gelingt es mir, mich mittels einer ausgewiesenen Taxispur von den Straßenbahnen zu entfernen. Mein einziger Fluchtgedanke ist, Basel so schnell wie möglich zu verlassen. Kurz vor dem beliebten Barfüßlerplatz ändere ich mal wieder meine Meinung und biege in eine zehn Meter breite Seitenstraße ein. Die Straße ist als reine Fußgängerzone ausgewiesen, und es herrscht absolutes Halteverbot. Aber immerhin fahren hier keine Straßenbahnen. Und stören tue ich auf den ersten Blick auch niemanden. Eingerahmt zwischen dem historischen Museum und einem bekannten Schweizer Bekleidungsgeschäftes, dessen Name mir wohl den Irrsinn kommentieren möchte, den ich soeben mit meiner Schienenfahrt verursacht habe, parke ich. Hier hätte ich also ein kleines, illegales Plätzchen zum Ausstellen gefunden! Mal sehen, was die Eidgenossen davon halten.

Hinter mir fahren im Minutentakt gelbe und grüne Straßenbahnen an schmucken Fachwerkhäusern vorbei. Mehrere Passanten überqueren die Straßenbahnschienen und laufen auf den Mercedes zu. Die Schweizer scheinen interessiert zu sein. Sie sprechen mich an, fragen nach und fotografieren mit ihren Mobiltelefonen. Ganz zufällig stehe ich wieder mal vor einem Museum. Diesmal vor einem stadthistorischen, das seit über hundert Jahren in einem ehemaligen Gotteshaus einquartiert ist. Eine erzählfreudige Baslerin klärt mich auf, dass die Chance, in Basel in der Nähe eines Museums zu stehen, größer sein muss, als irgendwo sonst. Die Kulturmetropole besitzt angeblich weltweit die größte Museumsdichte.

Soeben werde ich von einer weißhaarigen, relativ einfach gekleideten Frau angesprochen. Ihren zahlreichen Altersfalten nach schätze ich sie auf über achtzig. Zunächst macht sie dem Kunst-Mercedes ein paar Komplimente bis sie mir zu erzählen beginnt, dass sie vor vielen Jahren mit ihrem verstorbenen Mann das gleiche Automodell fuhr: „Wir sind mit dem Automobil oft nach Deutschland gefahren. Ins Allgäu, nach Berchtesgaden und zur Zugspitze. Mein Mann und ich haben unsere Urlaube oft in den wunderschönen bayrischen Bergen erlebt. Es war damals so gemütlich, mit dem Mercedes zu reisen. Mein Mann sagte immer: ‚Wir reisen mit unserem eigenen Wohnzimmer.‘ Nicht einmal haben wir eine Panne mit dem Wagen gehabt. Er war so zuverlässig. Mein lieber Mann ist vor wenigen Jahren gestorben. Bis kurz noch vor seinem Tod sind wir mit dem Wagen viele Wochen im Jahr gemeinsam gereist. Und nun....“ Ihre blau-grauen Augen sind inzwischen feucht geworden. Seit über zehn Minuten stehen wir zusammen wie zwei alte Bekannte und ich blende rundweg aus, was sich um den Wagen herum tut. Ich bin selbst verwundert, dass mir dies gelingt. Aber Zuhören zu können, ist wohl eine der Eigenschaften, von der ich behaupte, dass ich sie wirklich habe. Ihr Erzählfluss stockt. Andere Passanten nutzen dies, um mir Fragen zu stellen. Für einen Augenblick wende ich mich von ihr ab. Als ich wieder auf sie zugehe, möchte sie sich verabschieden. Mit ihren beiden Händen umschließt sie die meinen. Sie fühlen sich angenehm warm und weich an. Sie strahlt mich an, als wäre ich ihr heiß geliebter Enkel. Ich verspüre den eigenartigen Drang sie zu umarmen, ihr einen Kuss auf die Wange drücken zu wollen. Aber ich

traue mich nicht. Ihre Augen glänzen, als sie sich mit einem liebevollen Lächeln verabschiedet. Mit ihrer dem Alter entsprechenden Kraft drückt sie meine beiden Hände und sagt: „Auf Ihrer Weiterreise nach Italien wünsche ich Ihnen einen großen, großen Erfolg. Und ich bin sicher, den werden Sie haben.“ Meine Augen haben inzwischen einen leichten Film bekommen. Verschämt schaue ich auf die andere Seite und greife zum Ärmel. Ich glaube, eine gründliche Hemdswäsche dürfte nach diesem Tag definitiv fällig sein.

Kaum habe ich mich von ihr verabschiedet, werde ich von einem grauhaarigen Engländer in Begleitung einer erheblich jüngeren Frau und einem etwa 8jährigen Jungen angesprochen. Mit seinem schwarzen Talar und seinem weißen Stehkragen sieht der Mann wie ein würdevoller Geistlicher aus. Ihre zurückhaltende, ausnehmend freundliche Art gefällt mir. Ich beantworte ihnen einige Fragen, während sie im Laufe unserer Unterhaltung sichtlich beeindruckt, fast euphorisch auf den Mercedes reagieren. Der kleine Junge möchte unbedingt ein Autogramm haben, selbst als ich ihm verklickere, ich sei nicht berühmt. Während ich meinen Füller aus dem Auto hole, werde ich von einem Polizeiauto abgelenkt, welches ohne anzuhalten am Bekleidungsgeschäft Vögele vorbeifährt. Verwundert, aber höchst erleichtert schaue ich ihm hinterher, als ich schlagartig aufhorche: „This car looks so wonderful, if I could, I would take it with me. I would fly with it over the Channel, like a magic carpet, to England.“ Habe ich richtig gehört? Mein Englisch ist nicht besonders gut, aber mein Gehör ist es dafür umso mehr. Hat hier jemand mein Auto mit einem fliegenden Teppich verglichen? Ich drehe mich um. Das kann doch nur der kleine Engländer gesagt haben, denke ich und frage ihn: „What did you say?“ Der Kleine schaut mich verunsichert an. „Could you repeat for me - what did you say just a moment ago“, frage ich aufs Neue. „Sorry, I wouldn't take this car with me“, bekomme ich als Antwort. Natürlich weiß ich, dass du meinen Mercedes nicht mitnehmen möchtest, aber ich habe doch gehört, dass du mit ihm über den Ärmelkanal fliegen wolltest, rede ich auf Deutsch etwas ungeduldig daher. Der kleine Junge schaut mich nun mit großen Augen an. „But if you could you would fly with it over the Channel like on a magic carpet“, wiederhole ich die zuvor gehörten Worte.

“Oh, it was fantasy only. I have no driving licence. So, I wish I could fly with this car.“

Am liebsten würde ich den jungen Kerl zu einem Freiflug im Mercedes einladen, so freue ich mich über den spontanen Einfall des Jungen. Die Fantasie der Menschen ist einfach grenzenlos. Und der kleine Engländer sieht in meinem Auto eben genauso einen fliegenden Teppich wie ich.

Was ich bisher auf meiner Kunstreise miterlebe, sind Geschichten immer wiederkehrender Zufälle, die mich in ihrer Fülle allmählich irritieren. Überhaupt kann ich immer noch nicht begreifen, welche unglaubliche Komplimente ich auch in Basel zu hören bekomme: „Fahren Sie nach Venedig, um einen Preis abzuholen?“, fragt mich eine bildhübsche Dreißigjährige, die es eigentlich nicht notwendig hat, sich bei mir einzuschmeicheln. Ebenso insistiert eine kunstbewanderte Züricherin: „Ich war in Münster, die Ausstellung hat mir nicht so gut gefallen. Aber ihr Mercedes ist toll. Klasse, dass ich ihn hier zu sehen bekomme. Wollten Sie nicht auch auf die Art Basel kommen?“ Gewisse Kommentare sind so persönlich, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie tatsächlich aufrichtig sind oder nur dazu dienen, um dem anwesenden Künstler zu gefallen. Aber warum sollten die Schweizer das tun? Eine Antwort darauf fällt mir jedenfalls nicht ein.

Eine graue, geschlossene Wolkendecke mahnt mich, dass es gut wäre sich von der Basler Altstadt zu verabschieden. „Wenn ich Glück habe, bin ich, bevor es stockdunkel wird, bei Julia und Christoph“, frohlocke ich und drücke auf die Tube. Einige Kilometer außerhalb Basels werde ich durch ein hörbares Stottern aufgeschreckt. „Es kann doch nicht sein, dass ich schon wieder den ganzen Diesel verbraucht habe“, frage ich mich. „Das dürfte eine ganz schön kostspielige Kunstreise werden!“ Ich entscheide mich, an der nächsten Autobahnraststätte voll zu tanken und dies spätestens jede hundert Kilometer zu wiederholen. Voll betankt fahre ich auf die Autobahn Richtung Süden zurück. Noch siebzig Kilometer, das müsste doch zu schaffen sein.

Eine sanft geschwungene Hügellandschaft schlängelt sich durch abwechslungsreiche, romantische Täler. Dicht bewachsene

Waldstücke wechseln sich mit kleinen, von Fachwerkhäusern geformten Ortschaften ab. Der zunehmend düster werdende Himmel verhindert, dass ich das Alpenpanorama sorglos genießen kann. Ich bin wirklich froh, wenn ich es endlich geschafft habe. Knall auf Fall merke ich, dass mein Auto langsamer wird. Ich drücke aufs Gaspedal. Aber es tut sich nichts. Der nachstotternde Motor stirbt ab, während der Mercedes zweihundert Meter weiter auf dem Seitenstreifen ausrollt. „Das darf doch nicht wahr sein“, stöhne ich bestürzt. Der Diesel kann unmöglich der wahre Grund für meine Probleme sein. Sofort versuche ich wieder zu starten. Nichts tut sich! Mehrmals ziehe ich den Starter. Der Motor gibt nicht einmal ein kurzes Rütteln von sich. Ich bin entsetzt, wo bin ich hier? Was mache ich nun? Und was passiert denn jetzt? Mein stetes Glück scheint mich zu verlassen. Es fängt an zu regnen. Petrus macht ausgerechnet in diesem Augenblick seine Schleusen auf. „Bitte nicht! Bitte nicht!“ Fast flehentlich schaue ich zum Himmel. Aber Petrus scheint wohl schwerhörig zu sein. Statt es bei Sprühregen zu belassen, schickt er mir einen Landregen vorbei. Die aufprallenden Regentropfen kullern wie Perlen über die Gummibären. Mit jedem Tropfen schaue ich mehr und mehr wie eine begossene Hummel drein. Im Nu stürze ich aus dem Auto, um die Abdeckplane zu holen. Als ich sie schon auf den Seitenstreifen der Autobahn ausgebreitet habe, kommt mir ein rettender Gedanke. Hektisch öffne ich die Motorhaube und versuche mit einer Art Handpumpe die Luft aus den Kraftstoffleitungen zu pumpen. Mein Freund Georg hatte mir die Prozedur mal bei meinem dunkelblauen Mercedes gezeigt. Verstanden hatte ich es wohl nicht. Aber ich kann mich erinnern, dass ich eine Entlüftungsschraube zu öffnen habe und gleichzeitig die Pumpe an der Kraftstoffleitung etliche Male bedienen muss. Da ich die Schraube nicht finden kann, drücke ich halt nur die Pumpe. Als ich wieder im Auto sitze, schicke ich ein Stoßgebet nach oben und ziehe von neuem den Anlasser. Aber es tut sich nichts. Absolut gar nichts! „Ich muss die Gummibären retten“, klage ich verzweifelt. Bevor ich die Regenplane überziehe, werfe ich noch einen Blick darauf. Die Gummibären sind feucht, aber nicht durchgeweicht. Einen letzten Versuch gebe ich dem Mercedes. Erneut drücke ich die Handpumpe. Rase wie ein Bekloppter zum Anlasser zurück und ziehe ihn. Und ich glaube es kaum. Der schwerfällige Motor beginnt zu rattern! „Er startet, er startet“, schreie

ich auf, stürze im nächsten Moment aus dem Wagen, um die Motorhaube zu schließen und die Abdeckplane einzupacken. Schleunigst gebe ich Vollgas und fädle mich vom Seitenstreifen in den fließenden Verkehr ein.

Quälend lange zehn Minuten dauert es, bis ich den ersehnten Schutz unter dem Dach einer Tankstelle finde. Unverzüglich nehme ich alles, was nur im Entferntesten Ähnlichkeit mit einem Handtuch besitzt, aus dem Auto und trockne die Gummibären so gut es geht damit ab. Anschließend stürme ich die Autobahntankstelle und kaufe die Nervenberuhigungsabteilung leer. Es ist zum Heulen! Nur noch lausige 50 Kilometer und ich hätte es geschafft. Was mache ich nun? Das Auto ist unzuverlässig. Die Gummibären sind feucht. Und bei den katastrophalen Regenaussichten verbringen mein Kunstwerk und ich die nächsten Tage an einer schnöden Tankstelle. Was für ein furchtbarer Ausstellungsort! Ich bin so richtig aufgekratzt und brauche dringend Hilfe. Demzufolge rufe ich bei Christoph an. Aber außer seinem zweideutigen Ansagetext bekomme ich keine Antwort: „Auch wenn Sie es nicht glauben, wir liegen gerade im Bett - und das mit steigendem Vergnügen und Sie wollen uns dabei stören? Da ich das nicht annehme, haben wir Ihnen eine ganz private Minute auf unserem Anrufbeantworter reserviert.“ „Christoph, du und dein toller Humor. Aber jetzt ist keine Zeit dafür! Hörst du! Hier spricht euer Freund Günther, und ich will wissen, ob es bei euch auch regnet. Geh endlich ans Telefon“, brülle ich stressgeplagt in den Anrufbeantworter. Keine zehn Minuten später ruft Christoph zurück: „Gruezi Günther! Wir haben soeben die Kinder ins Bett gebracht. Was ist los?“ Ohne Umschweife schildere ich ihm meine verzwickte Situation. Christoph denkt, da der Mercedes die letzten Kilometer gefahren ist, der nicht nachlassende Regen mein eigentliches Problem ist. „Du hast noch etwa 60 Kilometer vor dir. Bei uns in Stans ist es trocken. Wie es in Luzern aussieht, kann ich mich erkundigen“. Gleich darauf ruft Christoph aufs Neue an: Auch in Luzern ist es trocken!

„Kann ich es riskieren, mindestens vierzig Kilometer im Dauerregen zu fahren“, frage ich mich. Ich warte eine Viertelstunde. Ich habe den Eindruck, dass der Regen etwas schwächer wird. Nach einer weiteren Viertelstunde werde ich nervös. Ich sehe drei Tage ununterbrochenen

Niederschlags vor mir und rufe abermals an. In Stans und Luzern ist es noch immer trocken. Heftig ringe ich mit mir, ob ich eine Fahrt riskieren soll. „Spinnst du Günther? Riskier dein Kunstwerk nicht! Sei nicht ungeduldig. Möchtest du alles zerstören“, meint die skeptische Seite, während die zuversichtliche zum Fahren rät. Urplötzlich setze ich mich ans Steuer und fahre auf die pfützenübersäte Autobahn zurück.

Die nächste halbe Stunde klammere ich meine Hände krampfhaft am nassen Lenkrad fest. Kurz vor Luzern hört es tatsächlich zu regnen auf. Als ich bei meinen Freunden in Stans in die offene Garage fahre, ist die Spannung fast unerträglich. Ich springe aus dem Wagen. Mit sorgenvollen Augen taste ich die Gummibären ab. Sie fühlen sich erheblich fester an als vorher bei der Tankstelle. Und sie sind trocken. Sie sind absolut trocken!

„Will mich denn hier niemand begrüßen? Der Fahrtwind hat alle Gummibären getrocknet“, brülle ich lauthals durch die Garage, so dass auch meinen Gastgebern die Ankunft nicht weiter verborgen bleibt. Julia und Christoph kommen die Treppe herunter gerannt und begrüßen mich überschwänglich. Wir führen einen wahren Freudentanz auf. Niemals zuvor habe ich das Erreichen einer trockenen Unterkunft so herbei gesehnt wie heute. Und ich glaube, ich habe meine Nervennahrung selten so gerne gegen einen Teller Zürcher Geschnetzeltes eingetauscht wie an diesem Abend.

Ziemlich ausgepowert lege ich mich nach dem Essen unter den Stanser Wolkenhimmel. Ich habe mir den voll verglasten Wintergarten zum Schlafen ausgesucht. Glücklicherweise liege ich auf der Couch und lasse meinen sechsten Etappentag noch einmal Revue passieren. Bis ein zunächst schwaches, dann immer stärker werdendes Prasseln über meiner molligen Schlafstätte niedergeht. Kräftige Regentropfen schlagen auf das Fensterdach und hindern mich am Einschlafen. Es ist das einzige Mal, dass sie mich heute fast gleichgültig lassen. Ich packe meine Sachen und gehe ins Gästezimmer nach oben, um in Ruhe schlafen zu können.

26. September 2007 - Im Irrgarten vom chemin des Planchamps

„Ach habe ich wunderbar geschlafen“, entfährt es mir, als ich aufwache. Ich schaue aus dem Fenster und stelle fest, dass die Wetterprognosen eingetroffen sind.

Der Pilatus, der Hausberg meiner Gastgeber, ragt Wolkenverhangen vor mir auf. Und es gießt in Strömen. An schönen, klaren Tagen kann man einen der bekanntesten Aussichtsberge der Schweiz selbst von hier unten sehen. Im Augenblick ist der zweitausend Meter hohe Koloss allerdings hinter einer grauen, undurchdringlichen Wolkendecke verschwunden und das wird wohl heute so bleiben. Mit einem entschlossenen Satz springe ich aus dem Bett, um nach meinem Auto zu sehen. Als ich in die Garage komme, stelle ich erfreut fest, dass keiner der Gummibären über Nacht aufgequollen ist. Alle sind total trocken und in absolut fester Konsistenz. Herrliche Aussichten, um den Tag mit einem zünftigen Frühstück angehen zu können. Im Haus ist es ruhig. Meine lieben Freunde haben mich heute Morgen offenbar alleine gelassen.

Kennen gelernt haben Jörg und ich die beiden in einem namibischen Raubtierkäfig. Genauer gesagt war es wohl eher ein Gehege mit zwei ausgewachsenen Geparden, in dem wir mutig die zwei Hauskatzen der uns beherbergenden Farmersleute besuchten. Im Anschluss an die Stippvisite bei den Geparden luden wir die beiden erst Mal zu einer Flasche südafrikanischen Rotwein ein. Als wir am nächsten Morgen gemeinsam unsere Übernachtung bezahlen wollten, wurden wir im Wohnzimmer der Farm von einer echten Wildsau überrascht. Gebannt saß sie in einem braunen Ohrensessel und starrte auf einen Film über Tierbeobachtungen aus dem Etoscha Nationalpark. Das ursprünglich einmal verletzte Tier war von den Farmern aufgenommen und hochgepäppelt worden. Es hatte mittlerweile des Status eines echten Haustieres. Wir alle staunten natürlich nicht schlecht, die friedlich im Fernsehsessel liegende Wildsau vorzufinden. Und daraus ist mit Christoph und Julia eben eine über zehn Jahre andauernde Freundschaft entstanden.

Als ich in die Wohnküche komme, stehe ich vor einem reichhaltig gedeckten Frühstückstisch, der mich vermuten lässt, dass nicht Julia, sondern ich selbst heute Geburtstag habe. Während ich mit Frühstück beginne, wandern meine Augen über die bereits

ausgepackten Geschenke, die verstreut in der Wohnung herumliegen. Julia scheint heute Morgen schon mächtig beschenkt worden zu sein. Wenn ich auf die letzte Jahre zurückblicke, so haben meine eigenen Geburtstage oder die von Freunden einen wichtigen Einfluss auf den Verlauf meines Lebens genommen. Zuweilen haben mir Geschenke, die ich erhalten habe oder die, die ich selbst verschenkt habe, mir einen neuen Weg gewiesen. Unweigerlich muss ich an meinen 40. Geburtstag zurückdenken.

Der 18. September 2002 war ein herrlicher, sonniger Tag mitten in der Woche. Ich hatte für Samstag ein großes Geburtstagsfest angekündigt, zu dem ich meine Familie und viele Freunde erwartete. Den Geburtstag selbst wollte ich mit Jörg verbringen. Nach einem gemeinsamen Frühstück verabschiedete sich mein Freund zur Arbeit und wir vereinbarten, uns am Nachmittag pünktlich zu treffen, da er eine Überraschung organisiert hatte. In ahnender Voraussicht, dass wir den Geburtstag nicht zu zweit verbringen würden, hatte ich am Abend zuvor noch zwei Kuchen gebacken und wollte die nächsten Stunden dazu nutzen, über meine vergangenen 40 Jahre nachzudenken. Ich konnte in solchen Momenten richtig sentimental werden. Und machte mich auf den Weg ins Schwimmbad. Die Sonne schien so warm, dass man sich ohne weiteres im Freibad aufhalten konnte, und so schwamm ich abwechselnd mehrere Bahnen und legte mich anschließend zum Trocknen auf den warmen Asphalt am Beckenrand. Früher oder später musste ich eingeschlafen sein, denn ein kalter Wasserwall schreckte mich plötzlich auf. Irgendein Mistkerl hatte mich doch glattweg nass gespritzt. Ärgerlich rieb ich mir die Augen und schaute auf die Uhr. Erschrocken stellte ich fest, dass ich die Zeit vergessen hatte. Ich raste zur Umkleidekabine, zog mich an, stürmte aus dem Schwimmbad und heizte mit dem Auto nach Hause. Jörg war natürlich schon da und signalisierte mir, dass ich es nur dem Umstand meines Geburtstages zu verdanken hatte, dass er zu meiner Verspätung nichts sagen würde. „Ich und meine Pünktlichkeit: Außer bei der Arbeit waren wir noch nie richtige Freunde gewesen“, dachte ich nur. Weiter kam ich nicht zum Nachdenken, denn Jörg verband mir die Augen und drohte mir sämtliche Horrorszenarien an, wenn ich es wagen würde, die Augenbinde abzusetzen, bevor er es mir erlauben

würde. Ich versprach ihm das hoch und heilig. Und er fasste mich an die Hand und führt mich zu unserem Auto. Etwa eine halbe Stunde lang fuhren wir im Zick Zack zu einem Ort, der, wie sich später herausstellte, nur zwei Kilometer von unserem Zuhause entfernt war. Als ich die Augenbinde abnehmen durfte, sah ich unsere Familien auf dem vertrauten Waldparkplatz warten. Mein Blick wanderte zu einem dunkelblau lackierten Mercedes Benz 220/8 Diesel, der zwischen ihnen stand. Ein wunderschöner Mercedes, ein Oldtimer Baujahr `72, spiegelte sich im Sonnenlicht und mir ging förmlich das Herz auf. Er war geschmückt mit Girlanden und Luftballons und auf der Motorhaube stand eine Flasche Champagner mit mehreren Gläsern. Ich rieb meine Augen und starrte auf die Vorderseite des Autos. Der Mercedesstern war durch eine 20 cm große Kühlerfigur ersetzt worden. Gaston, die französische Comicfigur, schmückte diesen bezaubernden Oldtimer. Ich liebte diesen chaotischen Erfindergeist. Woher Jörg das wusste, blieb mir ein Rätsel. Ihm war höchstens bekannt, dass ich, bevor ich ihn kennen lernte, das gleiche Mercedes Modell schon einmal gefahren hatte. Aber dieser super erhaltene Oldtimer, der gerade vor mir stand, war mit meiner Rostlaube von früher wirklich nicht zu vergleichen. Ich hörte Jörg noch sagen: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Sunny“, und schon lag ich in seinen Armen. Am liebsten hätte ich ihn nicht mehr losgelassen. Seine Großzügigkeit überwältigte mich. Gemeinsam mit unseren Gästen leerten wir die Flasche Champagner und ich fuhr diesmal ohne verbundene Augen als stolzer Besitzer eines alten Mercedes nach Hause zurück.

„Sturmläuten an der Haustüre? Das können doch nur die kleinen Kröten sein“, geht es mir durch den Kopf, und schon springen mir die zwei aufgedrehten Kinder meiner Gastgeber entgegen und schreien lauthals auf mich ein: „Günther, Günther gehst du mit uns zu deinem Gummibärenauto? Bitte, bitte gleich!“

Die restliche Stunde bis zum Mittagessen verbringe ich mit Sven und Larissa in der Garage. Die kleinen Vorschulkinder haben das Auto in Besitz genommen und fantasieren ein Rollenspiel nach dem anderen. Erst als ich ihnen vom Bonner Fruchtgummipaket erzähle, bekomme ich sie aus dem Auto heraus und wir eilen nach oben. Mein eigenes

Mittagessen lasse ich allerdings ausfallen. Ich muss mich um die Übertragung meiner digitalen Fotoaufnahmen kümmern und nebenbei mein Tagebuch auf den aktuellen Stand bringen.

Irgendwann treibt mich der Duft von frisch gemahlenem Kaffee und die verlockende Aussicht, eine original Schweizer Rübli torte zu bekommen, wieder nach unten. Einige Familienangehörige und Freunde von Julia sitzen um den Geburtstagstisch und begrüßen mich erwartungsvoll. Sie haben gehört, dass ich mit dem Gummibärenauto hier bin und wollen mehr über meine Fahrt hören. Aber irgendwie verspüre ich keine große Lust, über die Grand Tour zu erzählen. Ich habe einen Pausentag, also habe ich auch ein Recht auf eine Erzählpause, beschließe ich ziemlich egoistisch. So bekommen die Geburtstagsgäste nur eine kurze, abgespeckte Version von der Tour zu hören. Und ich bin ganz froh darüber, dass nach einem kurzen Intermezzo wieder Julias Geburtstag in den Vordergrund rückt.

Am Spätnachmittag kommt Christoph mit einem neuen Geburtstagsgast nach Hause. Freudig werde ich von dem neuen Gast begrüßt, ohne dass ich mich an sein Gesicht erinnern kann. „Was ist denn aus deiner IKEA-Geschichte geworden“, werde ich überraschend von ihm gefragt. „Woher weißt du das?“, frage ich irritiert zurück und blicke in die Runde. „Kannst du dich nicht mehr erinnern? Wir haben uns gesehen, als du mit deiner Lampengeschichte vor einigen Jahren hier zu Besuch warst!“ „Tatsächlich?“, frage ich erstaunt, obwohl ich mich nun dunkel an ihn erinnern kann. „Also, erzähl doch mal was ist aus deinen Lampen geworden“, will er nun ganz genau von mir wissen. Eine ganze Geburtstagsgesellschaft mit einer alten, fast vergessenen Geschichte zu unterhalten? Nein, dazu habe ich heute bestimmt keine Lust! „Das ist Schnee von gestern“, antworte ich schroff und erschrecke selbst über meinen unhöflichen Tonfall. Bevor ich noch mehr Porzellan zerschlagen kann, simuliere ich ein schmerzendes Stechen in der Magengrube und verziehe mich nach oben ins Gästezimmer.

„Was sollte denn das“, frage ich mich betreten. Ich bin sauer, genervt und plötzlich schlecht gelaunt! Aber ich weiß auch warum! Während es draußen unaufhörlich weiter regnet, liege ich auf dem Bett und hänge an meiner Erinnerung, meinem größten Mosaikstein der letzten

Jahre, fest: der IKEA-Story! Warum musste ich auch ausgerechnet heute daran erinnert werden?

Zu meinem 40.Geburtstag hatte ich ein weiteres herausragendes Geschenk erhalten. Vor etlichen Jahren schwärmte ich meinem Schwager Andreas, einem begnadeten Tüftler, von einer Lampe vor, die ich eines Nachts in einem Schaufenster in Barcelona gesehen hatte. Das interessante war nicht die Lampe selbst, sondern der Grundbaustein. Als ich ihm damals ziemlich detailliert von meiner Erinnerung erzählte, meinte er kurzerhand, wenn ich das Design übernehmen würde, könnte er bestimmt das Grundmodell dafür herstellen. Längst hatte ich unsere Unterhaltung von damals vergessen. Bis ich zu meinem Geburtstag acht Grundbausteine der Lampe von meiner Familie geschenkt bekam. Die Lampe war 1,20 m hoch und hatte die Form einer schlanken, quadratischen Säule, auf deren Vorderseite eine Plexiglasscheibe eingesetzt war.

Diese überzog ich im Anschluss an meinen Geburtstag mit einer lichtdurchlässigen Folie, deren Design ein mehrfarbiges Mosaik war. Als die Lampen wieder zusammen gebaut waren, wurden die bunten Quadrate gleich einer Dialeiste durchstrahlt. Waren die Lampen ausgeschaltet, wirkten sie wie attraktive Möbelstücke. Leuchteten sie, so strahlte der Boden in unterschiedlichen Spektralfarben.

Zu meiner Verwunderung wurde ich in den darauf folgenden Wochen unaufhörlich auf das tolle Aussehen der Lampen angesprochen. Meine Freunde Joelle und Frank schlugen sogar vor, sie im Handel vorzustellen. Angeregt von den positiven Reaktionen, begann ich über eine kommerzielle Zukunft meiner Lampenidee nachzudenken. Die Vorstellung, die Lampen im Handel bekannt zu machen, erschien mir allerdings sehr mühsam. Da ich mich nicht als geeigneten Verkäufer eigener Ideen sah, war ein Vorstellen bei Einzelhändlern zum Scheitern verurteilt.

Eines Morgens, als ich zum Frühstück wieder mal zu Ikea fuhr, traf ich eine in mir lange gereifte Entscheidung: Ich wollte die Lampe dem schwedischen Möbelhaus vorstellen. Ich informierte mich im Internet, was über die Firmenpolitik geschrieben stand und besorgte mir die einzige Biographie, die es über den Firmengründer Ingvar Kamrad gab. Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, war die

Entscheidung, meine Lampen-Idee IKEA anzubieten, bestätigt worden. Allerdings sah ich eine beträchtliche Herausforderung darin, die Aufmerksamkeit des Managements zu gewinnen. Die Aussicht, die Lampe nach Schweden zu schicken, erschien nicht Erfolg versprechend, weil sie nur eine unter vielen Lampenmodellen war. Außerdem hatte ich keine Erfahrung im Lampenbau aufzuweisen. Vielleicht war es sogar einfacher, sich direkt an den Kopf des Unternehmens zu wenden, unterstellte ich. Immerhin würde die Lampe auf diesem Wege auffallen. Sei es in die eine oder andere Richtung.

In seiner Biographie wurde Ingvar Kamprad als offener Mensch beschrieben, von dem ich den Eindruck gewann, dass er seine Lebensgeschichte sehr ehrlich erzählen konnte. Meistens ging er einen geradlinigen Weg und hatte sich von Hierarchieebenen nicht abhalten lassen. Aber wie kann man einen Menschen mit einem Vermögen von 30 Milliarden Euro erreichen? Er hatte sich damals, mit 78 Jahren, aus dem Arbeitsalltag von IKEA in die Schweiz zurückgezogen. „Heute ist er sicherlich mit seiner Familie und mit seinem Lebenswerk so ausgelastet, dass er nicht auch noch Zeit für mein profanes Anliegen haben wird“, ging mir zweifelnd durch den Kopf. „Aber ein Mensch, der noch immer Spaß daran hat, Geschäfte zu machen, sich wie ein kleines Kind über neue Ideen freut, besonders dann, wenn er andere von ihrer Durchführbarkeit überzeugen kann, lädt einen doch direkt dazu ein, sich an ihn zu wenden“ sprach ich mir schließlich Mut zu. Unterstützt durch das Wissen, welches ich mir über Ingvar Kamprad angelesen hatte, begann ich ihm einen Brief zu schreiben. Da mir bekannt war, dass Kamprad etwas Deutsch sprach, hoffte ich, dass er den Inhalt verstehen konnte. Es dauerte zwei Monate, bis ich eine Antwort aus Schweden erhielt:

“Dear Mr. Siraky,

Thank you for the letter you sent to Ingvar Kamprad. My name is Thomas Carlzon and I am the Business Area Manager for all Lighting within IKEA concern. That`s why you get my decision. Unfortunately, I have to decline your offer since the product does not fit in our range for the moment.

Yours sincerely, IKEA of Sweden

Thomas Carlzon

Business Area Manager, Lighting“

Eine Absage flog mir ins Haus. Enttäuscht berichtete ich Jörg erstmals von meinem Projekt. Jörg war erstaunt, als ich ihm die Geschichte erzählte und sparte nicht mit Lob. „Es ist doch toll, dass Ingvar Kamprad sich die Zeit genommen hat, um sich mit deiner Idee zu beschäftigen und die Lampe an seinen zuständigen Manager weitergereicht hat“, sagte er. „Davon habe ich aber nichts“, erwiderte ich ernüchert und wusste im nächsten Augenblick, dass er mit seiner Äußerung Recht hatte. Dass sich Kamprad Zeit genommen hatte, imponierte mir ebenso.

„Schau, du hast einen sehr ambitionierten Weg beschritten, und das Ergebnis war auf den ersten Blick enttäuschend. In dem Brief steht, dass die Lampe zurzeit nicht ins Sortiment von IKEA passt. Das kann als komplette Absage verstanden werden, vielleicht aber auch nicht. Außerdem gibt es noch andere Vertriebswege und Möbelhäuser auf der Welt!“

Die letzte Äußerung von Jörg schickte ich in mein Unterbewusstsein. Für mich gab es keine anderen Vertriebswege. Ich konnte unmöglich über Einzelhändler und Kaufhäuser versuchen, Abnehmer für die Lampe zu finden. Eine andere Andeutung blieb umso mehr haften: „Vielleicht passte die Lampe wirklich im Moment nicht ins Sortiment.“ Ich hätte sie ohnehin weiterentwickeln wollen, dachte ich für mich.

In den nächsten Monaten versuchte ich, die Lampe zu verbessern. Wenn Kamprad früher von einer Idee oder einem Produkt überzeugt war, ließ er nicht locker, verbesserte seine Produkte, machte sie kostengünstiger und hatte damit Erfolg. Warum sollte mir das nicht ebenso gelingen?

Aus einer einfachen Bodenlampe wurde eine Multifunktionslampe, die sowohl als Steh-, wie auch als Hängelampe benutzt werden konnte. Für die Gestaltung des Displays wählte ich statt der bisherigen Farbquadrate Muschel- und Rosenmotive. Genügend Einsparpotenziale für den Grundkörper der Lampe fand ich ohne

Schwierigkeiten. Nach weiteren Monaten waren zwei völlig überarbeitete Prototypen entstanden. Den einen wollte ich zu IKEA nach Schweden schicken, den anderen sollte Ingvar Kamprad persönlich als Geschenk erhalten. Für seine Lampe hatte ich noch zusätzlich ein individuelles Display mit Landschaftsaufnahmen von Älmhult entworfen. An den langen Winterabenden in der Schweiz könnte ihn eine Lampe mit Motiven seiner schwedischen Heimat vielleicht erfreuen.

Der Januar startete mit Schneefall. Ich war mit guten Freunden in der Nähe von Lausanne verabredet. Die Lampen waren wenige Tage zuvor fertig geworden. Da Kamprads Wohnsitz nur einige Kilometer davon entfernt war, entschloss ich mich, einen kleinen Umweg zu machen, die hohen Versandkosten zu sparen und die Lampe einfach am Eingangstor abzugeben.

Der Gedanke, dass ich zu einem der reichsten Menschen der Welt unterwegs war, um ihm eine Lampe als Muster zu schenken, bereitete mir zunächst kein Kopfzerbrechen. Es war wohl etwas seltsam, was ich da tat, aber aufkeimende Zweifel, sie stattdessen mit der Post zu schicken, verwarf ich recht schnell. „Ein Mensch bleibt ein Mensch. Ob er mehrere Milliarden Euro auf dem Bankkonto hat oder nicht mal eines besitzt“, fiel mir dazu ein. In meinem bisherigen Leben hatte ich mit Letzteren gute Erfahrungen gemacht. Warum sollte dies mit den anderen nicht auch so sein?

Je näher ich nach Lausanne kam, umso nervöser wurde ich. Die Vorstellung, einen älteren Mann mit meiner fiktiven Idee zu belästigen, sorgte mittlerweile für erhebliche Verwirrung. Schließlich beruhigte ich mich damit, dass die Lampe nur ein Geschenk sein sollte. Und deswegen nervös zu werden, erschien mir dann doch etwas lächerlich. Er könnte das Geschenk ja wegschmeißen, wenn es ihm tatsächlich nicht gefiele. Die Chance, dass ich ihn auf seinem Anwesen antreffen würde, schätzte ich sowieso als äußerst gering ein.

Als ich in Lausanne ankam, machte es mir wenig Mühe, den auf einem Hügel gelegenen Wohnort der Kamprads ausfindig zu machen. Zielbewusst bog ich in eine einspurige, schmale Straße ein, in deren Verlauf ich mir durch die meterhohen Hecken genauso verloren vorkam wie in einem englischen Gartenlabyrinth.

Es war bereits dunkel geworden und der Weg war schlecht beleuchtet. Als ich zu schnell um eine enge Kurve bog, verlor ich die Kontrolle über mein Auto und steuerte meinen Wagen direkt in ein offenes Grundstück hinein. Zum Glück war das Eingangstor offen gewesen. Ansonsten wäre ich wohl mit der Tür ins Haus gefallen. Jetzt stand ich mitten auf einem schummrigen Grundstück, erkannte die Hausnummer und sah einen über 30 Jahre alten Volvo in der Garage stehen. Im Haus der Kamprads war es dunkel. An einem Teil des Hauses, das wie ein Nebenhaus aussah, brannte Licht. Knapp fünf Minuten saß ich regungslos in meinem Auto und beobachtete das Haus. Es tat sich nichts. Meine Ankunft war nicht bemerkt worden. Ich beschloss, die Lampe aus dem Auto zu holen, sie vor die Türe zu legen und mich schleunigst zu verziehen. Als ich gerade dabei war, die Lampe zur Haustüre zu tragen, erhellte sich das komplette Anwesen in Flutlicht, so dass ich völlig geblendet war. Ich erschrak fürchterlich und kam mir vor wie Cary Grant, als er in dem Hitchcock Klassiker ‚Über den Dächern von Nizza‘ als Juwelendieb ertappt worden war. Ich stand zwischen Auto und Hauseingang und überlegte, von welcher Seite die zu erwartende Sicherheitsabteilung Kamprads nun über mich herfallen würde. Im grellen Licht hörte ich mich rufen: „I’m a friend. I have a present for Ingvar Kamrad.“ Nichts passierte. Ich entschloss mich, zur Haustüre vor zu gehen, um das Geschenk abzulegen. Gleichzeitig überlegte ich, dass es nun besser sein könnte, sich zu sputen. Bevor Kamprads Wachdienst aus Lausanne anrückte, musste ich verschwunden sein. Als ich die Lampe gerade hingelegt hatte und mich umdrehte, stand ein älterer Mann kaum fünf Meter von mir entfernt. Abermals erschrak ich furchtbar, hatte mich trotzdem erstaunlich schnell wieder unter Kontrolle. Es war nicht Ingvar Kamrad, der mir gegenüber stand, sondern vermutlich ein ehemaliger, inzwischen pensionierter Polizist, der sich um die Sicherheit von Kamprads Familie kümmerte. Ich ging auf ihn zu und fragte: „Is Mr. Kamrad here? I have a present for him. Can I give it to him?“ Er gab keine Antwort! Scheinbar sprach er kein Englisch. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass sein kriminalistisches Gespür ihm verraten musste, wen er gerade vor sich hatte. Ich versuchte es in Deutsch. Und tatsächlich! Er sprach einige Brocken Deutsch und gab mir zu verstehen, dass die Kamprads nicht zu Hause waren. Unsere einsilbige Unterhaltung

endete dann recht schnell. Ich gab ihm die Lampe, ließ Ingvar Kamprad Grüße ausrichten und verschwand wieder im Dunkeln des Irrgartens vom chemin des Planchamps.

Einige Monate später erhielt ich auf einem karierten Din-A5-Blatt einen von Ingvar Kamprad handgeschriebenen Brief:

„Lieber Günther,

Danke schön für Deinen Brief über die Lampe.

Ich habe die Lampe für ein paar unseren Leuten gezeigt im Vorjahr, aber kein Interesse gefunden.

Auch meine Familie und mich selber hat die auch nicht imponiert.

Wenn es sich handelt um Hilfe für Kinder in Entwicklungsländern haben wir ein besonderes Programm seit vielen Jahren und arbeiten sehr bewusst.

Ich bin sehr beeindruckt von deinem Interesse in diesem Gebiet.

Mit freundlichen Grüßen

Ingvar Kamprad“

Als ich den Brief gelesen hatte, musste ich erst Mal kräftig schlucken. Ich hatte in den letzten Wochen mit einer endgültigen Absage von IKEA gerechnet. Nun war es gewiss, dass mein ganzer Aufwand umsonst gewesen war. Die Klarheit der Absage traf mich zwar mit voller Wucht, fand sie aber ehrlich und damit auch wieder hilfreich. Da ich eine Weitersuche nach anderen Vertriebswegen für mich ausschloss, beerdigte ich das Projekt und nahm mir vor, die Suche nach meinen verborgenen Fähigkeiten endgültig einzustellen. Der bevorstehende Umzug nach München sollte mir ein für allemal den Weg in meine pädagogische Arbeit weisen.

Klopf! Klopf! „Hier ist der Sven und die Larissa. Günther, gehen wir noch mal zum Gummibärenauto?“ Die Kinder schickt der Himmel! Schlagartig springe ich vom Bett und öffne ihnen die Türe: „Klar! Und zwar sofort. Ab mit euch nach unten“, fordere ich sie auf und veranstalte augenblicklich ein Wettrennen in die Hausgarage. Auf dem Weg dorthin mache ich vor der verdutzten Julia halt und rufe ihr

zu: „Ich bin wieder unter den Lebenden“, was mich nun den ersten Platz gekostet haben dürfte, aber immerhin ein charmantes Lächeln dafür einbringt. Kurz darauf kommt Christoph in die Garage. Er schaut nach dem Auto, findet aber keine Ursache für den stotternden Motor. Der Wagen springt ohne Probleme an. Vorsichtshalber pumpt Christoph die restliche Luft aus den Kraftstoffleitungen. Das ist alles, was er für mich tun kann. Zuversichtlich, dass damit der größte Ärger beendet sein dürfte, machen wir uns auf den Weg ins Wohnzimmer. Eine quietschfidele Geburtstagsgesellschaft erwartet uns bereits. Die Grand Tour ist wieder ein Thema. Es wird darüber diskutiert, ob die 35.000 Gummibären nicht schon vor einem Jahr in Bayern auf Tour hätten gehen sollen: Braunbär Bruno zu retten, das wäre ebenso eine künstlerische Glanzleistung gewesen, ist die allgemeine Auffassung. Die Runde ist lustig, und meine schlechte Laune der letzten Stunden ist wie weggeblasen. Feuchtfröhlich sitzen wir den angeregten Abend zusammen, als Jörg kurz vor Mitternacht anruft: „Hallo Sunny, ich habe dir noch was Wichtiges zu sagen. Eine Luzerner Zeitung fragt an, ob sie morgen ein Interview mit dir machen kann? Sie wollen einen Fotografen nach Stans schicken. Ich habe dir die Daten zugeschickt. Du musst wissen, die Zeitung erreicht mehr als 400.000 Leser in der Schweiz. Außerdem habe ich dir noch einige Mails weitergeleitet.“ „Danke, die schaue ich mir morgen an“. „Ich glaube es lohnt sich, sie heute noch anzusehen!“ „Warum denn das?“ „Warte es ab! Lass, dich doch einfach überraschen!“

Neugierig schalte ich den Hauscomputer ein. Diverse Glückwunschemails von meinen Freunden, eine Nachricht aus der Luzerner Redaktion, sowie eine E-Mail von Jörg sind eingetroffen. Die Mail meines Freundes besitzt als Anhang eine Datei von der Internationalen Automobil Ausstellung. Gespannt öffne ich sie und traue meinen Augen nicht: Auf der offiziellen Webseite des Verbandes der Automobilindustrie, auf der rund um die IAA täglich über alles berichtet wird, ist am 21. September der Kunst-Mercedes als einziges Auto abgebildet. Keine Bilder von den zahlreichen Traumautos der bezahlenden Autohersteller, alleine zwei Fotos von meinem Mercedes sind als Messeimpressionen zu sehen. Verdattert bleibe ich vor dem Bildschirm sitzen. Der reichlich getrunkene Wein

beginnt sich nach und nach seinen Ausgang zu suchen. Als ich die internationale Pressemitteilung zu meinem Besuch auf der IAA durchlese, öffnen sich die Schleusen meiner Augen endgültig.

„Günther Siraky mit Mercedes Benz 200 auf Grand Tour 2007“

Frankfurt am Main, 21. September 2007.

„'Gummibärchen!', entfährt es großen und kleinen Messebesuchern beim Anblick des komplett mit bunten Gummibären beklebten Mercedes-Benz 200 aus dem Jahr 1972 begeistert. Der Publikumsmagnet vor Halle 5 machte auf seiner ‚Grand Tour 2007‘ zu den drei größten zeitgenössischen Kunstausstellungen nur heute Zwischenstopp auf der 62. Internationalen Automobilausstellung.“....

Freudetrunken torkle ich ins Gästezimmer zurück. „Der Publikumsmagnet, der Publikumsmagnet hat die Besucher begeistert...“, säusle ich schon mächtig angeheitert durchs Treppenhaus! Die Internationale Automobilausstellung hat ein weiteres Mal gewaltige Spuren bei mir hinterlassen.

27. September 2007 - Zweifel im Quadrat

Mensch, bin ich gerädert. Ich glaube, ich habe gestern zu viel gebechert. Schon neun Uhr und ich habe nicht mal das Kindergeschrei mitbekommen. Meinem Tiefschlaf hat der schwere Rotwein jedenfalls nicht geschadet. Das Haus ist ruhig! Die Schäumeles scheinen ausgeflogen zu sein. Der Frühstückstisch ist genauso einladend gedeckt wie gestern. Julia ist wirklich eine wunderbare Fee. Mit einem dick belegten Baguette und einer Tasse Kaffee wechsele ich ins Arbeitszimmer und schalte den Computer ein. Nüchtern lese ich nochmals die E-Mails von gestern Abend und telefoniere anschließend mit der Ressortleiterin der Zeitung „punkt“ aus Luzern. Sie will unverzüglich einen Fotografen vorbei kommen lassen, was ich bei dem Regen da draußen keine so gute Idee finde. Also schlage ich vor, ihren Fotografen erst zur Mittagszeit zu schicken. Vielleicht haben wir ja Glück, und es gibt eine Regenpause. Ansonsten soll er mich halt zum Interview abholen. Zufrieden schalte ich den Computer

wieder aus und mache es mir auf der Couch bequem. Während ich so daliege, erreicht mich eine SMS von Jörg: „Lieber Sunny, herzlichen Glückwunsch zur ersten spektakulären Woche deiner Grand Tour! Es hat sich wahrhaft gelohnt, dass du den Mut gehabt hast, den Mercedes zum Kunstwerk zu machen. Das wollte ich dir schon immer einmal sagen. Schmatzer von deinem Schatz!“

Ich bin gerührt! Absolut gerührt! Natürlich erinnere ich mich sofort daran, wie schwer es mir gefallen war, ausgerechnet diesen Mercedes zum Kunstwerk zu machen.

Als die Idee, ein Auto mit Gummibären zu bekleben, in mir reifte, überlegte ich zunächst, welcher Wagen dafür in Frage kommen würde. Auf gar keinen Fall durfte es ein Auto sein, welches man mit Kunst unmittelbar in Zusammenhang bringen würde. In den 70er und 80er Jahren wurden viele alte Autos angemalt. Da ich selber meine VW Käfer regelmäßig mit Freunden bemalte, wusste ich, dass besonders alte Citroëns, Renaults und Volkswagen ihre Besitzer dazu verführten. Als seinerzeit Janis Joplin ihren Porsche bemalen ließ, war dies nicht nur eine Provokation gegenüber dem Luxusfahrzeug, sondern auch ein Symbol künstlerischer Freiheit. Welche Marke sollte ich also für die ebenso nach Freiheit strebenden Gummibären in Betracht ziehen? Von den deutschen Fahrzeugherstellern fielen mir nur BMW und Mercedes ein. BMW hatte bereits seine Art Car Serie. Der Hersteller beauftragt seit über 30 Jahren bekannte Künstler damit, seine Modelle zu gestalten. Mercedes Benz war mit Art Cars noch nicht groß aufgefallen. Bei den internationalen Fahrzeugherstellern kamen Rolls Royce, Jaguar und Citroën in Betracht. Einen großen Rolls hätte ich eindeutig am liebsten zum Kunstwerk gemacht. Allerdings hätte ich mir das nicht leisten können. Auch ein alter Jaguar oder ein Citroën DX hätten ihren Charme gehabt.

Je ausführlicher ich nachdachte, umso deutlicher wurde, dass es ein deutscher Hersteller sein musste. Deutschland war das Herkunftsland der Gummibären. Und es gibt kein anderes Land, in dem Gummibären über eine ähnlich große Popularität verfügen. Was das Design betraf, kam mir in den Sinn, das Auto genau wie einen von mir hergestellten quadratischen Tisch mit lauter Patchwork-Motiven zu überziehen. Es würde bestimmt spektakulär

aussehen, wenn ausschließlich Gummibären in fünf verschiedenen Farben versetzt, aber in gleich bleibender Reihenfolge über das Auto verteilt sein würden.

Schrittweise fügte sich das Puzzle nun zusammen. Ich suchte nach einem alten, deutschen Auto, am besten aus den 70er Jahren, weil das farbenfrohe Aussehen der Bären sehr gut in dieses bunte Zeitalter passen würde. Und es musste Ecken und Kanten haben, damit das quadratische Design zum Auto passte. Mit einem Mal fiel mir auf, dass ich genau dieses Auto in unserer Garage stehen hatte.

„Nein, dieses Auto kann ich unmöglich für diesen Zweck nehmen. Einfach unmöglich, denke nicht im Entferntesten daran, Jörgs Geburtstagsgeschenk für deine verrückte Idee zu nehmen“, dachte ich sofort. Ich merkte, wie ich über meine Gedanken erschrak und sie versuchte zu verdrängen. Dies gelang mir allerdings nicht, da ich das ideale Auto für meine Kunstidee vor Augen hatte.

„Ich könnte ja versuchen, den gleichen Mercedes noch einmal zu kaufen. Ohnehin würde ich ihn in Weiß brauchen, da die Gummibären auf hellem Untergrund an Farbintensität gewinnen würden“, überlegte ich mir. „Außerdem würde ein Mercedes in wesentlich schlechterem Zustand für diese Aktion völlig ausreichen“. In den nächsten Wochen suchte ich nach einem weißen Mercedes 200 D in minderwertigem Zustand. Ich hatte es eilig, denn ich plante, im August und im September das Kunstwerk herzustellen.

Ausschließlich in dieser Zeit war es möglich meine pädagogische Arbeit ruhen zu lassen. Die Temperaturen waren zum Arbeiten im Freien angenehm, und ich würde bei meiner Schwester Ruth einen überdachten Unterstellplatz nutzen können.

Die Hälfte des Juli war schon vorbei. Noch immer hatte ich keinen geeigneten Mercedes gefunden. Vielleicht wäre mein eigener Mercedes ja doch eine Option? Ich traute mich kaum daran zu denken. Der Mercedes hatte in den letzten Jahren wie die meisten alten Autos einige unerwartete Kosten verursacht. Die Bremsen und der Auspuff mussten erneuert werden. Ebenso kam ich nicht umhin, Schweißarbeiten am Auto verrichten zu lassen. Wenn es regnete, war oft der Kofferraum feucht, so dass wir den Mercedes nur bei schönem Wetter fuhren. Liebend gern hätte ich ihn als Alltagsfahrzeug

gefahren. Aber dafür war er zu wertvoll und leider auch zu unzuverlässig.

Ich musste herausfinden, wie Jörg auf meinen spleenigen Einfall reagieren würde. Da ich häufiger etwas im Spaß vorgab, was nachher nicht immer stimmte, konnte ich seine Reaktion auf diese Weise testen. Also erzählte ich ihm, dass ich endlich das Auto gefunden hatte, welches für mich in Betracht kam, und dass es unser Mercedes sein würde. Ich begründete dies mit meiner Designidee und wartete auf seine Reaktion. „Du willst mich doch veräppeln. Das glaube ich dir nicht“, fiel sie wie nicht anders erwartet aus. „Doch, ehrlich, es spricht noch mehr dafür“, und gab ihm weitere Teile meines Vorhabens preis. Eine Mischung aus gedämpftem Entsetzen und ein Mustern meines verschmitzten Gesichtsausdrucks, der ihm keinen Einblick in die Glaubwürdigkeit meiner Äußerungen gewährte, ließ ihn auf seine unnachahmliche Art reagieren. „Es ist dein Geschenk. Und was du mit ihm machst, ist alleine deine Sache!“ Ich wusste, er meinte es ernst! Er nahm mir wohl nicht ganz ab, dass ich die Idee ernsthaft verfolgte. Aber sollte ich tatsächlich diese verrückte Sache angehen, dann würde er mir sicherlich kein schlechtes Gewissen machen.

Jörg ließ mich in den nächsten Tagen in Ruhe. Er fragte nicht nach, wie ernst es mit meinem Vorhaben war. Das musste er auch nicht. Denn in den folgenden Wochen fragte ich ständig, ob er damit klar käme, wenn ich den Mercedes bekleben würde. Allmählich wurde ihm die Ernsthaftigkeit meines Projektes bewusst. Und seine Meinung änderte sich deswegen nicht. Es war mein Geschenk und ich konnte mit ihm machen, was ich wollte. Meine Zweifel wurden dadurch leider nicht weniger.

Anfang August fuhr ich mit dem Mercedes ins Schwäbische. Jörg war in München geblieben, da er schon vor Längerem eine mehrtägige Finnlandreise geplant hatte.

„Ich fahre wahrscheinlich ein letztes Mal mit dem Mercedes“, surrte es in meinem Kopf und merkte welche Probleme ich bekam, dies zu akzeptieren. Als ob der Mercedes von meinem Vorhaben Wind bekommen hätte, fing er sich zu wehren an. Ich konnte auf der Autobahn nur noch 80 km/h fahren.

Je näher ich Reutlingen kam, desto unruhiger wurde ich. Meine

Schwester und mein Schwager hatten große Bedenken geäußert den Mercedes zu bekleben. Ihre erwachsenen Kinder, fanden die Vorstellung zwar recht cool. Aber die Aussicht, einen schönen Oldtimer unbenutzbar zu machen und zehntausende von Gummibären zu verarbeiten, machte auch sie skeptisch. Die jüngeren Kinder hatten die Vorstellung, dass ihnen ein wochenlanges Gummibärenfreissen bevorstünde und waren so in ihrer Meinung nicht ganz unvoreingenommen. Zur besonderen Freude meiner Schwester war ihr Onkel in ihren Augen ein Held geworden. Der auf gar keinen Fall von seinem Plan abzubringen war. Was mein Vater, der im gleichen Haus lebte, von meinem Vorhaben wirklich dachte, konnte ich nur erahnen.

Die folgende Nacht schlief ich unruhig. Am nächsten Tag wollte ich mich entscheiden und mit der Arbeit beginnen. Es gelang mir nicht! In der darauf folgenden Nacht fing ich an zu beten. Ich fand es zunächst seltsam, dass ich mich wegen so einer Sache an Gott wendete. Aber ich wusste nicht mehr weiter. Warum wollte ich unbedingt ein Auto mit Gummibären überkleben? Was für einen Nutzen hatte ich davon? Ich war kein Künstler und hatte auch keinen Auftrag dafür! Die Aussicht viel Zeit und ein paar tausend Euro zu verlieren, war viel wahrscheinlicher, als einen Blumentopf zu gewinnen! Hatte ich in den vergangenen Jahren nicht ausreichend Zeit und Geld in fragwürdige Projekte investiert? Hatte ich noch immer nichts daraus gelernt? Jetzt wollte ich auch noch das wunderbare Geschenk meines Freundes aufs Spiel setzen. Ich fing zu weinen an. Es gab wenige Ereignisse in meinem Leben, bei denen mir aus Verzweiflung Tränen kamen. Meine Ratlosigkeit war auf ihrem Höhepunkt angekommen. Ich wollte mein Vorhaben auf der Stelle abblasen. Meine Fruchtgummikunst war auch nur eine nette Idee gewesen. Ich teilte meinem Schöpfer mit, ich würde die ganze Sache auf der Stelle beenden, wenn ich nicht irgendeinen Hinweis erhielt. Ich spürte, wie ich mit diesem seltsam anmutenden Vorschlag zufrieden war und merkte, wie ich ruhiger wurde. Als ich kurz vor dem Einschlafen war, hörte ich eine innere Stimme zu mir sagen: „Beklebe das Auto. Es wird noch etwas Besonderes mit ihm passieren.“ Es war so was wie eine innere Eingebung, die ich vernahm. Sofort ordnete ich sie mir selber zu und hinterfragte sie. Im nächsten Moment hörte ich noch einmal: „Vertrau mir doch!“ Ich war

sprachlos. Ich hatte in meinem Leben, schon öfter eine innere Stimme vernommen. Aber selten gab sie mir so klare Anweisungen. Ziemlich friedlich schief ich in dieser Nacht ein. Als ich am Morgen aufwachte, waren meine Zweifel beseitigt. Ich begann aus meinem Mercedes ein Kunstwerk zu machen!

Ein mir allzu vertrautes Geräusch durchbricht meine Erinnerungen: Mein Handy läutet! „Hallo hier spricht Vito Viggiano. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, bin ich bereits in einer halben Stunde bei Ihnen. In Luzern hat es mit Regnen aufgehört.“ Ich eile zum Fenster und stelle fest, dass dies für Stans auch zutrifft. „Gut, kommen Sie vorbei“, willige ich ein und mustere die Wolkendecke. Das Meer aus blumenkohlartigen Schlechtwetterwolken ist durchlässiger geworden. Sollte ich vielleicht riskieren, Luzern einen Kurzbesuch abzustatten?

Als bald steht ein schwarzhaariger Pferdeschwanzträger um die 40 an der Haustür. Das er italienische Wurzeln hat, wäre mir bestimmt auch ohne Kenntnis seines Namens nicht verborgen geblieben. Sogleich entsteht eine lockere Atmosphäre zwischen uns. Als ich ihm den Mercedes zeige, huscht ein staunendes Lachen über sein Gesicht. Eine halbe Stunde lang fotografiert er den Mercedes vor dem Haus. Dann ist er fertig. Die spärlichen Sonnenstrahlen haben sich verzogen, der Wolkenhimmel ist wieder dicht. Dennoch schlage ich Vito vor, mit ihm für weitere Aufnahmen nach Luzern zu fahren. Er ist überrascht, freut sich aber sehr über den Vorschlag.

In Anbetracht des Regenrisikos bin ich lediglich gewillt, einen einzigen Standort in Luzern aufzusuchen. Und Vito hat schon eine Idee: „Kennst du das Kultur- und Kongresszentrum, das KKL, in Luzern?“ Ich verneine. Er ist sichtlich verwundert und klärt mich auf: Jean Nouvel, einer der führenden Stararchitekten, hat hier eines der bekanntesten Kulturhäuser Europas geschaffen. Die Akustik des Konzertsaals gilt als eine der besten der Welt. Das Kunstmuseum ist für seine bedeutenden Ausstellungen international bekannt. Und die Architektur ist schlicht weg überwältigend!“ Vito ist heute die richtige Energiespritze für mich. Er hat meine Entdeckungslust neu entfacht. „Also, auf was warten wir noch? Lass uns gleich losfahren“, fordere ich ihn auf. „Es gibt nur ein kleines Problem. Vor dem

Museum darfst du dich eigentlich nicht hinstellen“, warnt er mich. „Lass das mal meine Sorge sein“, entgegne ich ihm gelassen.

Unverzüglich verlassen wir Stans und fahren ins 20 Kilometer entfernte Luzern. Der Vierwaldstädter See liegt wolkenverhangen vor uns, die Kulisse der Alpen dahinter. Als wir vor dem KKL stehen, bin ich von dem nahezu durchgehend in schwarz gehaltenem Gebäude schwer beeindruckt. Vor allem die gigantische, beinahe in den See hineinragende Leichtigkeit der stählernen Dachkonstruktion, an deren Unterseite sich sogar Wellen spiegeln, fasziniert mich. Vito fotografiert den Mercedes vor dem spektakulären Bauwerk der Moderne, während ich ihm zuschaue und neugierige Besucher davon abhalte, ihm ins Bild zu laufen.

Nach dem Fotografieren beschließen wir gleich in die Redaktion zu fahren, und parken den Mercedes direkt vor einer Bäckerei. Die Verkäuferinnen verlassen neugierig das Geschäft. Vorsichtshalber überziehe ich den Mercedes mit seiner Regenhaut und bitte die amüsierten Damen, eine halbe Stunde auf ihn aufzupassen.

Als wir in der Redaktion ankommen, erzählt mir die Leiterin, dass ihr Lebensgefährte meinen Kunst-Mercedes in Basel entdeckt hatte.

Während wir mit dem Interview beginnen, fällt mir auf, dass sich meine Gesprächspartnerin über meine Internetseite bereits ausführlich informiert hat. Demzufolge erzähle ich hauptsächlich von meinen Erlebnissen auf der Tour, die sie eifrig mitnotiert. Am Ende unseres Gesprächs merkt sie an: „Mich persönlich würde noch interessieren, wie Sie das Kunstwerk hergestellt haben. Aber wir haben Sie schon so lange aufgehalten...“

Ich fühle mich durch das ernsthafte Interesse nun höchst geschmeichelt! Und beginne von neuem zu erzählen:

Als Atelier hatte ich einen großen Unterstellplatz direkt am Hause der Familie meiner Schwester ausgewählt. Die Vorstellung, dass mich ein halbes Dutzend Kinder bei meiner Kunstaktion beobachten würden, erschien mir eine willkommene Abwechslung, um den spaßigen Teil meiner Arbeit nicht aus den Augen zu verlieren.

Zunächst einmal besorgte ich mir 400 Tüten Gummibären, die ich, wie ich ausrechnete mindestens für das Kunstwerk brauchen würde.

Die jüngeren Kinder freuten sich diebisch über den Anblick eines riesigen Berges an Gummibärentüten. Sie waren die ersten Tage voller Erwartungen gewesen, ob ihr Onkel sein Auto tatsächlich bekleben würde. Selbstverständlich musste ich ihnen versprechen, dass sie mir beim farblichen Sortieren der Bären helfen dürfen. Das Essen der Gummibären würde ich ihnen sowieso erlauben, das wussten sie. Als Gegenleistung versprachen sie, mir rechtzeitig aus dem Weg zu gehen, sollte ich hin und wieder etwas ungeduldig werden. Es war eine Abmachung mit den beiden jüngsten Kindern, aber instinktiv merkten auch die anderen Familienmitglieder, wann ich für mich sein musste.

Mein Designziel war, die gesamte Karosserie in der immer wiederkehrenden Reihenfolge der fünf verschiedenen Gummibärenfarben zu bekleben. Bei einer quadratischen Grundfläche wäre dies sicherlich keine große Kunst gewesen. Bei der Formgebung eines alten Mercedes, der aus unterschiedlich langen Flächen und Rundungen besteht, war es eine gebührende Herausforderung. Ich fing damit an die Motorhaube bis unterhalb der Stossstange zu bekleben. Waagrechte und senkrechte Striche halfen mir dabei, nicht allzu schnell in eine Schiefelage zu kommen. Jedes Quadrat wurde mit mindestens 32 Gummibären ausgefüllt, bevor das nächste mit einer anderen Farbe daneben angebracht wurde. Nach der Vorderseite des Mercedes waren die Kotflügel, die Fahrzeugtüren, sowie die Schweller an der Reihe. Aufgrund mancher Unzugänglichkeit der Stellen und der zu beachtenden Schließbarkeit der Türen kosteten sie die meisten Nerven. Der Kofferraumdeckel, die Heckseite und das Dach waren da schon wieder einfacher zu bekleben.

Mein Arbeitstag begann um sechs und endete nicht vor 23 Uhr. Für mehrere Wochen arbeitete ich im Sechs-Tage-Rhythmus bis mein Kunstwerk fertig war.

Gleich vom ersten Tag an faszinierte mich der Anblick der Gummibären auf dem Mercedes ohnegleichen. Ich konnte mir super vorstellen, wie attraktiv er in einem leuchtenden Gummibärenüberzug wirken würde. So hatte ich von Anfang an eine erstklassige Motivation, die auch in anstrengenden Arbeitsphasen über den Gummibärenberg half.

Die andere wertvolle Unterstützung kam von den Menschen, die den sechswöchigen Arbeitsprozess begleiteten: Meine Schwester Ruth

war die gute Seele des Hauses und verwöhnte mich mit kulinarischen Köstlichkeiten und reichlich koffeinhaltigen Getränken. Mein Schwager Andreas, der als Handwerker Erfahrung mit Fliesenlegen besaß, kontrollierte morgens, bevor er zur Arbeit ging, ob sich die fortlaufenden Quadrate im Wasser befanden und wiederholte die Prüfung wenn er nach Hause kam. Die älteren Nichten Hannah und Mirjam kümmerten sich darum, dass mir die Gummibären nicht ausgingen. Meine Neffen Samuel und Kaya stellten sich zur Demontage einiger Fahrzeugteile sowie als Plaudertaschen zur Verfügung. Und mit den beiden jüngsten Kindern Dorina und Yannik verhandelte ich auf Geheiß von meiner Schwester jeden Tag aufs Neue die Anzahl der Gummibären, die sie verkonsumieren durften. Selbst mein Vater Jakob konnte sich nach einigen Wochen Arbeit einer gewissen Faszination nicht entziehen und begleitete den Fortschritt mit seinem Humor.

Für ebenso willkommene Abwechslung sorgten die Menschen, denen aufgrund ihrer freundschaftlichen oder nachbarschaftlichen Nähe zur Familie die Kunstaktion nicht verborgen bleiben konnte. Kinder brachten ihre Freunde, Eltern oder Großeltern mit. Es hatte sich herum gesprochen, dass es neben dem Anblick eines verrückten Autos auch eine Portion Gummibären zu ergattern gab. Sehr lange ließ ich sie meinem Arbeitsprozess jedoch nicht beiwohnen. Ich wollte konzentriert bleiben und hatte keine Lust nebenbei aufzupassen, dass kleinere Kinder nicht aus Versehen die mit Kleber behandelten Gummibären essen würden.

Eine nette Geschichte erlebte ich mit einer älteren Frau, die schräg gegenüber von meinem Arbeitsplatz wohnte. Das Auto war beinahe fertig und wir begegneten uns täglich. Oft saß sie auf ihrer Terrasse, und wenn ich vorbeiging, grüßten wir uns. Eines Abends kam sie die 50 Meter zu dem nicht einsehbaren Unterstellplatz gelaufen und fragte schüchtern, ob sie denn sehen dürfte, was ich hier mache. „Selbstverständlich“, erwiderte ich und zeigte ihr mein Werk. Sie war überrascht. „Jetzt bin ich mit meinem Mann mehrmals an ihrem Stellplatz vorbeigefahren und wir haben immer gerätselt, was Sie denn mit dem Auto machen. Ich dachte, Sie haben einen gehäkelten Fleckenteppich auf ihr Auto geklebt.“

Ein wahrlich kritischer Zeitpunkt während der Herstellung widerfuhr mir, als ich merkte, dass mein Designziel nicht aufgehen würde. Ich musste nur noch das Dach bekleben und überlegte, ob ich dies bei gleich bleibender Größe der Quadrate irgendwie hinbekommen könnte. Bestürzt stellte ich fest, dass meine Rechnung nicht aufging. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass ein Scheitern der Anordnung das ganze Kunstwerk in Frage stellen würde. Ein Auto mit Gummibären zu bekleben, wäre eine interessante künstlerische Idee gewesen. Aber ein Design aufzutragen, welches nicht komplett umgesetzt werden kann, hätte sie an und für sich wieder zerstört. Welchen Kunstwert hätte der Mercedes mit diesem Makel noch gehabt? Nach etlichen Stunden des Messens und Rechnens hatte ich schließlich eine Lösung gefunden. Ich verringerte den Abstand der an den Fahrzeugtüren bereits angebrachten Gummibärenquadrate um einen Zentimeter. Der Größenunterschied war angesichts der enormen Anzahl an Quadraten nicht zu erkennen. Mehrere Tage zusätzlichen Aufwands nahm ich dafür gerne in Kauf.

Wenige Stunden vor meinem bevorstehenden Geburtstag war es dann soweit. Mein Bärenhunger war gestillt. Die komplette Karosserie sowie die Felgen des Mercedes waren mit Gummibären beklebt. Ich hatte es geschafft, alle Quadrate über das gesamte Auto in immer wiederkehrender Farbreihenfolge anzuordnen. Ich stand vor dem Auto und freute mich, als hätte ich gerade im Lotto gewonnen!

Vito und die Redaktionsleiterin scheinen von meinen Ausführungen echt ergriffen zu sein. Für einen Augenblick herrscht absolute Ruhe. Erst spät am Nachmittag verlasse ich die Luzerner Redaktion. Meine Fahrzeugplane ist trocken geblieben. Der Himmel ist unverändert bewölkt. War ich vorgestern Nacht höchst erleichtert gewesen, meine Freunde zu sehen, würde ich jetzt am liebsten weiterfahren. Ich glaube, ich habe meinen Traum lang genug unterbrochen. Ungeduldig fiebere ich der Fortsetzung der Grand Tour entgegen. Die morgige Strecke bis kurz vor Venedig zu fahren, dürfte eine gewaltige Herausforderung werden. Zurück in Stans fängt es wie zur

Bestätigung meiner Vorahnung wieder zu regnen an. Zum Glück habe ich meinen trockenen Standort noch nicht verlassen.

28. September 2007 - Die Intervallfahrt des Sisyphos

Pünktlich um acht Uhr verlasse ich mein Schweizer Regen-Exil. Es ist bewölkt und saukalt. Glücklicherweise habe ich den weißen Wollpulli eingepackt, so friere ich wenigstens nicht unter meiner Gummibärenhaut. Die Straßen sind nass. Aber es regnet nicht mehr. Bis vor einer Stunde sah das ganz anders aus. Da hat es hier geschüttet.

Für die Nordschweiz haben sie bis heute Nachmittag wiederkehrenden Regen vorhergesagt. Im Tessin soll es ab heute Morgen trocken bleiben. Wenn ich es bis zum Gotthard Tunnel schaffe, dann habe ich also gute Aussichten, trocken über die Alpen zu kommen. Überhaupt wird mir noch einmal bewusst, was für ein riesiges Schwein ich mit dem Wetter gehabt habe. Nur ein einziges Mal in acht Tagen haben meine Gummibären im Regen gestanden. Und den haben sie absolut gut überlebt! Ich bin guter Laune, auch wenn ein gehöriges Schüsschen Zweckoptimismus dabei ist. Gegen die Armada tiefschwarzer Schlechtwetterwolken, die mich seit der Abfahrt begleiten, hilft sowieso nur eine gehörige Portion Zuversicht. Soeben führt die Straße über dem Städtchen Altdorf vorbei; dem Ort, in dem, glaubt man der legendären Sage, Wilhelm Tell seinem Sohn einen Apfel vom Kopf schoss. Schmunzelnd muss ich an die aberwitzige Diskussion um den finalen Todesschuss für Braunbär Bruno zurückdenken, der noch im letzten Sommer im deutschen Blätterwald sein Unwesen trieb. „Eine gewaltige Bärenbrigade kommt Bruno zur Hilfe“, wäre bestimmt eine aufregende Boulevardschlagzeile gewesen.

Majestätische, eindrucksvolle Berge erheben sich vor mir, während ich die ansteigende Autobahn mit gerade einmal 60 km/h hinauf schleiche. Je höher ich komme, umso einsamer wird es. Einzelne verstreute Bauernhöfe und ein paar verträumte Almhütten verlieren sich in den regengesättigten Bergwiesen. Selbst der spärliche Autobahnverkehr passt ins unbewohnte Landschaftsbild. Gerade habe

ich ausgerechnet, dass ich schon sensationelle 1.600 Kilometer mit dem Gummibären-Mercedes hinter mir habe. Ich bin begeistert: Die 450 bis Padua sind heute absoluter Tagesrekord!

Ohne Vorwarnung fängt der Mercedes zu stottern an und wird noch lahmer. Das kolossale Alpenmassiv türmt sich mächtig vor mir auf. Und ich werde zunehmend ohnmächtig! Mit nicht mal 40 km/h quäle ich mich durch eine atemberaubende Gebirgslandschaft, ohne zu wissen, was mein Gummibären-Mercedes mit mir vorhat. Ein Straßenschild kündigt mir an, dass es noch 20 Kilometer bis zum Gotthardtunnel sind. Meine Freude, den angekündigten Regenschauern fast entkommen zu sein, erhält einen kräftigen Dämpfer. Ich muss schleunigst entscheiden, ob ich auf den nächsten Parkplatz hinausfahren soll, um mir Hilfe zu holen. Ich schaue aus dem Fenster. Vereinzelt klopfen dicke Tropfen auf die Windschutzscheibe. „Sind das die Vorboten von möglichen Regengüssen?“ Ich entscheide mich für die Weiterfahrt. Kurz vor dem Gotthard Tunnel läuft der Mercedes etwas flotter. Als sich bei Göschenen die mächtige Autoröhre öffnet, trete ich das Gaspedal vollständig durch und fahre mit 60 km/h in den Tunnel hinein. Da der zweispurige Tunnel für jede Richtung nur eine Spur vorsieht, kann ich siebzehn Kilometer lang nicht überholt werden. Entsetzt stelle ich nach fünfhundert Metern fest, dass der Mercedes nicht die vorgesehene Richtgeschwindigkeit von 80 km/h schafft. Mit 65 bin ich am Limit, obwohl die Straße ziemlich eben ist. Nach zwei Kilometern ist der erste Lastwagen auf mich aufgefahren und signalisiert mir mit seiner Lichthupe, etwas mehr Gas zu geben. Wie gerne würde ich ihm diesen Gefallen tun! Aber leider kann ich nicht! Allmählich dämmert es mir, in was für eine bescheuerte Lage ich mich gebracht habe. Sollte ich im Tunnel stehen bleiben, dann wäre nicht nur meine Grand Tour zu Ende. Bestimmt hätte ich auch noch mit einer saftigen Strafe zu rechnen. Womöglich müsste der Tunnel solange gesperrt werden, bis mich ein Pannenfahrzeug entfernt hätte. Ich merke, wie mir jetzt so richtig die Düse geht! Immerzu bin ich geneigt in die Nothaltebuchten zu fahren und den Pannendienst um Hilfe zu rufen. „Aber dann kannst du dich ja gleich selbst anzeigen“, moniere ich. Mit triefenden, gefalteten Händen umgreife ich mein Lenkrad und flehe: „Lieber Gott, wenn du mich hier wieder heil raus bringst, dann verspreche ich sofort den Pannendienst zu rufen.“ Mein

einseitig motivierter Pakt mit dem lieben Gott hilft mir keineswegs, meine nervliche Anspannung in den Griff zu bekommen. Im Gegenteil: Sie wächst schier ins Unerträgliche. Mühsam versuche ich, mich mit dem bisherigen Tourenverlauf zu beschäftigen. Nach zehnminütiger Fahrzeit habe ich über die Hälfte der Strecke hinter mir. Noch sieben Kilometer und ich habe das hirnerkrankendste Tunnelabenteuer meines Lebens geschafft! Zum Glück hat der LKW endlich begriffen, dass ich nicht schneller fahren kann. Wie ein eingeschalteter Tempomat hält mein Fuß die Maximalgeschwindigkeit. Aus Sorge, der Mercedes könnte womöglich ausgehen, traue ich mich nicht, meine Fußstellung zu verändern. „Bekomme ja keinen Krampf“, flüstere ich vor mich hin. Du hast es gleich geschafft! Noch zwei Kilometer! Sehnsüchtig wünsche ich mir das Licht am Ende des Tunnels herbei. Und endlich, endlich kommt es. Ich schreie meine ganze Erleichterung aus dem Fenster heraus, als ich mit maximalem Adrenalinpiegel die unheilvolle Bärenhöhle wieder verlasse.

Gewaltige, weiße Schönwetterwolken begrüßen mich. Das Tor des Südens hält, was es verspricht. Es geht talabwärts und der Mercedes freut sich mit mir. Ohne Probleme kann ich mit 100 km/h auf der Straße fahren. Der Mercedes läuft, als hätte es sein Stottern nie gegeben. Euphorisch fahre ich weiter und rede mir ein, dass das schöne Wetter dem Streik ein Ende gesetzt hat. Eine halbe Stunde später beginnt der Wagen von neuem zu stottern. Entnervt steuere ich einen Rastplatz an und vergesse in der Aufregung darauf zu achten, auf welchem Streckenabschnitt ich mich befinde. Nur ein einziges Auto steht auf dem Parkplatz. Ein paar Autobahntouristen aus Belgien. Aber die können mir nicht helfen, und meine Straßenkarte kann es auch nicht. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich vor Biasca oder dahinter befinde. Geschweige denn, wie weit ich von Biasca entfernt bin. Ich bin wütend auf mich! „Das geschieht dir recht“, murmle ich vor mich hin. „Das kommt davon, wenn man seine Versprechen nicht hält“.

Es dauert eine halbe Ewigkeit bis endlich ein Auto auf den bestimmt einsamsten Rastplatz der Schweiz einfährt. Es ist ein Handwerker, der nur italienisch spricht. Mühsam versuchen wir uns zu verständigen. Am Ende unserer Unterhaltung bleiben noch zwei Rastplätze als

mögliche Standorte übrig. Sofort rufe ich beim Schweizer Automobilclub an und schildere mein Problem. Sie schicken jemand vorbei, der beide Orte abfährt. Aber es kann dauern. Na, wenigstens bin ich vor der Tour noch in den ADAC eingetreten. Eine Stunde darauf biegt der Pannendienst auf den Rastplatz ein. Der Mechaniker spricht etwas Deutsch und vermutet, dass ich zu wenig Diesel getankt habe. Ich erkläre ihm, wenn sich nicht ein riesengroßes Loch im Tank befände, es eigentlich nicht sein könnte. Und erzähle ihm von den Vermutungen meiner Freunde. Er schaut skeptisch. Er möchte mich ins zehn Kilometer entfernte Bellinzona abschleppen, obwohl der Motor vorher noch gelaufen war. „Er wird schon wissen, was er tut“, sage ich mir. Und fahre die nächsten Kilometer an einer neonroten Abschleppstange fixiert.

An der ersten Tankstelle in Bellinzona stellt er den Wagen ab und lässt ihn voll tanken. Nach zwanzig Litern ist der Tank randvoll. Nun dreht er die Entlüftungsschraube auf und pumpt den Dieseldieselkraftstoff in den Filter zurück. Damit drückt er die Luft aus den Kraftstoffleitungen, wie er mir erklärt. Er ist eine Viertelstunde beschäftigt. Dann versichert er mir, dass das Problem gelöst sei und ich nach Italien weiterreisen könne. Ungläubig schaue ich ihn an. Abermals signalisiert er mir, dass ich seinen Worten schon trauen kann. Ich kann mein Glück kaum fassen. Auf der Stelle könnte ich ihn umarmen. Aber ich belasse es bei einer Anzahl wertschätzender Worte und einer guten Flasche Rotwein.

Bereits nach wenigen Kilometern kann ich das Fahren wieder in vollen Zügen genießen. Der Mercedes läuft wirklich wie geschmiert. Und das Tessiner Reisewetter ist einfach göttlich. Meine Grand Tour Euphorie hat mich aufs Neue im Griff. Wie von einer riesigen Last befreit, lasse ich mein Kunstwerk durch die bezaubernde Tessiner Landschaft gleiten, während meine Gefühlswelt sich in völlig harmonischem Einklang mit dem Universum befindet. Gerade fahre ich an Lugano, der größten Stadt des Tessins vorbei. Eine bunte Palette mediterraner Bäume und Gewächse begrüßt mich von ihrer verführerischen Seite. Meine empfängliche Nase kann den Duft des Südens förmlich riechen. Bestimmt wird es nicht mehr lange dauern bis ich die Orangen- und Zitronenbäume auch zu sehen bekomme. Meine Vorfreude auf das mediterrane Italien ist gewaltig.

Noch 20 Kilometer bis zur italienischen Grenze. Heute wirft mich nichts mehr um! Fast sorgenlos rolle ich auf die Grenzstation. Zunächst muss ich mich hinter einer wartenden Autokarawane einreihen. Nach einer Weile werde ich von zwei Schweizer Zollbeamten heraus gewunken. Ich parke den Wagen dicht hinter ihrem Zollhaus und steige aus. Auf der italienischen Seite strecken neugierige Beamte ihre Köpfe zusammen. Sie zeigen auf den Mercedes, sie reden über ihn! Ich glaube, sie trauen ihren Augen nicht. Die zwei Schweizer Grenzbeamten kommen auf mich zu: „Was haben Sie denn auf Ihr Auto aufgetragen“? „Gummibären, echte Gummibären“, sage ich grinsend. „Das ist ja eine scharfe Idee! Warten Sie bitte kurz“, sagt einer der Beamten und entfernt sich wieder vom Auto. Währenddessen kommen mehrere italienische Beamte von ihrem Zollhaus auf die andere Seite herüber. Sie lachen, haben ihre Fotoapparate und Handys dabei und wollen den Mercedes fotografieren. Auch der Schweizer Grenzbeamte kommt mit Kollegen samt High-Tech-Kamera zurück. Jetzt traue ich meinen Augen kaum: Etwa ein Duzend Beamte stehen um meinen Mercedes herum und machen Erinnerungsfotos, während ich amüsiert daneben stehe und versuche, die grünen, die blauen und die grauen Uniformträger bei ihrer „Arbeit“

aufzunehmen. Manche von ihnen bitten ich, vor meinem Kunstwerk zu posieren. Offenbar kommen sie gerne meinem Wunsch nach. „Wo wollen Sie denn hinfahren“, werde ich von einem grünen Uniformierten gefragt. „Nach Venedig auf die Biennale“, antworte ich inbrünstig. „Na, dann fahren Sie mal.“ Ich staune. Die wollen noch nicht mal meine Papiere überprüfen? Sofort steige ich ein, um weiterzufahren.

Keine 20 Meter weiter werde ich vom italienischen Zoll erneut heraus gewunken. Irritiert folge ich den Anweisungen. Auf der Schweizer Seite haben die italienischen Zollbeamten und ihre Polizeikollegen doch in der Überzahl vor meinem Mercedes gestanden. Was wollen die noch von mir? Einige Minuten stehe ich an meinem Auto und warte. Nichts passiert! Ich bin ungeduldig. In Wahrheit, hochgradig nervös! Die Tür des Zollhauses öffnet sich. Ein großer, älterer Beamter kommt auf mich zu. Äußerlich unterscheidet er sich von den anderen. Er trägt eine dunkelgraue, dekorierte Uniform, eine

hervorstechende Schildmütze und verdeckt seine Augen unter einer schwarzen Sonnenbrille. Er begrüßt mich und bittet mich um meine Fahrzeugpapiere. Während er sie anschaut, schaue ich auf meine Straßenkarte. Ausgebreitet liegt sie auf meinem Kofferraum und ich tue zumindest so, als würde ich nach meiner weiteren Route fahnden. Nach einer wahren Ewigkeit spricht er mich erneut an und reicht mir meine Papiere. „Wo wollen Sie denn hinreisen“, fragt er mit einem italienischen Akzent. „Heute nach Padua und morgen nach Venedig“, kläre ich ihn auf. „Kann ich Ihnen vielleicht helfen“, fragt er, während er meine Straßenkarte mustert. „Nein danke. Ich überlege gerade, ob ich noch nach Mailand fahren soll“, antworte ich erleichtert. „Passen Sie in Mailand gut auf. Da gibt es viel Chaos“! „Vielen Dank, für die Warnung. Aber als Künstler freut man sich auf die Stadt der Künste. Und Kunst und Chaos vertragen sich ganz gut“, gebe ich zum Besten. Ein flüchtiges Schmunzeln gleitet über sein Gesicht, während mir zum ersten Mal auffällt, dass ich mich selbst als Künstler bezeichnet habe. Was für ein ungewöhnlicher Fortschritt!

Glückstrahlend tuckere ich über die proppenvolle italienische Autobahn. Die Stadt Como liegt unter mir, das mediterrane Paradies liegt vor mir. Neugierig schaue ich auf meine Mitreisenden. Schon zum zweiten Mal innerhalb von fünf Minuten bremst ein schwarzer Porsche Cayenne seine Geschwindigkeit abrupt herunter. Zwei Männer schauen durch ihre schwarzen Sonnenbrillen zu mir herüber. Der Beifahrer fängt an, mit seinem Mobiltelefon den Mercedes zu knipsen, während der Fahrer mir gestenreich zu verstehen gibt, dass er mein Kunstwerk klasse findet. Mein Mercedesmodell befindet sich also wieder auf dem Laufsteg! Jetzt muss ich mich nur noch entscheiden, ob ich gewillt bin, der Modemetropole einen Besuch abzustatten.

Es ist schon halb eins und ich habe noch fast dreihundert Kilometer vor mir. Gerade bin ich im Mailänder Autobahnirrgarten angekommen. Hier trifft sich alles, was nach Süden, Norden, Osten oder Westen will. Aber wo will ich hin? Südosten ist meine eigentliche Richtung! Ich ringe mal wieder mit mir. Soll ich entgegen aller Vernunft der Mailänder Altstadt einen Besuch abstatten? Nach der Pannengeschichte wäre es auf jeden Fall klüger, so schnell wie

möglich nach Padua zu kommen. Außerdem habe ich vor Antritt der Tour keinen einzigen Reiseführer gefunden, der nicht von einem Innenstadtbesuch mit dem Auto abgeraten hat. Entweder haben sie alle voneinander abgeschrieben, oder man fährt tatsächlich in einen wahren Verkehrsdschungel hinein. „Ich fahre, ich fahre nicht, ich fahre, ich fahre nicht...“ Als wenn ich die Blätter eines Gänseblümchens abreißen würde, um herauszufinden, wie ich mich entscheiden soll, treibe ich im Mailänder Autobahnkreisel. Ohne zu Blinken reiße ich auf einmal das Lenkrad nach rechts, um auf die äußerste Abbiegespur zu gelangen. Bremsen quietschen. Hupen ertönen. Theatralische Handzeichen werden mir entgegen gestreckt. Vorwurfsvolle Blicke treffen mich mit voller Wucht. Ich befinde mich auf der letztmöglichen Abfahrt zur Mailänder Innenstadt. Und um Haaresbreite hätte ich eine Massenkarambolage verursacht. Ich bin entsetzt und könnte mir gerade selbst eine langen. Erschrocken sitze ich in meinem Wohnzimmeressel und würde die ganze Aktion am liebsten rückgängig machen. Aber das geht nicht mehr. Ich befinde mich bereits mitten in einem unübersichtlichen Straßengewirr und suche nach Wegweisern, die mir den Weg ins Zentrum zeigen. Hektische Autofahrer drängen mich zur Seite; ungeduldige Straßenbahnfahrer läuten sich den Weg frei, und eine unübersichtliche Anzahl knatternder Mopeds schwirrt um mich herum. Ich habe zu kämpfen. Meine alternde Hupe und diverse gestenreiche Handbewegungen unterstützen mich dabei. Mühsam erobere ich mir den Weg ins Zentrum. In regelmäßigen Abständen springe ich aus dem Auto und vergewissere mich bei Passanten, ob ich noch auf dem richtigen Weg bin. Ich habe nur ein Ziel vor Augen: Den Mailänder Dom. Das Herzstück Mailands und eines der berühmtesten Bauwerke Europas. Dass es verboten ist, sich mit dem Auto dem Domplatz zu nähern, ignoriere ich. Was bleibt mir auch anders übrig? Ich habe mich für Mailand als Ausstellungsort entschieden. Also möchte ich mir die zweite gotische Kathedrale der Superlative genauso nicht entgehen lassen.

Eine wahre Ansammlung neoklassizistischer Gebäude und prächtiger Jugendstilhäuser kündigen mir den Stadtkern an. Der Duomo muss in unmittelbarer Reichweite sein. Ich kann ihn förmlich spüren. Als ich in eine schmale Gasse einbiegen will verwehrt mir ein Verkehrsschild

die Weiterfahrt. Auf einmal entdecke ich 200 Meter von mir entfernt den winzigen Ausschnitt einer mächtigen Kathedrale. Unvermeidlich drücke ich aufs Gas und folge der schmalen Gasse, um an ihrem Ende vor einem ehrfürchtigen Platz zum Stehen zu kommen. Hundert Meter vor mir steht das majestätische Bauwerk gotischer Kunst. Der Mailänder Dom! Seine mächtige Silhouette mit einem steinernen Meer aus Heiligenstatuen, Strebepfeilern und Türmchen überragt die riesige Piazza. Gleichförmige Arkadenbauten und eine Reihe historischer Gebäude geben dem Platz eine grandiose architektonische Geschlossenheit. Es ist eine Bilderbuchkulisse, vor der ich hier stehe. Aber was nun?

Zwei Taxen stehen völlig abseits der Arkaden. Ansonsten sehe ich keine weiteren Autos. Ich weiß, ich sollte das jetzt nicht tun, aber ich tue es trotzdem! Vielleicht bin ich etwas verrückt oder einfach nur unverschämt. Selbst meine Angst kann mich nicht stoppen. Ich fahre mit meinem Kunstwerk mitten auf die Piazza und parke es dort. Ruckzuck springe ich aus dem Auto, stelle die Plexiglasständer mit den Flyern auf und schnappe mir meine Kamera. Übernervös knipse ich einige Fotos vor dem Dom, während sich Einheimische und Touristen dem Mercedes nähern. Keine zehn Minuten später tauchen zwei Fahrzeuge der Guardia Civil auf. Gemächlich fahren sie an der Menschenmenge vorbei ohne anzuhalten. Die wollen mich hier wirklich stehen lassen? Ich bin perplex. Völlig perplex!

Berauscht lege ich die Kamera ins Auto und kümmere mich um das Mailänder Publikum. Da ich kein italienisch spreche, bleibt mir nichts anderes übrig, als die Besucher unaufhörlich anzulachen. Und es funktioniert! Italiener, die kaum Englisch sprechen, reden auf mich ein. Sie wollen wissen, was ich auf das Auto geklebt habe. Anfangs versuche ich mit Gesten zu erklären, dass es sich um eine bekannte Süßigkeit handelt. Als ich mich an die kleinen Probepackungen Gummibärchen im Auto erinnere, wird alles einfach: Fast scheu schlucken manche Passanten die Gummibären. Um mir danach ihre Anerkennung für meine künstlerische Idee oder vielleicht nur für den Geschmack der Gummibären auszudrücken. „Fantastico, Bellissimo, Complimente“ sind die häufigsten Worte, die ich höre. Erfrischendes Gelächter, witzige Diskussionen und unbeirrtes Fotografieren bekomme ich zusehen.

Im Moment werde ich von zwei gut genährten, Turban tragenden Indern angesprochen. Seit einer ganzen Weile fotografieren die ansonsten westlich gekleideten Herren den Mercedes aus verschiedenen Positionen: „Hello, what is it“, fragt mich einer der beiden. „It`s a sweet. You call it Gummibär. It is very popular in Germany“, erkläre ich. Da die Inder mich nach wie vor fragend anschauen, greife ich zu einem Gummibärentütchen, um sie auf den Geschmack zu bringen. Zögerlich nimmt einer der beiden die kleine Tüte in Empfang und öffnet sie. Im selben Moment fällt mir ein, dass für die Inder Kühe heilig sind. Und in den Gummibären sind sowohl Schweine- als auch Kuhknochen verarbeitet! Instinktiv reiße ich dem Inder das geöffnete Päckchen aus der Hand und entschuldige mich: „Äh, sorry, but I don`t think that you can eat them.“ Entsetzt schauen die beiden mich an und fragen sich vermutlich, ob ich verrückt geworden bin: „Why can`t we eat them“, fragt mich einer der beiden ziemlich vorwurfsvoll. „There are some cowbones inside“, antworte ich ehrlich. „There are some cows inside“, fragt einer der Inder mich entgeistert. „Some cowbones“; wiederhole ich schulterzuckend. Die beiden schauen sich jetzt fragend an! Es dauert einen Augenblick, bis sie wieder die Blickrichtung wechseln. Hinter ihren kohlrabenschwarzen Bärten schauen sie mich nun so missbilligend an, als hätte ich eine ganze Kuhherde auf meinem Mercedes verarbeitet! „Don`t do that“, ist ihre knappe Belehrung. Ohne einen weiteren Kommentar machen sie auf dem Absatz kehrt, während ich mich vor Lachen fast auf dem Boden kringele.

Meine prächtige Laune hat wiederum einen neuen Höhepunkt erreicht. Einheimische und Touristen sparen einfach nicht mit Lob. Manche wollen sich mit dem Künstler und seinem Kunstwerk vor dem Dom ablichten lassen. Innerhalb der letzten Stunde sind vier Polizeiautos direkt an mir vorbeigefahren, und nicht eines hat angehalten. Ich bin so was von aufgekratzt. Am liebsten möchte ich mich für einen Augenblick zurückziehen. Dreißig Meter hinter mir habe ich einen schmalen Grünstreifen mit einem Blumenbeet gesichtet. Ich lege mich ausgestreckt flach auf den Boden und schaue in den orientblauen Himmel hinauf. Zahlreiche Tauben glucksen um mich herum. Wahrscheinlich sind sie ein Vorgeschmack auf Venedig. Ich fühle mich in meiner frechen Haut einfach sau-pudel-wohl!

Manchmal ist es einfach herrlich, etwas verrückt zu sein! Als ich mich wieder aufrichte, sieht alles um mich herum wie vorher aus. Während ich in meinem dünnen Mailänder Reiseführer blättere, werde ich ständig vom prunkvollen Anblick der Kathedrale abgelenkt. Laut Reiseführer soll es ein unvergessliches Vergnügen sein, auf dem Dach des Doms spazieren zu gehen. Man hat von dort einen gigantischen Ausblick auf die Stadt bis zu den Alpen. Ich hätte wirklich große Lust, auf die Dachterrassen zu steigen. Aber ich traue mich nicht, den Mercedes unbeaufsichtigt zu lassen. Sowieso traue ich gerade meinen eigenen Augen nicht! Eine Carabinieri, ausgestattet mit einer schicken dunkelblauen Uniform und einem wilhelminisch anmutenden Helm, steht vor meinem Auto. Ich fürchte nicht aus persönlichem Interesse. Als ich zu ihr rüber komme, fragt sie mich, ob der Mercedes mir gehöre. Als ich bejahe, werde ich mit energischen Worten des Platzes verwiesen. Mit schuldbewusster Gelassenheit füge ich mich in mein nicht ganz unwillkommenes Schicksal. Über eineinhalb Stunden stehe ich schon vor diesem faszinierenden Bauwerk. Was für ein Geschenk. Ich muss heute schließlich noch nach Padua kommen. Überglücklich verlasse ich die Piazza, nicht, ohne mich selbst vor der prächtigen Silhouette des Doms mit meinem Kunstwerk fotografieren zu lassen.

Es ist mitten am Nachmittag als ich in eine der unzählbaren, kleinen Gassen einbiege, die mich zu den Hauptverkehrsadern zurückführen soll. In welche Richtung ich fahren soll, ist mir absolut schleierhaft. Aber für was hat man einen Verkehrsinstinkt? Nach grünen Autobahnschildern suchend, fahre ich durch die Altstadt und unke, was ich denn gedenken würde zu tun, wenn der Mercedes nochmals stehen bliebe? Wie würde ich dem italienischen Pannerverein wohl beschreiben, wo ich zu finden wäre? Flugs dränge ich die argwöhnischen Gedanken zur Seite. Zweifelsfrei dürften meine technischen Probleme gelöst sein. Schließlich habe ich die letzten 120 Kilometer keinen einzigen Mucks vernommen. Irgendwann werde ich hier schon herauskommen, und dann steht mir eine gemütliche Fahrt nach Padua bevor.

Zwei Polizisten auf ihren Motorrädern stehen gerade vor mir an der Ampel. Ganz heimlich mache ich eine Aufnahme von den Gummibären auf meiner Motorhaube und den Polizisten. Sie zu

fragen, ob sie mich vielleicht aus Mailand hinaus eskortieren wollen, wäre dann doch zu frech! Also irre ich nach wie vor im Stadtzentrum herum und suche nach Schildern, die mich auf die A4 Richtung Venezia führen sollen. Ab und an sehe ich eins und folge der Wegbeschreibung, um kurz danach erneut verloren an der nächsten Kreuzung zu enden. Gewöhnlich springe ich dann aus dem Auto und versuche einen Milanese mit Händen und Füßen nach dem Weg zu fragen, und das Spiel beginnt von vorne. Über eine halbe Stunde spiele ich das Spiel schon, ohne vermutlich einen einzigen Kilometer weiter gekommen zu sein. Im Augenblick stehe ich in der mittleren Reihe einer dreispurigen Straße. Eine dunkelhäutige Frau mit zwei auf der Rückbank sitzenden Kindern lacht zu mir herüber. Der Mercedes scheint ihnen zu gefallen. So reiche ich der Frau einen meiner Flyer aus dem Fenster und frage sie gleich nach dem Weg. In perfektem Englisch antwortet sie mir, dass ich ihr einfach folgen soll. Also fahre ich einem dunkelgrünen Jeep in der Hoffnung hinterher, irgendwie aus dieser Stadt zu kommen. Meine vermeintliche Retterin lotst mich durch ein echtes Labyrinth aus schmalen Gassen und mehrspurigen Innenstadtstraßen. Seit einer wahren Ewigkeit fahre ich ihr schon hinterher. Ich glaube fast, die gefällige Signora möchte mich direkt auf die Autobahn bringen.

Einige Minuten später bestätigt sich dann meine Vorahnung. Gerade biegen wir auf eine mehrspurige Autobahnauffahrt ein. Während meine Retterin auf der rechten Spur wieder in die Innenstadt abfährt, gibt sie mir zu verstehen, dass ich die äußerst linke Spur Richtung Venezia nehmen muss. Ein ausgedehntes Hupkonzert und ungezählte aus dem Autofenster hinausgeworfene Handküsse gebe ich meinem hilfsbereiten, schwarzen Engel zum Dank dafür zurück.

Noch 230 Kilometer bis Padua. Nach den aufreibenden letzten Stunden habe ich es wahrlich verdient, es mir in meinem Wohnzimmersessel so richtig bequem zu machen. Ich habe Lust, Musik zu hören! Und schalte den iPod ein. Neben Erholung verheißenden mediterranen Landschaften sowie dem bombastischen Wetter gehört eben auch beflügelnde Musik zum Relaxen dazu. Inzwischen habe ich Bergamo links liegen gelassen. In einer Stunde dürfte ich den Gardasee erreichen. Beschwingt vom glücklichen Verlauf der heutigen Etappe lasse ich mich von meiner

Lieblingsmusik in eine andächtige Stimmung versetzen. Freilich muss ich gehörig aufpassen, dass ich nebenbei nicht abdrifte.

Gedankenversunken hätte ich beinahe einen silbernen Lancia von der Straße gedrängt.

In meinen Ohrhörern singt gerade Angelique Kidjo. Es läuft mein Lieblingslied: „Ne CedeZ Jamais!“. Heißt wohl so viel wie „Niemals aufgeben!“. Der Refrain hört sich für mich so an, als würde sie singen: „Mer-cedes Jamais!“ Also zu Deutsch in etwa: „Mercedes niemals aufgeben!“ Da ich gerade gut in Fahrt bin, singe ich also inbrünstig den Refrain mit.

Aus heiterem Himmel wird der Mercedes langsamer. Ich drücke aufs Gaspedal. Aber nichts tut sich. Er rollt auf den schmalen Seitenstreifen der Autobahn und der Motor geht aus. Meine Stimme verstummt, als hätte sich eine CD abgeschaltet. In meinen Ohren dröhnt ein weiteres Mal „Ne CedeZ Jamais“, während ich versuche, den Motor zu starten. Aber es tut sich nichts! Wütend schleudere ich den iPod auf die Rückbank. Diese launenhafte Scheißkiste. Ich will nicht mehr!

Frustriert rufe ich den Pannendienst an. Diesmal den Italienischen. Keiner meldet sich. Ich versuche es noch einmal. Erneut tut sich nichts. Zerknirscht probiere ich weitere Telefonnummern. Es ist wie verhext. Entweder, ich höre ein ständiges Besetztzeichen oder ich werde aus der Leitung geschmissen. Entnervt gebe ich auf. Anklagend schaue ich nach oben und frage meinen Schöpfer, warum er mich erst einmal in den Himmel hebt, um mich danach mit voller Wucht auf die Erde fallen zu lassen? Seine Antwort ist wahrscheinlich: Vertrauen. Aber danach ist mir überhaupt nicht zu Mute.

Ärgerlich stelle ich fest, dass die Motorhaube zu ist. Ich muss sie öffnen, um an die Handpumpe zu kommen. Als ich am provisorisch reparierten Seilzug ziehe, um sie vom Innenraum aus zu öffnen, verabschiedet sich dieser fast komplett in den Motorraum. Verärgert hole ich eine Flachzange aus dem Kofferraum und versuche, am letzten verbliebenen Teil des Seilzuges zu ziehen. Erneut rutsche ich, diesmal mit der Zange ab und das restliche Stück verabschiedet sich vor meinen Augen vollständig ins Nirwana! Ich bin am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Wütend schlage ich mit den Händen auf die Motorhaube und ziehe an ihr. Aber außer einigen schmerzhaften

Kratzern und ein paar furchtbar böse dreinblickenden Gummibären erreiche ich absolut nichts.

Sechshundert Meter vor mir sehe ich eine Tankstelle. Eine Chance, vielleicht meine einzige! Also will ich den Wagen stehen lassen, um mir die notwendige Hilfe zu holen. Bevor ich loslaufe, versuche ich den Motor noch ein letztes Mal zu starten. Und plötzlich springt er an. Ich weiß wohl nicht warum, aber der Mercedes fährt wieder. Eher stotternd als flüssig schleppt er mich zur Tankstelle. Zunächst bleibe ich bei laufendem Motor in meinem Wagen sitzen und denke nach. Schockiert stelle ich fest, dass ich bei geschlossener Motorhaube vermutlich ein zusätzliches Problem bekomme. „Wie halte ich die Gummibären auf der Motorhaube kühl“, frage ich mich. Bisher habe ich die Haube stets einen Spalt offen lassen können. Was soll ich nun tun? Ich bin ratlos!

Mehrere Autobahntouristen haben sich um meinen Wagen versammelt. Manche bieten mir ihre Hilfe an. Aber keiner von ihnen ist im Stande, die Motorhaube zu öffnen. Genauso ergeht es mir mit einem Mechaniker der Tankstelle, der sein Glück versuchen will. Alles unheimlich freundliche Leute. Aber die verflixte Motorhaube bleibt zu.

„Ich solle weiterfahren nach Rovato! Da gibt es eine Mercedeswerkstatt“, schlägt der Mechaniker vor. „Wie weit ist es bis Rovato“, erkundige ich mich. „Etwa 40 Kilometer. Das schaffen Sie. Ihr Motor läuft ja noch. „Und, ist um diese Uhrzeit noch jemand in der Werkstatt“, hake ich nach. Er schaut auf seine Armbanduhr, zuckt mit den Schultern und sagt: „Das könnte ein Problem sein!“

Es ist Freitagnachmittag, kurz vor fünf. Dass ich heute noch nach Padua komme, kann ich glatt vergessen. Wenn die Mercedeswerkstatt den Wagen am Wochenende nicht reparieren kann, dann gute Nacht. Die Kunstbiennale in Venedig fällt dann wohl ins Wasser. Deprimiert sitze ich auf dem Randstein vor der Tankstelle und trinke einen Capuccino. Der Mechaniker kümmert sich wirklich rührend um mich.

Ohne eigentlich zu wissen weshalb, springe ich überstürzt auf und entscheide mich spontan fürs Weiterfahren. Ich bedanke mich für den Capuccino, setze mich ans Steuer und verlasse die Tankstelle. Nervös fädle ich mich auf die Autobahn ein und schalte einen Gang

nach dem anderen nach oben. Der Mercedes erreicht 80 km/h. Immerhin doppelt so viel wie vorhin, als ich es mit Müh und Not zur Tankstelle schaffte. Vielleicht komme ich ja bis Rovato. Zumindest der kleine Aufkleber auf meinem Lenkrad hat mir etwas Zuversicht gegeben.

Nach wenigen Kilometern wird der Mercedes langsamer. Das Tempo verringert sich von 80 auf 40 und dann auf 20 km/h. Die Warnblinkanlage ist eingeschaltet. Ich krieche auf dem Seitenstreifen der Autobahn und trete das Gaspedal durch. Kurz bevor der Motor auszugehen droht, bekommt er neues Leben eingehaucht und gewinnt an Fahrt. Die Geschwindigkeit steigt ungeahnt bis auf 120 km/h an. Ohne Rücksicht auf die Gummibären zu nehmen, rase ich mit Maximalgeschwindigkeit über die Autobahn, bis mich der Motor erneut auf 20 km/h herunterbremst. Noch zwei weitere Male geht dem Mercedes die Puste aus, bevor ich ihn auf einen Parkplatz steuere, um den Zustand der Bären zu kontrollieren. Endlich erhalte ich mal eine gute Nachricht. Der erfrischende Fahrtwind reicht aus, um die Gummibären auf der Motorhaube kühl zu halten. Sofort setze ich mich hinters Steuer und fahre auf die proppenvolle Autobahn zurück. Noch ein paar Kilometer, dann werde ich Rovato erreichen. Was soll ich tun? Es ist bereits halb sechs! Aussichtslos, dass heute noch eine Werkstatt den Mercedes repariert. Wenn ich Glück habe, vielleicht morgen? Sofern sie den Fehler finden und die notwendigen Ersatzteile haben. Bis nach Padua sind es noch 150 Kilometer!

Ich rase mit 120 km/h meinem Etappenziel entgegen, und meine Gedanken rasen mit: Ich muss diese bescheuerte Intervallfahrt akzeptieren. Hauptsache ich komme irgendwie nach Padua. Mein Verstand sagt nein, mein Glaube sagt ja. Also fahre ich weiter und lasse Rovato links liegen.

Es ist wirklich zum verrückt werden. Aber seit heute Morgen werde ich vom Schicksal wie im „Mensch ärgere Dich nicht!“ hin- und her gewürfelt: Du stehst kurz vor dem Ziel und glaubst, du könntest jetzt einlaufen, doch schon wirst du wieder hinausgekegelt und die Runde geht von vorne los. Ich fühle mich fast wie Sisyphos. Die Gegend um mich herum wird fruchtbarer. Ungezählte Weingärten und ländliche Ortschaften prägen das Bild außerhalb. Im Wagen dominiert die blanke Angst. Die Angst vor dem nächsten Intervall mit seinen unberechenbaren Folgen. Brescia habe ich hinter mir gelassen.

Gerade fahre ich am südlichen Teil des Gardasees vorbei. Ich entdecke Valpolicella, was nördlich von Verona liegen dürfte. Kurz vergewissere ich mich auf meiner Straßenkarte und sehe, dass schon bald der nächste Weinort auf meiner Route auftauchen wird. Das Städtchen Soave! Bekannt für seinen leichten, trockenen Weißwein. Doch weder der Anblick der verlockenden Weinterrassen, noch die Aussicht, mich heute Abend in italienischem Weißwein ertränken zu wollen, sollte ich es bis Padua schaffen, wirkt sich beruhigend auf mein angegriffenes Nervensystem aus. Im Gegenteil! Die letzten Kilometer haben tiefe Spuren hinterlassen. Die Abstände zwischen dem Langsamer- und Schnellerwerden minimieren sich. Sie betragen vielleicht noch zehn Minuten. Inzwischen werde ich sogar auf 0 km/h ausgebremst, so dass der Motor ausgeht und ich gezwungen bin eine nervtötende Pause auf dem schmalen Standstreifen einzulegen. Gott sei Dank habe ich den Mercedes jedes Mal wieder anbekommen. Mittlerweile habe ich Monteforte, Montebello und Montecchio passiert. Bestimmt sind das alles ganz charmante, beachtenswerte Städtchen, die einen geradezu nötigen, ein kleines Püuschen einzulegen, um in einen gigantischen Foccaccia-Fladen zu beißen. Aber leider befinde ich mich momentan nicht mehr auf einer Kunstreise, sondern auf einer Leidenstour! Meine Mitreisenden haben die verschlossene Seite an mir schon kennen gelernt. Statt mit ihnen, kommuniziere ich mit dem Himmel. Statt zu spaßen, sitze ich fahrig, angespannt im durch geschwitzten Fahrersessel und zähle die verbleibenden Kilometer. Nichts deutet auf ein reges, aufgeschlossenes Interesse italienscher Handyfotografen hin. Nur vereinzelt werde ich noch zum Lachen gebracht. Aber das ist überhaupt nicht mehr notwendig. Ich habe schließlich andere Sorgen. Seit geraumer Zeit fahre ich mit meinem Kunstwerk wiederholt durch außen mit Moos bewachsene Galerien. Dass es sich hier um keine üblichen Ausstellungsorte der Kunst handelt, sondern vielmehr um dunkle, verschmutzte Straßentunnel, kann ich leider an den verschmierten Scheiben des Mercedes erkennen. Wenigstens ist es trocken und die Gummibären scheinen nicht allzu dreckig geworden zu sein. Dafür begleiten die LKW-Fahrer meine tunneldüsteren Fahrmanöver mit einem fortwährenden Hupkonzert. Die sehen den Mercedes auch nur als künstliches Verkehrshindernis an. Im Moment haben sie mit meinem launenhaften Kunstwerk allerdings Recht.

Besonders wenn ich mit nicht mal 50 km/h vor ihnen hertuckere.

In wenigen Kilometern, ich mag es kaum glauben, habe ich Vicenza erreicht. Die mittelgroße, provinzielle Stadt liegt nur noch etwa fünfzig Kilometer von Padua entfernt. Langsam fange ich zu glauben an, was ich allenfalls zu hoffen gewagt habe. Sollte ich tatsächlich heute Padua erreichen? Dann hätte ich meine zweite Wiederauferstehung erlebt.

Eine gute halbe Stunde später ist es soweit. Kurz nach acht erreiche ich eine der ältesten Städte Italiens. Die Universitäts- und Pilgerstadt Padua liegt knapp 40 Kilometer von Venedig entfernt. Auf die prächtige Altstadt von Padua mit ihren Kunstschatzen verzichte ich heute Abend gerne. Was genug ist, ist genug! Hauptsache ich erreiche meine Unterkunft. Endlich kann ich die Autobahn verlassen. In zehn Kilometern habe ich es geschafft. Noch stellt sich keine Vorfreude ein. Wahrscheinlich bin ich einfach zu erledigt. Ich fühle mich körperlich und psychisch regelrecht ausgezehrt. Mit 40 km/h schleiche ich über eine stinkige, laute Landstraße. Der Mercedes japst aus den letzten Löchern, als hätte er die vergangenen 500 Kilometer nicht zu viel, sondern zu wenig Luft bekommen. Als ich ihn bei laufendem Motor vor meiner Unterkunft abstelle, bin ich dem Kollaps nahe. Völlig ausgelaugt bleibe ich Minuten regungslos im Auto sitzen, bevor ich im Hotel den Schlüssel für die Tiefgarage abhole.

Ein ungewöhnlich freundlicher Hotelportier fällt in perfektem Deutsch gleich über mich her: „Schön Sie bei uns begrüßen zu können! Sie sind der Herr Siraky aus Deutschland?“

„Ja, das bin ich.“

„Mit was für einem tollen Auto sind Sie denn zu uns gekommen“, will er wissen. „Mit meinem Gummibärenauto“, antworte ich entkräftet.

„Ich glaube es nicht! Sie machen Spaß.“

Natürlich mache ich keinen Spaß. Eigentlich möchte ich nur noch in die Garage fahren, mich lang legen und Auskünfte zu meinem Mercedes frühestens wieder morgen geben. „Nein, es sind echte Gummibären“ und lege ihm als Beweis einen Flyer auf die Holztheke.

„Das ist ja ein Wahnsinn! Sie fahren mit echten Gummibären auf Ihrem Auto? Meine Großeltern bringen mir zweimal im Jahr einen

ganzen Karton voller Gummibären aus Deutschland mit.....“

Er ist wirklich ein netter Kerl und seine Geschichte ist es auch. Aber mir ist einfach nicht nach Gummibärenkonversation zumute. „Kann ich bitte den Garagenschlüssel bekommen? Ich habe eine anstrengende Fahrt hinter mir und möchte auf mein Zimmer“, bremsen Sie ihn aus. „Entschuldigen Sie, hier ist der Garagenschlüssel! Wenn Sie Hilfe beim Ausladen Ihres Gepäcks benötigen, schicke ich gerne jemand in die Garage. Und sollten Sie sonst noch einen Wunsch haben, lassen Sie es mich gerne wissen!“

Verwundert über so viel ungeahnte Fürsorge fahre ich den Mercedes in die Hotelgarage und lasse mir beim Ausladen gerne helfen. Als ich aus dem Aufzug aussteige, stehen mehrere Gäste vor dem Empfang und erwarten mich. Sie fragen nach meinem Kunstwerk, nach der Grand Tour und nach meinen Flyern. Und sie wollen Autogramme! Geschmeichelt gebe ich sie ihnen und beantworte alles was sie wissen wollen. Sie denken wahrscheinlich, sie hätten einen echten Künstler vor sich. Und ich lasse sie in ihrem Glauben!

Eine Dreiviertelstunde später sitze ich aufgeräumt mit einer feurigen Pizza Diavolo und einer Flasche Valpolicella in meinem schmucken Zimmer. Ob ich diesen Umstand meinem Kunstwerk oder dem außergewöhnlichen Service des kleinen Hotels zu verdanken habe, weiß ich nicht! Es spielt auch keine besondere Rolle. Ich genieße das Abendessen! Und versuche mich zu erinnern, wann mir das letzte Mal eine Flasche Valpolicella so gut geschmeckt hat wie heute!

29. September 2007 - Eine venezianische Sinfonie aus Gummibären und Champagner

Als ich um halb neun in den Frühstücksraum komme, sind zu meinem Erstaunen die Tische beinahe vollständig belegt. Da die Italiener nicht zu den Völkern der Frühaufsteher gehören, werden die meisten Hotelgäste wohl dasselbe Fahrziel wie ich haben. Während ich am letzten freien Tisch Platz nehme, spüre ich, wie freundliche Blicke auf mich gerichtet sind. Entspannt erwidere ich sie und mache mich über das leckere Frühstücksbuffet her.

Gleich im Anschluss fahre ich aus der Hotelgarage. Zu meiner Freude ist der Mercedes problemlos angesprungen. Eine innere Stimme sagt mir, dass ich Venedig ohne Unterbrechung erreichen werde. Als ich vor dem Eingang des Hotels den Wagen abstelle, kommt mir der freundliche Portier von gestern Abend strahlend entgegen, um sich den Garagenschlüssel abzuholen. „Ich habe Ihnen noch einen Prospekt von der Kunstbiennale besorgt. Haben Sie eine gute Fahrt! Und viel Erfolg auf der Biennale!“ Es ist faszinierend, welchen Menschen man gerade dann begegnet, wenn man nicht mit ihnen rechnet. Manche haben die Gabe, in wenigen Stunden nachhaltigen Eindruck zu machen. Andere brauchen dafür Jahre.

Eine explosive Vorfreude auf eine der faszinierendsten Kunststädte der Welt hat mich seit heute Morgen erfasst. Erwartungsvoll tuckere ich über die belebte Autobahn. Die restlichen Kilometer bis nach Venedig möchte ich unbedingt genießen. Jeglichen Gedankenkonstrukt mein Mercedes könnte abermalig Zicken machen, schiebe ich weit von mir. Bei meerblauem Sommerhimmel freue ich mich, dass das T-Shirt-Wetter rechtzeitig zurückgekehrt ist. Mit meiner schwarzen Baumwollhose und einem dunkelblauen Poloshirt sehe ich bereits künstlerisch, leger gekleidet aus. Gerade gut genug um neben meinem farbenfrohen Kunstwerk eine halbwegs passable Figur abzugeben.

Als ich über die Ponte della Libertà, die letzte Brücke, die das Festland mit Venedig verbindet, fahre, sind es nur noch wenige Kilometer bis zur Bootsanlegestelle. Ein paar Minuten später stehe ich mit meinem Auto in einem Gewühl von orangenen Stadtbussen und einer Herde von Kofferverladern. Ich bin am Piazzale Roma angekommen. Der Ort, an dem für den Autoverkehr in Venedig endgültig Schluss ist. Von hier aus starten die Linienboote in den Canal Grande und bringen die Besucher in die Stadt der unzähligen Kanäle, Brücken und Plätze. Die Geschäftigkeit des Platzes, der zentrale logistische Bedeutung hat, ist überall spürbar. Allerorts bemühen sich Busse und Taxen an ihre ausgewiesenen Stellplätze zu kommen. Dazwischen tummeln sich hektische Einheimische mit vollen Einkaufstüten und genervte Touristen mit sperrigem Reisegepäck auf der Suche nach der nächstmöglichen Weiterfahrt. Mitten drin steht der Mercedes! Trotz allen Tohuwabohus schafft er

es, die Blicke auf sich zu ziehen. Mehrmals weisen gereizte Kofferverlader darauf hin, mir einen anderen Ausstellungsort zu suchen. Aber mehr als einige Meter komme ich nicht. Die Menschen folgen mir! Zum Glück sind die venezianischen Stadtbushfahrer dagegen wahnsinnig tolerant. Sie lassen mir alle Zeit, die ich brauche, um meinen Wagen von ihrem Stellplatz weg zu fahren und haben oft noch ein Kompliment auf den Lippen. Ich glaube, wenn es in der Lagunenstadt einen zentraleren Ausstellungsplatz geben würde, wäre ich schon längst vor diesem Chaos geflüchtet.

Seit über zwei Stunden bewege ich alle viertel Stunde mein Kunstwerk von einem Ausstellungsplatz zum nächsten. Ich überlege, wann der geeignete Zeitpunkt gekommen ist, zu gehen. In weiter Ferne höre ich ein Sirenengeheul. Es wird lauter! Wahrscheinlich ist irgendwo ein Unfall passiert! In der Zwischenzeit hat das Geheul die Lautstärke einer vorbeifahrenden Hupe erreicht. Ein Krankenwagen fährt mit Blaulicht auf den Piazzale Roma und schlängelt sich zwischen wartenden Bussen und davon eilenden Fußgängern hindurch, bis er direkt neben dem Mercedes anhält. Zwei Männer springen aus dem Fahrzeug heraus, rennen an mir vorbei bis zum wenige Meter entfernten Wasser. Die Schaulustigen trennen sich von meinem Auto und wechseln die Blickrichtung.

Ich nutze die Ablenkung, starte meinen Wagen und steuere ihn zum zwei Kilometer entfernten Anlegesteg der Autofähren. Mein Ziel: Der Lido! Die Insel, die wie ein schützender Riegel direkt vor der Lagunenstadt liegt.

Das gerade mal zwölf Kilometer lange und kaum zwei Kilometer breite Inselchen ist für den Autoverkehr zugelassen und hat eine historisch bedeutsame Vergangenheit. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war der Lido noch der eleganteste Badeort in ganz Europa und magischer Anziehungspunkt für die europäische Bohème. Und heute? Heute ist er Schauplatz der internationalen Filmfestspiele von Venedig und zwei Tage lang der Ausstellungsort für meinen Mercedes.

Ohne lange Wartezeit kann ich auf die Autofähre auffahren. Neugierige Blicke begleiten mich beim Aussteigen. Aber ich ignoriere sie. Mich zieht es auf das Hochdeck des Schiffes. Wie auf

einem eigens für mich entworfenen Liegestuhl sitze ich am Bug der Fähre und lasse meine müden Beine auf dem Geländer ruhen. Meine dunkelblaue Sonnenbrille und der mir um den Hals baumelnde Fotoapparat passen zu meinem touristischen Erscheinungsbild. Nur meine Deutschlandkappe ist noch etwas gewöhnungsbedürftig. Mehrere überfüllte Transportboote, sowie ein paar Yachten säumen unseren Weg. Gerade kommt uns auf der großen Wasserstraße eines der monströsen Kreuzfahrtschiffe entgegen. Mehr als tausend Menschen auf einem Schiff. Ein Wahnsinn! Zu meiner Verwunderung stelle ich fest, dass sie in die Lagune einfahren können. Ist das nicht verrückt? Da könnte man genauso gut den A380 neben dem Petersdom landen lassen. Und dann wundert man sich, dass die Stadt immer mehr verfällt. Manch bröckelnde Hausfassade lenkt meinen Blick auf die Gebäude abseits der Wasserstadt. Die Spuren der Nässe sind an ihnen unverkennbar. Die Häuser sehen schäbig und verfallen aus. Hoffentlich wird Venedig nicht einmal als das bekannteste Unterwassermuseum der Welt enden. „Hey Sunny, warum bist du eigentlich so kritisch? Du bist an einem der bezauberndsten Orte des Universums mit deinem Kunstwerk angekommen! Und du fühlst dich hier doch klasse! Oder?“ Hat Jörg gerade mit mir gesprochen? Ich glaube, ich denke mal wieder zuviel! Besser ich beschäftige mich mit der Kunstbiennale. Bis wir das San Marco Becken erreicht haben, dürfte es sowieso noch dauern. Also hole ich Jörgs Geburtstagsgeschenk hervor und blättere ein wenig in meinem Kunstführer:

„Die Kunstbiennale ist das älteste Forum für zeitgenössische Kunst. Sie wurde zum ersten Mal 1895 ins Leben gerufen. Mit der Eröffnung der Biennale war Venedig um eine glamouröse Facette reicher. Eine geniale Idee verhalf ihr von der Anfangszeit an zum Erfolg. Alle teilnehmenden Länder bekamen gratis Baugrund zur Verfügung, auf dem sie in Eigenregie ihre Pavillons errichten konnten. Das Ergebnis bis heute sind insgesamt 34 Kunsttempel.“ „Na ja, das meiste war mir bekannt. Aber wo findet die Kunstbiennale überhaupt statt“, frage ich mich und bekomme umgehend eine Antwort. „Der Hauptschauplatz sind die Giardini, wo die nationalen Pavillons mit ihrer historisch gewachsenen Architektur stehen. Mehrere Staaten, die auf diesem Areal keinen eigenen Pavillon erbaut haben, präsentieren ihre Kunst

über die ganze Stadt verteilt in alten Palästen, Brauereien, Lagerhäusern und sogar auf den Inseln.“

„Da bin ich mal gespannt, ob ich auf dem Lido das ein oder andere Kunstwerk zu sehen bekomme“, sinniere ich und lese weiter. „Ebenso gab es schon damals Kunstschaaffende, die unaufgefordert die gesellschaftliche und mediale Aufmerksamkeit, die ihnen in Venedig zuteil wurde, für ihre eigenen Anliegen nutzten.“ „Ich glaube, die sprechen jetzt von mir! Da bin ich wohl in bester Gesellschaft mit der Historie“, frohlocke ich und blättere um.

„Wie es sich für ein Spektakel von Weltrang gehört, liegen zwischen der Piazza San Marco und den Giardini Motorjachten von beeindruckender Anzahl und Größe vor Anker. Die roten Teppiche für die Abendempfänge sind schon ausgerollt - doch tagsüber steht erst einmal die Kunst im Scheinwerferlicht.“ Auf die roten Teppiche und die Superjachten kann ich gerade noch verzichten! Dass ich weil ich ja selber ausstelle, mir keinen einzigen Pavillon anschauen kann, schmerzt schon ein wenig.

Selbst wenn ich bei der Biennale mit meinem Kunstwerk nicht offiziell dabei sein kann, empfinde ich akut eine zutiefst innere Befriedigung darüber, in Venedig angekommen zu sein. Während der sengende Wind für wohltuende Erfrischung sorgt, begreife ich, dass ich mir mit der Grand Tour einen bis vor wenigen Wochen noch unerreichbaren Traum erfüllt habe. Ich glaube zum ersten Mal während meiner Reise stellt sich ein fast erhabenes Gefühl bei mir ein. Ein ganzer Schwarm von Dankbarkeit überkommt mich, während hunderte vorbeigleitende Möwen meinen Blick zum San Marco Becken hinüber lenken.

Das Schiff nähert sich dem grandiosen Hafenbecken, in dem Canal Grande und Canale della Guidecca zusammenfließen. Soeben fahren wir dicht an San Giorgio Maggiore vorbei. Die Insel in der Lagune von Venedig ist dem Becken von San Marco vorgelagert und trägt denselben Namen wie die Kirche. Soweit ich mich erinnere ist die Klosteranlage der Insel seit jeher ein beliebtes Motiv bedeutender Maler aus sämtlichen Jahrhunderten.

Höchste Zeit, dass ich meine Kamera raushole, denn die Traumkulisse der Lagunenstadt ragt nur 150 Meter vor mir aus dem Wasser. Wie wild fange ich zu knipsen an: Venedigs Glockenturm, der erhabene

Campanile; die Pestkirche Basilica Santa Maria della Salute; die einzigartige Biblioteca Marciana; die übervölkerte Piazza San Marco und der grandiose Palast der Dogen. Innerhalb weniger hundert Meter erstreckt sich eine geballte Ladung kunsthistorischer Geschichte, die Venedigs Rolle als einstige Weltmacht bezeugt. Leider ist nach ein paar Minuten die reizvolle Aussicht auf Venedigs historischen Glanz gleich wieder beendet.

Gemächlich fährt die Fähre den Canale della Guidecca zu den Inseln weiter. Ich denke, ich habe noch etwas Zeit, bis wir den Lido erreichen und werfe einen Blick in den Prospekt, den ich heute Morgen geschenkt bekommen habe. Da ich mich im Vorfeld der Tour über die Biennale kaum informiert habe, freue ich mich umso mehr über das nette Geschenk. „Wieder mal ein Wegweiser zur rechten Zeit“, schmunzle ich und blättere in dem dünnen Ausstellungsführer, in dem eine Auswahl an Kunstwerken vorgestellt wird.

Das diesjährige Motto der Kunstbiennale „Denke mit den Sinnen - Fühle mit dem Verstand“ spricht mich schon mal an! Ich mag Widersprüche, die zum Nachdenken anregen.

„Bei der diesjährigen Biennale rücken gesellschaftliche und politische Inhalte in den Vordergrund“, lese ich in der Einleitung.

Globalisierung, Menschenrechte, Diktaturen, Kriege, Umweltzerstörung... alles ist dabei: Eine marokkanische Künstlerin macht mit Fotografien auf das Pflanzensterben in ihrer Heimat aufmerksam, weil durch die Tourismusentwicklung natürliche Grünflächen durch hochgezüchtete Blumen ersetzt werden. Als Kontrast zeigen die Fotografien einer Italienerin das zerstörte Beirut als Geisterstadt, in der der Pflanzenwuchs sprichwörtlich dafür sorgt, dass Gras über die Sache wächst, ohne die Folgen des Krieges überdecken zu können. Ich blättere weiter und mir fällt auf, dass das Thema Krieg auf der Biennale allgegenwärtig ist: Da zeigt ein israelischer Künstler verletzte Plastikpuppen, die mit schmerzverzerrten Gesichtern auf Krankenhausbetten liegen, und ein algerischer Künstler visualisiert mit sieben aus Natodraht gefertigten Wandkreisen die Angst der reichen Länder vor dem Zustrom der Armen. Die kritische Kunst gefällt mir! Die ausweglose Lage vieler Flüchtlinge dagegen weniger. Auch wenn mein Kunstwerk selbst keine politische Botschaft besitzt, liegt mir die Kunst, die anklagt, die

Menschen mit gesellschaftlichen Missständen konfrontiert, besonders am Herzen.

Gedankenverloren schweife ich durch die beschriebenen Kunstwerke, als am Ufer auf einmal die Giardini Venezia auftauchen. Von Bäumen beschattet ragen einige Länderpavillons hervor. Etwas sehnsüchtig folgt mein Blick dem historischen Ausstellungsort der Biennale Internationale d'Arte. Da es absolut unmöglich ist, mit dem Mercedes auf das Gelände zu kommen, versuche ich erst gar nicht, nach einem Weg zu forschen.

In zehn Minuten dürften wir den Lido erreicht haben. Genügend Zeit um sich noch einmal mit der Kunstbiennale zu beschäftigen.

Neugierig wende ich mich meinem Ausstellungsführer zu und bleibe gleich beim mexikanischen Pavillon hängen: Dort empfängt die Besucher ein wahres Lichterchaos aus völlig durcheinander hängenden Neon-Reklamen für mexikanische Restaurants und Freudenhäuser. Dazwischen hängen farbenfrohe Klamotten, löcherne Strohhüte, vergilbte Matratzen und diverse abgenutzte Wäschestücke von der Decke. Ist Mexiko ein Urlaubsparadies oder ein Flüchtlingsland, stellt der Künstler als provokante Frage. Vom Urlaubsparadies haben mir meine amerikanischen Freunde schon vorgeschwärmt! Vom Flüchtlingsland hingegen niemand.

Ziemlich originell und hintergründig hört sich auch für mich die Arbeit des chinesischen Künstlers Yang Zhenzhong an: Er lässt die Besucher einen lebensbedeutenden Satz in ihrer Muttersprache sagen: „I will die“ und nimmt diesen auf Video auf. Die Reaktionen auf die unvermeidbare Feststellung des eigenen Todes dürfte so wunderbar universell und amüsant sein, wie die Welt und ihre Bewohner halt sind. Ich hätte große Lust, mir den chinesischen Pavillon anzuschauen. Aber im Augenblick erfüllt mich das Anlegen am Lido selbst wieder mit Leben. Eiligst entferne ich mich vom Oberdeck, um noch rechtzeitig in meinen Wagen einzusteigen.

Ein paar Minuten später befinde ich mich bereits an der Vaporetta Station des Lidos, an der die Linienboote aus der Lagunenstadt anlegen. Den kleinen, beschaulichen Platz habe ich mir als ersten Ausstellungsort auf der Insel ausgesucht. Was für ein angenehmer Kontrast zum turbulenten Piazzale Roma von heute Vormittag.

Die Silhouette Venedigs ist am Horizont gut zu erkennen. Zum historischen Zentrum der Wasserstadt dürften es ein paar Kilometer sein. Zum ersten Mal seit der Internationalen Automobilausstellung stehe ich auf keinem verbotenen Platz, was meinem lädierten Nervenkostüm eine willkommene Erholung bietet. Auf dem gepflasterten Areal passen sich die wenigen Autofahrer dem Schritttempo der Fußgänger an. Einige Venezianer flanieren an der Uferpromenade. Während sie den Kunst-Mercedes in Augenschein nehmen, wandern meine Augen zu einem riesenhaften Kunstwerk. Mitten auf dem Platz vor einem Restaurant steht aufrecht als Skulptur ein Gorilla mit Superman-Umhang. Er fletscht leicht die Zähne, schaut in die Ferne, dabei die Hände auf den Oberschenkeln mit aufgestellten Ohren. Durch seine Größe von mindestens vier Metern dominiert der Gorilla den Platz, ohne jedoch wirklich als Fremdkörper zu wirken. Erst die gesamte Szenerie vor und um den Gorilla macht das Ganze zu einem unwirklichen Schauspiel. Hinter dem Riesenaffen stapeln sich die Stühle eines Restaurants, Busse fahren vorbei und unmittelbar davor postiert sich ein Pferdegespann mit Kutsche und Fahrer, der in seiner Größe dem Gorilla gerade bis zum Pimmel reicht, was natürlich manchen Venezianer zu albernen Gesten ermuntert. Logisch muss ich mir diesen Supergorilla aus der Nähe ansehen. Also trabe ich zu ihm und mache einige Aufnahmen. Dabei komme ich mit Enrico ins Gespräch. Mit seinem schwarzen Lederhut und seiner whiskeybraunen Lederjacke erinnert er an einen übrig gebliebenen Helden der Italo-Western der 70er Jahre, der nun gezwungen ist, mit einer armseligen Pferdekutsche seinen Unterhalt zu verdienen. Er ist ein zurückhaltender Zeitgenosse. Spricht genauso schlechtes Englisch wie ich und ist mir auf Anhieb sympathisch. Während er sich für meinen Mercedes interessiert, interessiere ich mich für sein Pferd. Enrico gibt mir einige nützliche Tipps, wo ich mein Kunstwerk auf dem Lido präsentieren kann. Und ich verfüttere dafür meine letzten angefaulten Äpfel an seinen Gaul. Gerade will ich uns einen Espresso holen, als Enrico für eine Rundfahrt angefragt wird. So laufe ich zu dem Mercedes zurück und werde Zeuge, wie sich ein ganzer Hochzeitskreis um ihn versammelt. Ein aufgeweckter Kameramann hält die fidele Festgesellschaft vor der Gummibären-Kulisse fest. Amüsiert verfolge ich das Treiben, bis sich neue Zuschauer dazugesellen. Ein Vaporetto hat seine Passagiere auf

der Insel abgesetzt. Die Reaktionen kenne ich. Nur in der Sprache dominiert heute eindeutig italienisch: „Simpatico“, „Bella Originale“ oder „Fantastico“ kann ich mir inzwischen merken.

Ein braungebrannter, glatzköpfiger Schnurrbartträger spricht mich auf Italienisch an. Als er merkt, dass ich ihn nicht verstehe, wechselt er problemlos ins Englische. Der überaus elegant gekleidete Herr dürfte schon nahe der 70 sein: Wir reden über meine Grand Tour, die Kunstbiennale und auch über die documenta. Sein Kunstverstand und seine Ausdrucksweise übertrifft die meine bei Weitem! Wenn er merkt, dass ich nicht alles verstanden habe, wiederholt er seine Ansichten geduldig. Ohne Zweifel, ich habe es mit einem höchst gebildeten, feinen Menschen zu tun, dem während unseres Gespräches nicht entgangen sein dürfte, dass er es allenfalls mit einem einfachen Träumer, jedoch nicht mit einem ausgewiesenen Künstler zu tun hat.

„Wollen Sie Ihr Kunstwerk verkaufen?“

„Nach der Grand Tour gerne.“

„Kennen Sie die Tate Gallery oder die Saatchi Gallery in London?“

„Ja, die kenne ich!“

„Versuchen Sie es doch dort! Ich könnte mir vorstellen, dass Sie dort Interesse an Ihrem Kunstwerk haben!“ Ungläubig schaue ich meinem Gesprächspartner in die Augen. „Meinen Sie das im ernst“, frage ich ihn. „Selbstverständlich ist das mein ernst! Natürlich gibt es auch noch andere berühmte Museen!“

Noch lange, nachdem der ältere Herr sich verabschiedet hat, denke ich über seinen Vorschlag nach. Was mich selbst dazu getrieben hat, meinen Mercedes bei einigen der berühmtesten Museen der Welt anzubieten, weiß ich bis heute nicht. Warum ein intelligenter, kunstverständiger Herr mir diesen Ratschlag erteilt, ist mir mindestens genauso schleierhaft.

„Kuck Mal, da steht noch einmal so ein Auto wie bei uns.“ Augenblicklich werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Vor dem Mercedes stehen ein kleines blondes Mädchen und ein etwa zwölfjähriger Junge. „Das ist doch das gleiche Auto wie auf dem Prinzipalmarkt!“, präzisiert der Junge die Aussage des Mädchens. Unverzüglich laufe ich auf sie zu und frage: „Habt ihr das Auto schon

mal in Münster gesehen?“ „Ja, ich glaube das haben sie“, antwortet der dazu kommende Vater an ihrer Stelle. Ich bin verblüfft! Auch wenn Venedig eine der touristischsten Städte überhaupt ist, hätte ich nicht damit gerechnet, dass der Mercedes hier wiederholt gesehen wird. Meine Grand Tour hat sich scheinbar herumgesprochen. Natürlich mache ich von der Familie ein Erinnerungsfoto und unterhalte mich ein wenig mit ihnen. Kurz nachdem sie gegangen sind, kommt eine weitere Familie auf mich zu: „Wir finden Ihr Auto großartig“, sagt eine attraktive Frau in den Vierzigern mit italienischem Akzent, aber auf Deutsch. Sichtlich verwundert darüber, schon wieder auf Deutsch angesprochen zu werden, übergehe ich ihr Kompliment: „Sie sprechen ja deutsch, aber kommen bestimmt nicht aus Deutschland.“

„Nein, wir sind echte Venezianer. Aber mein Mann und ich sprechen etwas deutsch. Ich hatte es in der Schule gelernt.“

„Sie müssen auf einer guten Schule gewesen sein, denn Sie sprechen es ausgezeichnet.“

„Vielen Dank, für Ihr Kompliment! Ich bin zufrieden! Aber was wir Ihnen sagen möchten, was wirklich ausgezeichnet ist, ist ihr Kunstwerk. Ganz ehrlich, wir finden es einfach klasse.“ Normalerweise müsste ich jetzt tomatenrot anlaufen. „Vielen Dank! Ich heiße Günther. Und wem habe ich dieses tolle Kompliment zu verdanken?“. „Isabella!“ „Gilberto!“ „Lorenzo!“ und „Sofia!“ Lachend bedanke ich mich noch einmal bei der Familie, als Gilberto anfängt zu erzählen: „Wir haben gerade einen schönen Samstagnachmittag auf dem Lido verbracht und uns die Kunstwerke von der Open Art angeschaut!“ „Die Open Art? Ist das eine Kunstausstellung“, unterbreche ich ihn. „Ja, sie ist eine Skulpturenausstellung renommierter Künstler. Sie findet im Gegensatz zur Kunstbiennale nur wenige Wochen statt. Und da wir die Biennale mehrere Monate um uns herum haben, sind wir heute mit den Kindern auf den Lido gefahren, um nach neuen Kunstwerken Ausschau zu halten.“

„Da haben Sie ja ein wahres Kunstparadies vor ihrer Haustüre!“

„Ja, das finden wir auch“, stimmt seine Frau Isabella mir zu. „Und nun laufen wir zurück

zum Schiff und sehen das Highlight des Tages!“

„Sie machen Witze!“

„Nein“, erwidert Gilberto, „das finden wir alle!“ Selbst die jugendlichen Kinder scheinen die Antwort ihrer Eltern mit ihren Gesichtsausdrücken bestätigen zu wollen. Peinlich berührt stehe ich vor der Familie.

„Gehört ihr Kunstwerk auch zur Biennale?“, werde ich postwendend auf Englisch von einer Italienerin, die gemeinsam mit einer Gruppe Schaulustiger um den Mercedes steht, gefragt? „Nein, nein ich bin nur Gast auf dem Lido“, antworte ich wahrheitsgetreu. Prompt fällt mir Isabella ins Wort: „Sie müssen ‚ja‘ sagen“, und wendet sich der Gruppe zu: „Natürlich ist der Künstler ein Teil der Biennale. Mit seinem außergewöhnlichen Kunstwerk hat er uns Venezianer besonders beeindruckt. Er hat ein Kunstwerk geschaffen....“ Mit der natürlichen Ausstrahlungskraft einer gebildeten Venezianerin stellt sich Isabella vor den Mercedes und bestimmt, als wäre sie selbst die Direktorin der Biennale, das mein Kunstwerk dazu gehört. Basta! Ich grinse mir einen ab und schüttele amüsiert den Kopf! Kaum hat sie zu Ende gesprochen, spricht mich eine zierliche, schwarzhaarige Italienerin, ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, an: „Natürlich sind Sie ein Teil der Biennale. Sie haben ein überaus attraktives Kunstwerk geschaffen. Ich selbst bin Kunsthistorikerin und arbeite in meiner Freizeit oft mit Obdachlosen. Es ist manchmal schwierig, Ihnen einen Weg zur Kunst zu öffnen. Vielleicht gelingt es mir mit Ihrem Kunstwerk! Darf ich mir vielleicht mehr als einen einzigen Prospekt mitnehmen?“ Sprachlos drücke ich ihr einen ganzen Paken Flyer in die Hand!

Isabella und Gilberto, die ich inzwischen duze, möchten sich jetzt verabschieden: „Hast du Lust, heute Abend zu uns zu kommen? Wir wohnen direkt an der Piazza San Marco. Wenn du willst, du bist herzlich eingeladen. Wir sind kunstinteressiert und mögen es, neue sympathische Leute kennen zu lernen.“

„Ihr seid super nett! Vielen Dank für eure Einladung, aber ich glaube, heute Abend möchte ich erst Mal selbst begreifen, dass ich auf meiner Kunstreise in Venedig gelandet bin.“ „Du kannst dich jederzeit bei uns melden, solltest du es dir anders überlegen oder irgendeine Hilfe benötigen“, bietet Isabella mir an, bevor sie sich verabschieden.

„Eine superfreundliche Familie! Vielleicht hätte ich doch zusagen sollen“, zweifle ich schon, bevor ich sie aus den Augen verliere.

Enrico ist mit seinem Pferdegespann wieder zurückgekehrt. Ich bin erleichtert ihn zu sehen. Ich brauche dringend eine Komplimentpause. Fast fluchtartig verlasse ich mein Kunstwerk, um uns beiden einen Espresso zu holen. Für den Rest des Tages werde ich mir frei nehmen.

Eine halbe Stunde später stehe ich ziemlich aufgeräumt in der Empfangshalle des Hotels Helvetia: „Buon giorno, Signore, ich habe für zwei Nächte auf den Namen Siraky ein Zimmer sowie einen Parkplatz reserviert. Ich stehe direkt vor dem Eingang und möchte den Wagen am besten gleich auf dem Parkplatz abstellen. Geht das?“ „Buon giorno, Signore, es ist noch ein Parkplatz frei“, meint der Hotelier. „Wie lange bleiben Sie denn?“

„Bis Montagmorgen.“

„Also zwei Nächte. Gut, aber Sie müssen den Wagen bis zu ihrer Abreise auf dem Parkplatz stehen lassen.“

„Sie meinen, ich muss das Auto bis Montag auf dem Hotelparkplatz lassen“, frage ich verduzt nach. „Ja genau, weil wir nur eine schmale, abgesperrte Hofeinfahrt neben dem Hotel haben, auf der die Fahrzeuge hintereinander parken müssen.“ „Das geht auf gar keinen Fall“, kommentiere ich. „Ich brauche mein Auto morgen unbedingt.“ „In dem Fall müssen Sie ihn halt draußen parken. Erst heute Morgen hatten wir Schwierigkeiten, weil ein Gast unbedingt sein Auto haben musste. Wir suchten den Besitzer fast eine Viertelstunde, bis er sein Auto wegfahren konnte.“

„Bei allem Verständnis für ihr Parkplatzproblem, aber ich bin mit keinem gewöhnlichen Auto hier. Es ist ein Kunstwerk und ich möchte es morgen auf dem Lido ausstellen. Es wäre also nett, wenn Sie mir dies ermöglichen würden. Sie können sich das Auto gerne anschauen.“

In diesem Moment betritt eine Frau um die fünfzig mit Henna-gefärbten Haaren die Eingangshalle. Ich vermute, sie dürfte die bessere Hälfte des Empfangschefs sein. Sie unterhalten sich angeregt auf Italienisch. Ein junger Mann, wahrscheinlich der Sohn des Paares, und ich beobachten die beiden. Nun kommt sie auf mich zu und sagt in einer völlig unterkühlten Tonlage: „Wenn Sie den Parkplatz wollen, dann müssen Sie Ihr Auto solange Sie hier im Hotel sind, eben stehen lassen.“

„Das geht auf gar keinen Fall, der Wagen ist ein Kunstwerk. Und ich brauche ihn morgen.“

„Dann bleibt er halt draußen!“

Ich glaube ich platze gleich! Völlig ungerührt entscheidet der leuchtende Feuermelder: Entweder zu meinen Bedingungen oder zu keinen! „Hören Sie mal, ich bin mit meinem Kunstwerk extra zur Biennale gekommen...“ „Biennale?!“, unterbricht sie mich mit einem Aufschrei. Als hätte ich ihr einen unsittlichen Antrag gemacht, schimpft sie jetzt in ihrer Muttersprache und rennt wie eine aufgezogene Spielzeugmaus in der Empfangshalle herum.

Theatralisch wie eine Schauspielerin echauffiert sie sich über mich, während der Empfangschef schweigend zuhört. Wahrscheinlich hat sie verstanden, dass ich auf die Biennale eingeladen wurde und denkt jetzt, ich bin ein egozentrischer Pseudo-Künstler, den sie entlarvt hat. So eine blöde Kuh! Warum kann ich diese dämliche Sprache nicht?! Ich würde ein wahres Feuerwerk an wüsten Beschimpfungen loslassen. Was bildet die sich denn ein, wie man mit Gästen umzugehen hat? Als würde sie mit ihrem Hotel nicht schon genug verdienen! 30 Euro extra für einen Parkplatz, der noch nicht mal frei zugänglich ist - eine Frechheit. Wahrscheinlich können sie den Hals nicht voll genug kriegen und pressen so viele Autos wie möglich in ihre Hofeinfahrt. Und beschweren sich dann, wenn ihre Gäste zu ihren Autos wollen. Am liebsten würde ich mein Zimmer augenblicklich stornieren! Aber heute noch ein Zimmer mit einem bewachten Parkplatz auf dem Lido zu finden, dürfte aussichtslos sein - zumindest für meinen Geldbeutel. Ich bin sauer und habe nichts mehr zu verlieren. Wütend knalle ich einen meiner Flyer auf die Theke und schimpfe in einer Mischung aus englischer und deutscher Sprachschöpfung in der Hotelhalle herum: „Das ist das Auto! Hier können Sie lesen, an welchen Orten ich den Wagen schon ausgestellt habe. Hunderttausend Menschen haben sich bisher über ihn gefreut. Nur eine italienische Signora kann sich wohl gar nicht darüber freuen. Obwohl sie mir nur einen vorreservierten Parkplatz geben müsste. Schauen Sie sich den Wagen doch erstmal an, wenn Sie mir schon nicht zuhören wollen.“ Während ich zu ihr rüber blicke, hat sie aufgehört zu reden. „Nur, dass keine Missverständnisse entstehen: Ich habe keine Einladung für die Biennale erhalten. Aber vielleicht gefällt das Kunstwerk den Menschen in Venedig auch ohne Einladung. Also

kann ich jetzt einen Parkplatz haben, den ich morgen wieder verlassen kann?“ Hilfesuchend schaut der Empfangschef zu ihr und sie nickt. „Fahren Sie bitte Ihr Auto um den Straßenblock herum zum Hintereingang. Mein Sohn wird Sie hereinlassen.“

Noch erheblich aufgekratzt fahre ich in falscher Richtung die Flaniermeile entlang. Ich muss umdrehen. Aber es ergibt sich keine Möglichkeit zum Abbiegen. Hinter mir fährt die Guardia Civil. Angetrieben, so schnell wie möglich den Hotelparkplatz zu erreichen, wende ich um 180 Grad und fahre dabei über eine dicke, durchgezogene Linie. Vorwarnend hebe ich den Arm zu meiner Entschuldigung schon mal aus dem Fenster. „Das würde ich in Deutschland niemals machen“, schreit mir einer der Carabinieri tatsächlich auf Deutsch hinterher: Recht hat er! Dort würde ich mich auch nicht von einem aufgeblasenen Feuermelder in seiner Muttersprache anschreien lassen. Zum Glück fahren die Polizisten weiter.

Als ich den Wagen abgestellt habe, komme ich wieder durch die Hintertür zum Hotelempfang zurück. Miss Helvetia hat sich verzogen. Vater und Sohn scheinen um Entspannung bemüht zu sein, aber ich nicht. Kommentarlos nehme ich den Schlüssel von der Theke und verschwinde auf mein Zimmer. Wenn ich daran denke, was für einen fantastischen Empfang ich gestern Abend noch hatte, dann war dies ein echtes Gegenstück.

Nach einer erquickenden Dusche sieht die Welt gleich wieder freundlicher aus. Die Macht der positiven Gedanken hat für einen raschen Stimmungsumschwung gesorgt. Als ich den Schlüssel in der Hotellobby abgebe, ist der Rauch endgültig verflogen. Von den beiden Herren des Hauses wird mir abermals bestätigt, dass es morgen früh kein Problem sei, das Hotelgelände mit dem Wagen zu verlassen. Aus ihren Gesichtern lese ich fast schon eine Entschuldigung!

Putzmunter schlendere ich auf der Flanierstraße des Lidos entlang. Es ist Samstagabend und der verschlafene Lido ist erwacht. Vor den Restaurants drängen sich die gesetzteren Venezianer in ihrer Abendgarderobe, während die Jugendlichen die Musikbars und Eissalons bevölkern. Die jungen Venezianer sind eindeutig in der

Überzahl. Was kaum verwundert! Im Vergleich zum historischen Teil der Stadt kann man hier noch zu zivilisierten Preisen feiern gehen. In der verschlossenen Hofeinfahrt des Hungaria Palace Hotel steht einsam ein knallroter Rolls Royce. Ich glaube, er ist ein Kunstwerk der Open Art. Ich werde ihn mir morgen bei Tageslicht mal anschauen.

Allmählich bekomme ich Hunger und schlendere zur Uferpromenade zurück. Zu meiner Freude finde ich ein Restaurant, von dem ich einen tollen Blick auf die in der Ferne liegende Altstadt von Venedig habe. Der Campanile und den Palast der Dogen würde ich heute Abend ganz gerne in Sichtweite haben.

Zur Abwechslung wähle ich heute Spaghetti alle sepie und bestelle eine Karaffe vom roten Hauswein dazu. Während ich auf das Essen warte, gehe ich einer meiner Lieblingsbeschäftigung nach. Leute beobachten tue ich für mein Leben gerne! Zwei Tische entfernt sitzen 20 Kinder zusammen und feiern Geburtstag. Mir fällt auf, dass neben jedem Mädchen ein Junge sitzt. Mal unterhalten sich alle miteinander, mal mit den Kids, die in unmittelbarer Nähe sitzen. Keiner schreit, um sich bemerkbar zu machen. Die 12 bis 14-Jährigen haben sichtbar großen Spaß. Es ist bereits neun! Und weit und breit sind keine überfürsorglichen Eltern zu sehen. Sie wirken fast wie kleine Erwachsene, die es gewohnt sind, auf sich selber aufzupassen, ohne unangenehm aus der Rolle fallen zu müssen.

Soeben wird mein Essen serviert: Tintenfischringe mit schwarzen Nudeln und feuerroten Paprikastreifen. Ich glaube es war gut, heute mal auf meine heiß geliebte Pizza zu verzichten. Nachdem ich als Nachspeise zwei Tartufo bianco verdrückt habe, blicke ich gedankenversunken in die Ferne. Ich habe Lust, noch etwas zu unternehmen! Warum habe ich das Angebot von Isabella und Gilberto nur ausgeschlagen? Ich schaue auf die Uhr. Es ist inzwischen zehn. Zu spät, um mich bei Ihnen zu melden. Aber nicht zu spät um.... Mir ist gerade eine viel versprechende Idee gekommen. Hastig lasse ich die Rechnung kommen. Der Kindergeburtstag ist noch in vollem Gange. Die Feierlaune hat mich angesteckt.

Schnurstracks stiefle ich ins Hotel, hole die Flasche Champagner, die ich von Frau Busch zu meinem Abschied geschenkt bekommen habe und schleiche in den Frühstücksraum, um mir zwei Gläser auszuleihen. Man kann ja nie wissen, vielleicht treffe ich heute Abend

noch jemand. Feuchtfröhlich mache ich mich auf den Weg zur Uferpromenade zurück. Mein Ziel ist der Piazzale Roma. Der Ort, den ich heute Morgen noch mit genervten Kofferverladern hatte teilen müssen.

Bereits eine gute Dreiviertelstunde später bin ich angekommen. Ich stehe an dem Platz, an dem auch die schönste Straße der Welt ihren Anfang hat. Der Canal Grande!

Venedig, die einzige Stadt, die für sich in Anspruch nehmen kann, als ein einziges Museum zu gelten, schließt auch heute Nacht nicht ihre Pforten. Meine ganz private Nacht der Museen kann also beginnen. Berauscht von einer Karaffe Wein und ebenso vielen Glückshormonen wechsele ich ins nächste Vaporetto, um die Fahrt bis zur Piazza San Marco auszukosten. Von meinem exponierten Logenplatz ganz vorne im Boot habe ich einen herrlichen Ausblick auf beide Uferseiten. Prachtvolle Villen und beleuchtete Palazzi, - prunkvolle Bauwerke des Barocks bis hin zum Klassizismus - begleiten meine Fahrt den Kanal entlang.

Gerade halten wir an einem der berühmtesten Gebäude, dem Ca`d`Oro. Kurz überlege ich, ob ich an dem prächtigen, gotischen Palast aussteigen und mit dem nächsten Vaporetto weiterfahren soll. Aber ich tue es dann doch nicht. Der unangenehme Fischgeruch, der von der gegenüberliegenden Fischmarkthalle herüberströmt, würde dem Champagnergeschmack doch etwas abträglich sein.

Im Moment passieren wir eines der Wahrzeichen Venedigs, die Rialtobrücke. Lästigerweise ist sie von benebelten Nachtschwärmern besetzt, die durch ihr widerliches Gegröle die mystische Atmosphäre der Wasserstraße zunichte machen.

Reih an Reih tauchen nun weitere beleuchtete Kirchen und Paläste auf. Jeder für sich ist fast schon ein besonderes Kunstwerk.

Architektonische Verzierungen, fantasievolle Skulpturen, gotische Spitzbogen und romanische Rundbogen. Ich glaube, ich befinde mich auf einer Bilderbuchfahrt durch die Architekturgeschichte.

Langsam sollte ich mal eine Trinkpause einlegen. Zu meiner Freude halten wir an einer Stelle, die schön düster, dunkel und geheimnisvoll wirkt. Ich steige aus dem Boot, laufe einige Meter am Ufer entlang, setze mich auf eine Mauer und öffne den Champagner.

Aus den dunklen Seitenkanälen tauchen schwach beleuchtete Boote auf und ordnen sich in den Schiffsverkehr ein. Verzierte Gondeln tanzen an ihren Liegeplätzen. In eine hat sich ein Liebespaar zurückgezogen. Aus einer schummrigen Bar dringt lautes Gelächter. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals hallt fröhliche Musik. Eine Zeit lang lausche ich den Stimmen und verfolge jede kleinste Regung um mich herum. Da mir das bald zu langweilig wird, hänge ich gedankenverloren den vorbeifahrenden Booten nach.

Unweit bindet ein Gondeliero seine Gondel an einen verwitterten Holzpfahl. Während ich ihm dabei zuschaue, ruft er mir etwas zu. Da ich ihn nicht verstehe, winke ich ihn zu mir rüber: „Ich habe dich nicht verstanden. Ich spreche nur Deutsch und Englisch.“

„Du bist ein Tourist? Ich dachte du wärst Venezianer.“ „Nein bin ich nicht! Aber hast du vielleicht Lust, ein Gläschen Champagner mit mir zu trinken“, frage ich den hübschen Gondeliero schon ziemlich betütert. „Warum nicht? Gibt es denn was zu feiern?“, fragt er neugierig.

„Na klar! Sonst würde ich wohl kaum alleine mit einer Flasche Champagner an diesem wunderbaren Ort sitzen. Für alle Fälle habe ich aber ein zweites Gläschen mitgebracht.“

Während ich sein Glas fülle, lacht der Gondeliero mich an: „Also ich heiße Marco und wie heißt du?“ „Du heißt Marco! Dann ist die Piazza San Marco also nach dir benannt“, schwallt ich ihm ins Ohr. „Ich heiße Sunny und nach mir ist die Sonne benannt!“ Marco scheint meine dumpfe Sektlaune zu mögen, denn er lacht aus vollem Herzen. „Salute Sunny!“ „Salute Marco!“ „Du bist lustig. Ich mag lustige Menschen. Was machst du so alleine in Venedig?“

„Ich bin nicht alleine hier. Ich bin mit 35.000 Bären nach Venedig gekommen.“

„Entweder bist du ganz schön crazy oder hast ziemlich was getrunken“, erwidert Marco.

„Ich glaube du hast Recht. Ich habe zweifellos zu viel getrunken, aber das mit den Bären kannst du mir ruhig glauben!“ Bevor Marco nun das Weite sucht, reiche ich ihm den Flyer, der mir als Lesezeichen meines Kunstführers dient. Er schaut ihn sich aufmerksam an und meint: „Du bist mit diesem Auto nach Venedig gekommen. Und du feierst jetzt, dass du es bis hierher geschafft hast?“

„Genau!“

„Und wo steht das Auto jetzt?“

„Auf dem Lido.“

„Mit was hast du denn das Auto beklebt“, will er nun wissen.

„Mit Gummibären“. Erneut schaut mich Marco fragend an, während ich mein letztes Gummibärentütchen aus meiner Hose heraus krame.

„Hier probiere mal“, fordere ich ihn auf. Aber Marco lehnt ab. „Sind das Drogen“, fragt er zögernd „Nein, das sind Gummibären, die auf dem Auto kleben“, antworte ich ihm amüsiert und schiebe mir als Bestätigung eines von den Gummibärchen in den Mund. „Hast Du noch nie was von Gummibären gehört? Das ist eine total bekannte Süßigkeit in Deutschland!“ Noch immer ist er nicht bereit, einen der Bären zu probieren. Um ihn nicht komplett zu verunsichern, fange ich an, ihm einen Teil meiner Geschichte zu erzählen. Da ich so ernsthaft wie möglich dabei bleibe, hat er sie, glaube ich geschluckt.

„Lass mich doch was von den Gummibären probieren“, meint er nun..

„Und wie schmeckt es?“ „Ganz gut, aber dein Champagner schmeckt besser“, antwortet er fast erleichtert und hält mir sein leeres Glas entgegen. „Wenn Du willst, kann ich deine Gondel auch mit Gummibären bekleben? Dann würde sie nicht so schwarz und düster aussehen“. Marco hat seine helle Freude an meinem Angebot und bemerkt: „Damit würde ich besonders die weibliche Kundschaft verführen. Da Frauen sowieso zu den großzügigeren Kunden gehören, würde ich vielleicht das Doppelte mit nach Hause bringen. Apropos nach Hause. Meine Frau wartet auf mich. Ich glaube, ich muss gehen. Vielen Dank für den Champagner und die lustige Unterhaltung.“ So unerwartet wie Marco aufgetaucht ist, so unerwartet verschwindet er. Beschwingt fahre ich mit dem nächsten Vaporetto das restliche Stück des Canal Grande hinunter.

Als ich auf der Piazza San Marco, dem spektakulärsten Schauplatz der venezianischen Kunstgeschichte, eintreffe, ist es schon weit nach Mitternacht. So menschenleer habe ich den ‚schönsten Ballsalon der Welt‘ noch nie gesehen. Nicht mehr ganz gradlinig auf den Beinen schlendere ich zur Basilica di San Marco hinüber. Die Bars und Restaurants sind dabei zu schließen. Es liegt eine geruhsame, ehrfürchtige Atmosphäre über dem Platz. Selbst die gefräßigen Tauben haben ihr hektisches Flügelschlagen eingestellt und stören die nächtliche Stimmung nicht. Beflügelt und ziemlich fasziniert stehe ich

vor der mächtig, verzierten Markuskirche und betrachte die vielen Skulpturen, Reliefs und Säulen aus allen Herren Länder. Soweit ich mich erinnere, verdankt die Basilica ihre glanzvolle Ausdruckskraft einem ehemaligen Herrscher Venedigs, der vor fast tausend Jahren jedem venezianischen Heimkehrer befahl, ein kostbares Schmuckstück für die Kirche mitzubringen. Kurz bin ich geneigt, meinen letzten Gummibären an der Basilica zu hinterlassen, was ich dann aber tunlichst bleiben lasse.

In aller Ruhe laufe ich über die Piazza San Marco und bleibe an der Stirnseite vor dem Palazzo Ducale stehen. Der imposante Komplex mit Höfen, Ratssälen, Korridoren und Geheimzimmern diente in früheren Jahrhunderten als Residenz des Dogen und war die Schaltzentrale der Macht.

Ich glaube, mit Macht überfällt mich gerade meine eigene Müdigkeit. Also setze ich mich vor den Dogenpalast ans Ufer und schaue auf die Lagune.

Schiefe Holzpfähle ragen aus dem tiefblauen Wasser, an denen festgebundene Gondeln in den Wellen schaukeln. Am Horizont erkenne ich die Lichter des Lidos. Die Pestkirche Santa Maria della Salute erstrahlt wenige hundert Meter entfernt, während der Campanile nur einige Schritte weiter mir gleichsam als Wachturm dient.

Als ich anfangs, in meinem Kunstführer zu blättern, geschieht etwas Seltsames: Ich bin mir nicht sicher, ob ich wache oder träume, aber meine Gedanken machen sich auf Wanderschaft; in ein Venedig, als dieses noch kulturelle und wirtschaftliche Drehscheibe zwischen dem Orient und Europa war. Und die Piazza San Marco der Umschlagsplatz unzähliger Waren und Luxusgüter aus dem Orient. Wie ein kleiner Junge sitze ich am Ufer. Die venezianischen Marktschreier bieten Seide, Parfüme, Edelsteine und Gewürzean. Reine Düfte von Weihrauch und Safran, von Rosenwasser und exotischem Parfum steigen mir in die Nase während die altertümlichen Laternen mir ihr fahles Licht spenden. Die Pestkirche Santa Maria della Salute ist mittlerweile im Dunkeln verschwunden, während der Campanile den einfahrenden Handelsschiffen stetig als Leuchtturm dient. Es sind die Anfänge der Grand Tour, in die ich mich zurückversetze: Die Blütezeit der Bildungsreise, als Künstler

noch aus Neugierde und Abenteuerlust in die geheimnisvolle Stadt zogen, um mehr über Wissenschaft und Künste zu erfahren. Canaletto und Guardi waren im 18. Jahrhundert die letzten großen venezianischen Künstler gewesen, die Venedig in ihren Bildern festhielten. Die wohl am häufigste gemalte Stadt zog insbesondere das Interesse der großen Maler der vergangenen Jahrhunderte auf sich. Monet, Sargent, Renoir, Redon und auch mein Lieblingsmaler Paul Signac konnten sich der ungeheuren Anziehungskraft selbst nicht entziehen. Ihre Bilder zeigen die Schönheit, die Sinnlichkeit, die Lebensfreude der Stadt, die wie kaum eine andere mit Tod, mit Melancholie und mit Bildern von Trostlosigkeit und Untergang verbunden ist.

Vor mir taucht eines meiner Lieblingsbilder von Paul Signac auf: Eine venezianische Sinfonie aus Gondeln und Barken mit verschiedenfarbigen, trapezförmigen Segeln dominiert das Bild und lässt die kaum mehr wahrnehmbaren Konturen der Piazza San Marco und des Campanile am Horizont verschwimmen. Aus der Nähe zeigen sich klare, aus der Ferne betrachtet aufgehellte Farbtöne. Das ganze Bild besteht aus lauter bunten Farbentupfern, die fast magisch die Architektur und die Barken, die Lichter und die Schatten mit dem Wasser verschmelzen lassen.

Verschwommen nehme ich den letzten Schluck aus der Flasche und traue meinen Augen kaum, was ich von Odilon Redon, einem bekannten Künstler des Expressionismus nun zu lesen bekomme: „Venedig ist mehr ein Traum als ein wirklicher Ort. Ein aus toten und schönen Dingen bestehendes Märchen. Er ist der Orient der alten Zeiten mitten in Europa.“

Urplötzlich bin ich hellwach und wieder nüchtern: „Für ihn, der Anfang des 19. Jahrhunderts in der Lagunenstadt lebte, ähnelte Venedig einem antiquierten Fetzen, einem alten Teppich, einem alten Teppich aus dem Orient“.

„Unmöglich! Das kann nicht sein! Das kann einfach nicht sein!“, platzt es aus mir heraus.

Völlig aufgewühlt laufe ich am Ufer entlang und versuche meine Gedanken zu sortieren: Zuerst erlebe ich Venedig als Mittelpunkt der historischen Grand Tour. Danach als geschichtsträchtigen Umschlagsplatz zwischen Europa und dem Orient. Und eben

beschreibt Redon Venedig als keinen wirklichen Ort, eher als märchenhafte Stadt, in der Träume gelebt werden, um sie am Ende mit einem alten, orientalischen Teppich zu vergleichen.

Fasziniert schaue ich zum nachtblauen Sternenhimmel hinauf. Jetzt bin ich mir sicher, meinen eigenen Kindheitstraum erleben zu dürfen. Ich glaube mein fliegender Teppich, er wartet auf dem Lido auf mich. Vielleicht gelingt es mir ja, mit ihm auf die Piazza San Marco zu fliegen.

30. September 2007 - Marx, Mao und Mercedes

Nachdem ich erst in den frühen Morgenstunden mit einem sündhaft teuren Wassertaxi auf den Lido zurückgekommen bin, brauche ich ein Weilchen, um aus dem Bett zu kommen. Die Auswirkungen des Champagners ziehen noch durch meinen Brummschädel. Einer eiskalten Dusche habe ich es zu verdanken, dass ich um zehn wie frisch gebügelt am Frühstückstisch sitze. Nur nach essen ist mir heute Morgen wirklich nicht zumute. Dafür ist mein Bedürfnis nach Flüssigkeit anhaltend. Vier Café au Lait und ebenso viele Gläser Orangensaft helfen mir, meinen Wasserhaushalt etwas auszugleichen. Es ist kurz vor elf, als das Telefon unweit des Markusplatzes zu klingeln beginnt. Ich möchte schon auflegen, als sich doch noch eine verschlafene Stimme am anderen Ende meldet. „Pronto!“

„Buon Giorno, Isabella, hier spricht Günther. Der Künstler mit dem Mercedes. Entschuldigung, habe ich dich etwa geweckt?“ Die Stimme am anderen Ende der Leitung hört sich im Nu hellwach an. „Hallo Günther, ja wir haben noch geschlafen. Aber das macht nichts.“

„Soll ich später noch mal anrufen?“

„Nein, auf keinen Fall! Willst Du uns besuchen kommen?“

„Wollen, vielleicht schon, aber ich möchte mein Auto heute nochmals auf dem Lido zeigen.“

„Ich verstehe! Kann ich dir irgendwie helfen?“

„Vielleicht schon. Ich habe heute Nacht einen ziemlich außergewöhnlichen Einfall gehabt. Er ist derartig verrückt, dass ich mich kaum traue, dir davon zu erzählen.“

„Na komm, sag schon. Deswegen hast du doch wahrscheinlich angerufen?“

„Ihr wohnt doch ziemlich nahe an der Piazza San Marco. Sag mal, glaubst du, es gibt eine Möglichkeit, den Mercedes auf der Piazza auszustellen?“ Sofort fängt Isabella lauthals zu lachen an. „Das ist schwierig - fast unmöglich! Die Idee ist großartig! Aber eine mächtige Herausforderung. Wir kennen wohl einige Menschen die uns helfen könnten... Aber das ist unheimlich schwer zu organisieren und die Erlaubnis dafür zu bekommen.“

„Tja, das habe ich mir fast schon gedacht. Zumal es auch ein Zeitproblem gibt. Ich bin nur noch heute in Venedig. Und könnte meine Abreise allenfalls auf Dienstag verschieben. Ansonsten komme ich mit meiner Fahrerlaubnis nicht mehr rechtzeitig nach Deutschland zurück.“

„Ja und heute ist auch noch Sonntag! Das macht die Sache noch schwieriger, als sie ohnehin ist. Die ganzen Leute auf den Behörden sind nicht zu erreichen.“

„Du Isabella, ich glaube, wir vergessen meinen verrückten Einfall. Es war einfach nur ein Versuch von mir.“

„Warte mal ab! Günther, ich melde mich wieder bei dir. Vielleicht kann ich ja doch was erreichen.“

„Vielen, vielen Dank, Isabella. Du und deine Familie, ihr seid jederzeit in München willkommen!“

„Arrividerci Günther.“

„Arrividerci Isabella.“

Schade, das wird wohl nichts werden. Für einen Augenblick verweile ich noch bei meiner nächtlichen Traumdeutung und starte dann den Mercedes um ihn vom Hotelparkplatz zu fahren. Das Wetter ist einfach sagenhaft! Kein einziges Wölkchen weit und breit zu sehen! Beste Voraussetzungen, um sich einige Kunstwerke auf dem Lido anzuschauen. Enrico hat mir als Ausstellungsorte die drei populärsten Hotels auf der Insel empfohlen. Eines ist das Hungary Palace Hotel von gestern Abend. Mal sehen, ob ich es auf Anhieb finden werde.

Bald darauf stehe ich vor einer wunderschönen farbigen Perlmutterfassade, die mit bilderreichen Reliefs und Mosaiken den Architekturstil vorangegangener Jahrhunderte repräsentiert. Das Hotel im Jugendstil mit einer breiten Terrasse und einem großzügig

angelegten Park hat noch weitere Betrachter mit ihren Kameras angezogen. Interessierte Touristen drängen sich vor dem Eingang des Hotels, um die grandiose Fassade zu fotografieren oder ein Bild von dem knallroten Rolls Royce zu machen, der unmittelbar neben dem Eingang abgestellt ist. Von der Fahrertür über die hintere Tür bis zur Dachkante zieren Hammer und Sichel die Karosserie des Rolls, während auf dem Dach ein riesiger gelber Stern erstrahlt. Ich parke außerhalb des Hotels an einer angrenzenden Seitenstraße und schlendere in den Hof, um den Rolls mir aus der Nähe anzuschauen. Der Stern, die Sichel und der Hammer als Symbole kommunistischer Systeme zieren ein pures Luxusgut des Kapitalismus! Welche Botschaft wohl dahinter steckt? „Warum sollten nicht beide Automobilkunstwerke auf einem gemeinsamen Bild verewigt werden“, frage ich mich. Und schon bin ich dabei, meinen Mercedes in der Hofeinfahrt des Hotels in direkter Nachbarschaft des Rolls abzustellen. Die Idee scheint außer mir noch anderen zu gefallen, denn die beiden Kunstwerke zusammen geben ein beliebtes Fotomotiv. Mit manchen Besuchern komme ich ins Gespräch. Eine Amerikanerin, die für ein bekanntes Travel Leisure Magazin in den USA schreibt, bietet mir an, einen Bericht über meine Reise zu schreiben. Was die Amis an der Reise interessieren könnte? Ich weiß es nicht! Vielleicht wollte sie mir ja nur etwas schmeicheln. Geschmeichelt bin ich sowieso schon. In der Zwischenzeit haben sich mehrere Hotelangestellte zu den fremden Gästen dazu gesellt. Trotzdem fühle ich mich irgendwie unwohl. Ich glaube ich sollte mich wieder verziehen, um einen öffentlichen Ausstellungsort aufzusuchen.

Bevor ich aufbrechen kann, kommt ein Herr um die Fünfzig mit kreisrundem Haarausfall, Brille, schwarzem Anzug und dunkler Krawatte auf mich zu: „Sie wollen doch nicht wegfahren“, fragt er mich. Etwas irritiert schaue ich ihn an. „Eigentlich schon“, antworte ich. „Darf ich mich vorstellen? Giorgio Bonetto, ich bin der Direktor des Hotels! Dürfte ich Sie bitten, für einige Zeit hier zu bleiben? Ich habe gerade einen Angestellten weggeschickt, um eine Fotokamera zu kaufen. Ich würde Ihren Wagen gerne fotografieren lassen.“ „Kein Problem, ich habe es nicht eilig. Danke für Ihr Interesse“, entgegne ich etwas verwundert.

Zehn Minuten später steht Signore Bonetto mit einer Einwegkamera vor dem Kunst-Mercedes und knipst solange, bis der Film zu Ende ist. „Darf ich Sie zum Essen einladen“, fragt er mich nun. „Nein danke, ich habe gut gefrühstückt“, gebe ich vor. „Aber wenn Sie möchten, können Sie mir etwas über Ihr Hotel erzählen.“

Während wir in der Hotelhalle stehen, erzählt Bonetto, dass die Außenfassade die erste in Europa war, die Anfang des 19. Jahrhunderts eine Majolikaverkleidung bekam; ein italienisches Meisterstück der Art Nouveau. Mein beschränkter Kunstverstand reicht zwar nicht bis in jene Zeit zurück, aber beeindruckend finde ich sie auf jeden Fall. In der historischen Hotelhalle hängen lauter antike Kronleuchter von der Decke. Unterschiedliche Stilmöbel, fast ausschließlich Originalmöbel aus der italienischen Jugendstilzeit, stehen in den Hotelräumen herum. Eine wahrlich grazile Atmosphäre! Gleichwohl schlage ich vor, wieder nach draußen zu gehen, um den Mercedes im Blick zu behalten.

Signore Bonetto denkt noch nicht daran, mich loszuwerden und bietet mir abermals einen Snack und etwas zum Trinken an. Diesmal willige ich ein, und wir setzen uns auf die einladende Hotelterrasse, von wo aus wir beide Kunstwerke überblicken können. Während ich mich mit dem Wasser anfreunde, schenkt Signore Bonetto sich einen Chianti aus dem letzten Jahrhundert ein.

„Haben Sie von der Kunstbiennale etwas mitbekommen“, frage ich ihn gleich interessiert. „Natürlich! Ich habe mir einige der Pavillons angeschaut. Der Französische und der Italienische haben mir besonders gut gefallen. Aber als ein Lidoaner, der seit zehn Jahren die Open Art vor seiner Haustüre hat, ist die Skulpturenausstellung auch etwas Besonderes.“ „Gestern haben mich mehrere Venezianer auf den Reiz der Ausstellung angesprochen“, meine ich zustimmend. „Ja, ihren Stellenwert erkennt man daran, dass viele internationale Künstler hier ihre Kunst ausstellen. Selbst von Christo steht auf der Open Art ein Werk. Und die Preisverleihung für das herausragendste Kunstwerk fand sogar bei den internationalen Filmfestspielen vor zwei Wochen statt.“ Übergangslos fängt Signore Bonetto an, über die Filmfestspiele von Venedig zu erzählen, bis ich ihn erneut unterbreche: „Und, welches Kunstwerk hat den ersten Preis bekommen?“ „Jackie Sleper, eine mir unbekannte Niederländerin. Ihr Kunstwerk trägt den Titel „Large scale horse on a bed of roses“ und

ist vor dem Hotel des Bains ausgestellt. Ich kann mit ihm nichts anfangen. Für mich gab es spektakulärere. Übrigens, Christo und seine Ehefrau Jeanne-Claude waren vor einigen Wochen ebenfalls auf dem Lido. Die beiden haben sich unser Hotel angeschaut, haben dann aber doch woanders übernachtet!“ Während der letzten Äußerung von Bonetto muss ich schmunzeln, was ihm nicht verborgen bleibt. „Sie kennen doch Christo“, fragt er mich, ohne die Antwort abzuwarten. „Der hat in Deutschland doch den Reichstag eingepackt!“ Signore Bonetto hat mir soeben nichts ahnend ein kleines Mosaiksteinchen hingeworfen! Denn in der Süddeutschen Zeitung wurde ich scherzhaft selbst als Fruchtgummi-Christo bezeichnet!

„Signore Bonetto, Sie haben noch gar nichts über den Rolls Royce erzählt. Haben Sie mit dem Künstler denn über sein Kunstwerk reden können“, frage ich ihn nun ohne Umschweife.

„Ja, das habe ich! B. Zarro zählt sich ja zu den Dadaisten, die die konventionelle Kunst komplett ablehnen. Er möchte mit seinen Symbolen auf dem Rolls Royce eine Wunde aus vergangenen Zeiten in Form einer ideologischen Botschaft öffnen. Ist schon eine seltsame Kombination: britisch-konservativer Luxus, Sowjet Kommunismus und Maoismus. Oder was meinen Sie?“

Ziemlich unerwartet spielt er mir jetzt den Ball zurück, mit dem ich nun ebenfalls versuche zu jonglieren. „Also von den Dadaisten habe ich erstmal keine Ahnung. Kunstsachverstand besitze ich im Übrigen auch nicht. Aber, dass Zarro mit seinem Kunstwerk Gesellschaftskritik übt, ist ja offensichtlich. Ich frage mich nur, ob er den Kommunismus oder den Kapitalismus kritisieren will. Wahrscheinlich liefert das Gegensatzpaar in seiner Absurdität für sich die Aussage“, erwidere ich.

„Sie haben Recht! Beide Extreme, in dieser Darstellung vereint, dramatisieren die beiden Pole zu einem letztendlich unvereinbaren Gebilde“, erklärt mir Bonetto nun. „Wie das bei Ihrem Kunstwerk ebenso der Fall ist!“

„Wie meinen Sie denn das“, frage ich ihn sichtlich verwundert. „Ein altes Auto als Symbol von Langlebigkeit und eine Süßigkeit als Symbol einer kurzlebigen Zeit sind doch wohl auch ein seltsames Paar!“

„Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen?“

„Die späten 70er Jahre mit ihren sozialen Errungenschaften wirken in Italien bis heute noch nach. Genauso wie der Turbokapitalismus der heutigen Zeit. Beides aber ist unvereinbar miteinander!“ Sagenhaft, was man nicht alles in ein Kunstwerk hinein interpretieren kann. Ich bin von Signore Bonettos fantasiereichem Sachverstand schwer beeindruckt.

Kurz darauf verabschiedete ich mich von meinem großzügigen Gastgeber mit dem Versprechen, jederzeit wieder zurückkommen zu können. Gut gesättigt fahre ich auf die andere Inselseite. Als ich in die Küstenstraße einbiege, bin ich Mutterseelenallein. Allerlei Kunstwerke der Open Art stehen vor pittoresken Bauten zwischen hünenhaften Baumarkaden versteckt. Auf der mir gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich das ehemals exklusive Strandbad. Kaum vorstellbar, dass der Lido einmal der eleganteste Badeort in ganz Europa war. Es ist absolut nichts los! Also parke ich den Mercedes zwischen den anderen Kunstwerken und beschließe, einen Blick in das heutige Seebad der Venezianer zu werfen.

Vor dem Eingang sehe ich zwei Fahrräder, auf deren Gepäckträger sich meine bunten Flyer festgeklemmt haben.

Als ich das Meer erreiche, erblicke ich mehrere Reihen sandfarbener Badekabinen und blütenweißer Sommerschirme. Auf dem feinen Sandstrand tummeln sich mehrere Badegäste. Die Wassertemperatur scheint den Venezianern zu kalt zu sein. Denn nur ein paar Schwimmer haben sich ins Wasser getraut. Als ich mich vom Ozean abwende, fällt mein Blick auf das prominente Hotel des Bains, das zwischen Schatten spendenden Akazien hinter der Strandpromenade hervorragt.

Hier also hat Thomas Mann seine Novelle: ‚Tod in Venedig‘ geschrieben. In jenem Luxuskasten aus der Belle Epoque ließ er seine Novellenfigur Gustav von Aschenbach logieren, sich in den jungen Tadzio verlieben und ihn später am Meer sterben. Und auf diesem illustren Schauplatz, auf dem ich gerade stehe, drehte der italienische Filmmacher Luchino Visconti den gleichnamigen Film dazu. Irgendwie etwas Besonderes. Und doch wieder so gewöhnlich. Man kennt einen Schauplatz aus einer bekannten Geschichte oder aus einem Film, und wenn man dann dort ist, ist man berührt, als wäre man selbst ein Teil davon.

Ich habe genug gesehen. Auch wenn ich gegen ein erfrischendes Sonnenbad nichts einzuwenden hätte, erinnert mich die historische Kulisse, dass ich zu meinem Auto zurück muss.

Inzwischen verirren sich weitere Besucher auf der Skulpturenallee. Aber für einen Sonntagnachmittag ist es einfach zu ruhig. Mal sehen, ob das für das legendäre Hotel des Bains auch zutrifft. Während mein Kunstwerk in der Skulpturenallee ausgestellt bleibt, gehe ich in den Garten des Hotels, um mir die Siegerskulptur anzuschauen: Ein kleines nacktes Kind sitzt auf einem lebensgroßen dunkelblauen Pferd, welches den Kopf in ein dunkelrotes Rosenbett hält. Ich glaube das ganze Werk ist aus Porzellan. Etwas kitschig, aber durchaus imponierend! Ich setze mich auf eine schmiedeeiserne Gartenbank und bleibe eine Weile davor sitzen. Aber als andere Gäste in den Rosengarten kommen, mache ich mich aus dem Staub, um zum letzten Grand Hotel zu fahren.

Im Schritttempo lenke ich mein Kunstwerk zu seinem nächsten Ausstellungsort. In einer schmalen Gasse hängt die Wäsche zum Trocknen. Kleine Kinder spielen Fußball auf einem Parkplatz, während die Alten sich den Sonntag mit Backgammon spielen vertreiben. Als die Küstenstraße einen kurvenreichen Verlauf nimmt, rolle ich auf ein kolossales Gebäude im maurischen Stil zu. Es ist das dritte Grandhotel, das von seiner historischen Vergangenheit lebt. Bereits in den dreißiger Jahren fand, soweit ich Bonetto verstanden habe, das erste venezianische Filmfestival im Palasthotel Excelsior statt. Noch vor zwei Wochen gaben Filmstars wie Brad Pitt, Angelina Jolie, George Clooney oder Jonny Depp sich hier die Türklinke in die Hand. Und heute? Heute ist noch nicht einmal ein winzig kleines Filmsternchen vor dem maurischen Palasthimmel zu sehen. Außer einem streunenden Straßenkötter und mir ist weit und breit kein anderes Lebewesen zu entdecken. Ich glaube, die Fahrt hätte ich mir schenken können. Ein Foto vom Mercedes vor dem Eingang des Hotels dürfte als Erinnerung reichen. Und dann nichts wie weg. Ich bin schließlich auf eine Kunstreise gegangen um zu sehen und gesehen zu werden.

Kurz darauf stehe ich mit meinem Mercedes wieder an der Schiffsanlegestelle. Alles ist wie gestern. Enrico steht mit seinem Pferdegesspann an der gleichen Stelle. Und mehrere Schaulustige

haben sich um mein Auto versammelt. Nachdem ich mit Enrico ein kleines Begrüßungsschwätzchen gehalten habe, kümmere ich mich um mein Publikum. Von neuem genieße ich das anhaltende Interesse an meinem Kunstwerk und amüsiere mich über die heiteren Dialoge, die es entfacht. Dennoch kommt es vor, dass ich mit manchen Besuchern keine gemeinsame Sprache finde. Gerade versuche ich, mit viel Mimik und Gestik heraus zu bekommen, was mir ein französisches Ehepaar sagen will. Aber ich verstehe es einfach nicht! Sie fragen mich, ob sie es aufschreiben können. Also reiße ich einen Zettel aus meinem Tagebuch und lasse sie ihre Meinung aufschreiben: „C'est magnifique, une oeuvre d'art.“ Vielleicht finden sie ja mein Kunstwerk zauberhaft? Oder so ähnlich! Na ja, ich kann ja zuhause mal nachforschen, denke ich noch.

Bevor ich mich versehe, wollen weitere umstehende Passanten ihr Urteil schriftlich abgeben. Also lasse ich sie gewähren: Eine Familie aus Florenz schreibt: „Un `opera d'Arte originale simpatica e originale e dolce.“ Ein junges spanisches Paar kritzelt auf meinen Zettel: „Que bonita. Me le comerse toda.“ Und eine ältere Französin schreibt die Worte ihres erheblich jüngeren Begleiters auf: „Superbe idée, vraiment original, bravo pour votre ingéniosité. Il faut passer par la France.“ Ich glaube, er rät mir nach Frankreich zu kommen! Warum eigentlich nicht? Ich kann es mir ja nach der Tour überlegen. Doch im Augenblick befinde ich mich noch fest auf italienischem Boden. Seit einiger Zeit flirtet eine brünette italienische Schönheit ungeniert mit mir herum! Ich glaube, sie hat mehr Gefallen an dem Künstler als an seinem Kunstwerk gefunden. Sie möchte sich heute Abend mit mir verabreden und mich auf eine Süßigkeit bei sich zuhause einladen. Auf eine Tüte Gummibärchen lasse ich mich doch nicht einladen! Wer weiß, ob es dann dabei bleibt? Man kennt ja die Südländerinnen! Besser ich sage ihr erstmal ab. Sie ist enttäuscht. Aber immerhin möchte sie mir ihre Meinung trotzdem aufschreiben: „Bellissimo! Tutto da, ciuccuare! Complimenti all 'artista.“ Ich glaube sie steht wirklich auf Süßes!

Ein überfülltes Vaporetto legt am Anlegesteg an. Eine äußerst lebhaft Pfadfindergruppe stürzt sich neugierig auf den Mercedes. Zwei Duzend junge Erwachsene verhindern mit ihren ausladenden Rucksäcken und Isomatten nun den freien Zugang zu ihm. Mit ihren

schwarz-blauen Uniformen wirken sie wie eine lustige Schar viel zu junger Ordnungshüter, die sich des Kunstwerkes angenommen haben. Nach einer Weile werden sie von einer vorbeifahrenden Gruppe jugendlicher Fahrradfahrer abgelöst, die zu meiner Verwunderung ihre Drahtesel erst einmal abstellen, bevor sie zum Auto herüber kommen. Einer der Fahrradfahrer streicht zärtlich über die Gummibären. Es wirkt, als wäre es eine Theateraufführung: manegenhaft, mit einem Lächeln, als wolle er etwas vorspielen. Auf einmal hält er inne und tut so, als wenn er ein Bärchen essen wolle. Die andern lachen beinahe lautlos, aber gestenreich. Die Gruppe ist gehörlos.

Ich glaube sie wollen mich in ihre Aufführung einbeziehen. Zwei Mädchen kommen auf mich zu und malen mit mir unverständlichen Handzeichen etwas in die Luft. Ob es wohl italienische Handzeichen gibt, oder sind sie international? Ich reime mir etwas zusammen und deute an, dass die Gummibären etwas Essbares sind. Jemand zeigt auf die Bären und scheint sich mit einer Geste nach der Anzahl der Bären zu erkundigen. Ich deute mit den Fingern eine ‚35‘ an und versuche ‚tausend‘ anzuhängen. Erstaunen in den Gesichtern. Ob ich das richtig ausgedrückt habe? Ich nehme einen Zettel und schreibe die Zahl auf. Wie lange ich an dem Werk gearbeitet habe, wird gefragt, indem jemand das Aufkleben der Bären vorspielt. Ich notiere auf Englisch: „six weeks“. Der Zettel wird herumgereicht. Sie dachten viel länger. Obwohl wir die Unterhaltung eher bildreich als wortgewaltig führen, haben wir mächtigen Spaß. Zu mancher Konfusion tragen die zwei lustigen, italienischen Begleiter bei, deren Englischkenntnisse keine wirklich große Übersetzungshilfe sind. Ihnen habe ich es freilich zu verdanken, dass ich die Komplimente der Jugendlichen nicht alleine in Bildern, sondern auch in Worten festhalten kann: Bellissimo! Fantastico und Magnifico!

„Ob Isabella noch etwas heraus bekommen hat“, frage ich mich, nachdem die Gruppe verschwunden ist. Der Mercedes auf dem Markusplatz. Das wäre dann der absolute Knaller! Was so ein Transport wohl kosten würde? Mehrere hundert Euro? Fünfhundert wären auf jeden Fall meine Schmerzgrenze, um mit meinem fliegenden Teppich auf einem der anmutigsten Plätze der Kunstgeschichte zu landen. „Bist du eigentlich größenwahnsinnig“,

komme ich ins Grübeln. Ich glaube, bisweilen strapaziere ich meine Mitmenschen mit meinen Flausen schon arg. Jörg kann ein mehrstrophiges Lied davon singen. Immerhin hat Isabella mir ihre Hilfe ja selbst angeboten. Mein Leben ist nun mal ein einziger langer Fluss. Und das Wasser fließt in diesen Tagen so schnell, dass ich einfach ausprobieren muss, wie lange ich im Strom noch mitschwimmen kann. Na, ertrinken werde ich zumindest in der Lagune nicht. Apropos trinken: Gerade kommt mir eine andere gute Idee. Da meine Lust spürbar nachlässt, mich mit dem Mercedes länger auf dem Piazzale aufzuhalten, beende ich für heute die Ausstellung und fahre ins Hotel zurück.

Eine Stunde später stehe ich schon wieder am Anlegesteg und stoße mit Enrico auf zwei phantastische Tage an. Mickey hat mir einen australischen Wein auf die Reise mitgegeben, mit der Auflage, ihn mit einem besonderen Menschen zu trinken. Enrico scheint durstig zu sein und freut sich sehr über meine Einladung. Während ich mich auf eine anregende Unterhaltung freue.

„Das Wetter in Venedig ist traumhaft! So braun, wie du bist, hattet ihr in den Sommermonaten bestimmt nur strahlenden Sonnenschein“, stelle ich fest. „Das stimmt schon! Im Sommer kann man sich auf das Wetter ganz gut verlassen“, meint Enrico. „Bei einer offenen Pferdekutsche sollte es ja möglichst selten regnen“, sage ich darauf. „Na, wenn es regnet, dann trocknet die Kutsche sehr schnell. Nur letzten Donnerstag war das etwas anderes. So ein Unwetter habe ich hier noch nie erlebt. Den ganzen Tag hat es in Strömen gegossen. Klappstühle und Sonnenschirme sind durch die Luft geflogen. Und die Restaurants, die ihre Markisen nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben, dürfen sich jetzt neue kaufen. Zum Glück haben Cheyenne und die Kutsche nichts abbekommen. Sei froh, dass du noch nicht vor drei Tagen hier warst.“

Enrico hat Recht! Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie sich ein tagelanger, sintflutartiger Regen auf meine Gummibären ausgewirkt hätte. In meiner Dankesliste steht das traumhafte Reisewetter auf jeden Fall ganz oben!

„Gibt es außer dir eigentlich ein weiteres Pferdegespann auf dem Lido“, will ich nun von Enrico wissen. „Nein, ich bin der einzige und werde es wohl auch bleiben. Seit acht Jahren arbeite ich fast

ununterbrochen von April bis Oktober. Nur in den nächsten drei Tagen muss ich eine Pause einlegen.“ „Wieso denn das“, frage ich neugierig. „Weil hier der ganze Piazzale vor der Uferpromenade neu bepflanzt werden soll. Und somit mein Geschäft ruhen muss.“ Verwundert schaue ich Enrico an. „Du verstehst nicht? Die Bootsanlegestelle ist der zentrale Ort auf dem Lido, um gesehen zu werden. Ansonsten ist der Lido ziemlich tot. Hast du bestimmt auch gemerkt.“ „Und ob!“ „Siehst du! Du hast schon wieder Glück gehabt. Diesmal, dass du nicht zwei Tage später nach Venedig gekommen bist!“

Das sehe ich auch so! Aber noch mehr Glück schein ich mit Enrico zu haben. Wir quatschen über alles Mögliche, so als würden wir uns schon ewig kennen. Fast hat es den Eindruck, hier stehen zwei alte Freunde nach Jahren, in denen sie sich aus den Augen verloren haben wieder beisammen und tauschen sich über die Vergangenheit aus. Inzwischen haben wir herausbekommen, dass wir Mitte der 80er Jahre zur selben Zeit in Australien gereist sind. Wir recherchieren einige Orte, an denen wir uns gesehen haben könnten. Kommen aber auf keinen grünen Zweig. „Trotzdem amüsant, dass wir 20 Jahre später miteinander in Venedig einen australischen Rotwein trinken“, meint Enrico. „Ja, den Wein habe ich zum Geburtstag von einem besonderen Freund bekommen“, gebe ich zum Besten. „Sag bloß, du hast gerade Geburtstag gehabt?“

„Ja, hab ich!“

„Sag mir wann?“ Eigentlich habe ich keine Lust, meinen vergangenen Geburtstag zum Thema zu machen, aber weil Enrico erneut nachfragt, kläre ich ihn auf: „Am 18. September!“ „Und ich hatte am 20. September Geburtstag“, sagt er sofort. Instinktiv frage ich nach seinem Geburtsjahr. „1962 und du?“ „Ich bin ziemlich genau zwei Tage älter“, antworte ich ihm vergnügt.

Enrico kann es nicht fassen. Seine zurückhaltende Art ist völlig gewichen. Mag es am Rotwein oder an unseren Geburtstagen liegen? Ich weiß es nicht so genau! Auf jeden Fall beendet er seinen Arbeitstag und möchte mich zum Essen einladen. Da ich just im gleichen Augenblick dasselbe vorhatte, müssen wir uns nur noch schlüssig werden, wer die Rechnung übernimmt. Doch zunächst bietet er mir eine Rundfahrt mit Cheyenne an, die ich unmöglich ablehnen kann. Mit etwas weniger Pferdestärken als heute Mittag

fahre ich nochmals am eleganten Hungary Palace Hotel, am legendären Grand Hotel des Bains und am imposanten Hotel Excelsior vorbei. Meine Erinnerungen drehen sich um meinen heutigen Etappentag. Und wieder taucht eine dieser romantischen Stimmungen auf, von denen ich hoffe, sie würden nie zu Ende gehen. Als wir an die Uferpromenade zurückkommen, parkt Enrico seine Kutsche direkt vor dem Restaurant, in welchem ich gestern Abend gegessen habe. Während wir auf die Pizza warten, erzählt mir Enrico, dass er über zehn Jahre lang in einem bekannten Mailänder Orchester als Trompeter musiziert hat. Weil er seine Frau und seine Kinder zu wenig zu sehen bekam, hat sich die Familie eine Farm gekauft und ist auf eine der nahe gelegenen Inseln vor Venedig gezogen. Den Einfall mit dem Pferdegespann hatte er bereits in Mailand.

„Interessierst du dich eigentlich für die Skulpturenausstellung und die Kunstbiennale“, frage ich Enrico so nebenbei. „Na, etwas schon! Die Kunstwerke der Open Art sehe ich natürlich jeden Tag. Aber von der Biennale habe ich außer einer Geschichte, die ich im Fernsehen gesehen habe, gar nichts mitbekommen.“ „Was war das für eine Geschichte“, hake ich nach. „Sie haben ein Video aus Serbien gezeigt, wie ein kleiner Junge vor einem zerbombten Gebäude Fußball spielt. Erst bei genauerem Hinsehen konnte man erkennen, dass es kein Ball, sondern ein Totenschädel war, mit dem er kickte.“ „Das ist aber ziemlich heftige Kost, die du mir gerade servierst“, entfährt es mir. „Ja, ich glaube nur deshalb habe ich es in Erinnerung behalten.“ Den restlichen Teil des Abends kennen wir nur noch ein Thema: Die reizenden venezianischen Inseln und wie sie die kostbare Perle Venedig beschützen. Als Enrico sich gegen Mitternacht verabschiedet, bin ich fast ein wenig traurig. Auf jeden Fall ist er ein fabelhafter Mensch und die wunderliche Geschichte mit dem australischen Rotwein muss ich Mickey unbedingt erzählen.

Da ich der einzige noch verbliebene Gast bin und das Restaurant schließen will, bestelle ich die Rechnung und lasse mir eine halbe Karaffe Wein auf den Weg mitgeben. Ich könnte die ganze Nacht wach bleiben - so himmlisch gut fühle ich mich. Weinselig setze ich mich ans Ufer und schaue den Booten zu, wie sie den Hafen ansteuern und wieder verschwinden. Aus meinem iPod trällert der italienische Edelbarde Zucchero „Come at me, take me home, keep me fly, things

to fly...” Mein fliegender Teppich scheint schon wieder meine Gedanken erobern zu wollen.

Am Horizont erkenne ich die Lichter der Lagunenstadt und ihrer Paläste. Gestern Nacht habe ich vom Ufer des Markusplatzes auf den Lido geschaut. Und heute? Heute ist es genau umgekehrt! Der Mond wirft sein helles Licht über die Lagune. Das opalfarbene Wasser ist dem Nachtblau der stillen Dunkelheit gewichen. Ein betörender, romantischer Zauber liegt noch immer in der Luft. Und ich fühle mich so beschwingt, dass ich gegen das entspannte Rauchen eines Joints nichts einzuwenden hätte. Als Jugendlicher hatte ich aus Lust und Laune hin und wieder mal was geraucht. Aber danach für viele Jahren nicht mehr. Bis auf jenen Tag, vor etwa einem Jahr, als ich mit Mickey über meinen Glauben zu Gott sprach: Wencke, die Kinder und Jörg waren an einem lauen Sommerabend schon längst zu Bett gegangen, und wir saßen endlos auf dem Balkon und diskutierten über Gott, Buddha und Manitu. Mickey fasziniert eher der buddhistische und indianische Glaube. Und mich der christliche! Zum ersten Mal seit über zehn Jahren, sieht man mal von Jörg ab, sprach ich ausführlich über meinen christlichen Glauben. Der Kuckuck unserer bunten Küchenuhr meldete sich bereits viermal zu Wort, als wir mit Nina Simones kraftvoller Hymne „Sinnerman“ lautstark den Abend beendeten und ich mich fragte, warum es solange gedauert hat.

Vermutlich saß ich zulange zwischen zwei Stühlen, auf denen ich mich auf keinem so richtig wohl fühlte. Saß ich auf dem einen Stuhl, dann hatte ich den Eindruck, dass meine Zuhörer mich nicht ganz ernst nahmen, wenn ich mal ein Wort über meinen Glauben verlor. Saß ich auf dem anderen, schaute ich in Gesichter, die mir verraten wollten: „Gut, dann glaube erstmal so, wie wir glauben.“ Beide Seiten stellten auf ihre Art meinen Glaubensweg in Frage. Und das gefiel mir überhaupt nicht! Irgendwann begann ich, in mich hineinzuhören und mir die Beziehung zu meinem Schöpfer genauer anzuschauen. Ich fing an, die Bibel anders zu lesen. Früher las ich ein paar Minuten nach dem Aufstehen und manchmal noch kurz vor dem Schlafengehen. So war ich es seit meiner Kindheit gewohnt. Ein Gute-Nacht-Gebet war mehr Gewohnheit als inspiratives Bedürfnis. Da ich in den letzten Jahren über mehr freie Tageszeit verfügte, bekam ich beim Lesen mehr Ruhe. Meine Gedanken und Gebete

verloren sich nicht mehr in der Alltagshektik. Ich hatte Zeit, um mit Gott zu sprechen. Themen waren genügend vorhanden. Wenn ich nun die Bibel aufschlug und einen von den Versen las, den ich im Laufe von über 30 Jahren unterstrichen hatte, bekam ich oft spirituelle Gedanken, die mich den Tag über begleiteten.

An manchen Tagen benutzte ich die Bibel auch als Kommunikationsmittel zu meinem Schöpfer. Gerade wenn ich manche Zweifel an einer zu treffenden Entscheidung hatte, schlug ich die Bibel auf, und fast immer fand ich eine Antwort. Irgendwann merkte ich, dass meine Beziehung zu Gott an Intensität gewann. Meine Haltung, meine Einstellung zu ihm hatte sich geändert und es gefiel mir, meinen Schöpfer bewusster an meinem Leben teilhaben zu lassen. Inzwischen pilgere ich sonntags regelmäßig in eine der zwei evangelischen Kirchen im Ort und erzähle auch davon. Einer meiner atheistischen Freunde empfindet das schon als Missionieren. Aber was ist Missionieren eigentlich? Jemand anderem seine Überzeugungen aufzudrängen, das sollte es bestimmt nicht sein, wenn ich aus meinem Leben erzähle! Etwas sagen und stehen lassen zu können, gehört für eine Freundschaft dazu. Darüber zu diskutieren, von seinem Glauben, seinen Träumen und seinen Zweifeln zu erzählen, ohne alles genau wissen zu müssen, klingt am glaubhaftesten. Für mich jedenfalls!

Und heute Nacht lädt mich der venezianische Nachthimmel noch einmal zum Träumen ein:

Einem sehr realen Traum von Jesus, dem größten Träumer der Weltgeschichte. Auch Jesus hat geträumt. Im Gegensatz zu uns hat er ein klares Bild von der Zukunft gehabt, dem Reich Gottes. Und Jesus hat es zustande gebracht, dass Menschen sich durch sein Bild von der Zukunft für seinen Traum einsetzen, sich von ihm in Bewegung setzen lassen.

Der nahe Glockenturm schlägt bereits zwei Mal, als ich hundemüde die wenigen Schritte zurück zu meinem Hotel schlendere. Ich freue mich auf mein Bett!

1. Oktober 2007 - In der Arena mit der Ordnungsmacht

Meine teuflische Pizza ist mir heute Nacht ganz schön im Magen gelegen. Und mit ihr wohl auch meine verrückte Idee vom Markusplatz. Die ganze Nacht habe ich mich hin und her gewälzt. Habe geträumt, geschwitzt, und wenn ich zwischendurch aufgewacht bin, habe ich die Piazza San Marco vor mir gesehen. Es wird Zeit, dass sich der ganze Spuk wieder aus meinem Kopf verabschiedet. Mal sehen, ob sich Isabella gestern noch gemeldet hat.

Auf dem Weg zum Frühstück treffe ich den Sohn des Hauses. Er stellt mir seinen Freund vor. Er ist Künstler und möchte mit Freunden nach Berlin übersiedeln, weil er gehört hat, Berlin sei eine pulsierende Kunstmetropole. Da ich mich in Berlin auskenne, nenne ich ihm einige Bezirke, in denen er gut aufgehoben sein wird und verabschiede mich zum Frühstück. „Na, was schlecht begann, muss nicht unbedingt schlecht enden!“ Auch sein Vater teilt mir ausgesprochen freundlich mit, dass keiner für mich angerufen hat. Das trifft mich. Bis heute Morgen habe ich allen Ernstes daran geglaubt, dass mir mein utopisches Vorhaben irgendwie gelingen könnte. Dass Isabella sich nicht gemeldet hat, überrascht mich. Kurz überlege ich, ob ich sie anrufen soll, lasse es dann aber bleiben! „Ich werde heute doch abreisen“, teile ich dem Hotelportier mit. Enttäuscht setze ich mich an den Frühstückstisch. Eigentlich will ich nicht abreisen. Ich bin hungrig. Und gegen schlechte Laune hilft viel essen. Also stopfe ich mich mit Essen voll, so als müsste ich das Frühstück von gestern noch nachholen. Danach geht es mir besser. Ob es das Essen alleine ist, da habe ich so meine Zweifel! Eine SMS von meinem Freund hat mich soeben erreicht. Ich glaube, er vermisst mich.

Es ist halb elf, als ich das Hotel Helvetia verlasse. Gemütlich rolle ich ein letztes Mal die Flaniermeile entlang, fahre an der mittelalterlichen Festungsanlage und am jüdischen Friedhof vorbei, um danach zur Fährstation San Nicolo abzubiegen. Vor mir stehen eine Reihe von Fahrzeugen, die auf das Festland übersetzen wollen. Der Verladevorgang läuft bereits. Als einer der letzten könnte ich noch mitfahren. Aber ich entscheide mich anders! Ich bleibe an vorderster Stelle stehen und warte auf die nächste Fähre. Wenn ich Glück habe, kann ich den Wagen auf ihr so abstellen, dass ich ihn gemeinsam mit

den venezianischen Sehenswürdigkeiten aufs Bild bekomme. Während ich warte, rufe ich bei Isabella an. Ein Transport auf die Piazza San Marco ist wohl endgültig gestorben, aber verabschieden möchte ich mich schon bei ihr. Es schaltet sich der Anrufbeantworter ein, und ich hinterlasse das Versprechen, bei meinem nächsten Besuch mit ihr eine Flasche Champagner am Ufer der Piazza San Marco zu trinken.

Die einlaufende Fähre hat angelegt. Ungeduldig warte ich auf das Zeichen des Einweisers. Als wenn ich es geahnt hätte, überholt mich kurzerhand die Guardia Civil. In ihrem Windschatten folgt ein silberner Alfa Romeo. Beide Fahrzeuge parken ausgerechnet auf den beiden Plätzen, auf die ich fast eine Stunde lang gewartet habe. Mensch bin ich ärgerlich! Die ganze Warterei hätte ich mir schenken können. Missmutig stelle ich den Mercedes hinter dem Alfa ab. Dabei entdecke ich, dass wenigstens ein Teil des Mercedes auf dem Oberdeck frei zu sehen ist. In aller Ruhe legt das Schiff ab. Ich signalisiere der Signora mit ihrem Alfa, dass ich Bilder vom Mercedes machen möchte. Sie steigt daraufhin ungefragt in ihr Auto und setzt den letzten halben Meter nach vorne, damit ich Raum zum Rangieren gewinne und schlussendlich noch höher stehen kann. Was seid ihr Italiener für ein hilfsbereites Völkchen! Eine kleine gute Tat und schon ist mein Ärger wieder verflogen.

Auf dem Canale della Guidecca fahren haufenweise Linienschiffe und Sportboote an uns vorbei. Ein Transportschiff mit antiken Möbeln bepackt, schneidet uns den Weg und steuert auf den Canal Grande zu. Auf so einem Schiff hätte mein Kunstwerk bestimmt zum Markusplatz transportiert werden können! Leider müssen mein fliegender Teppich und ich uns von unserem lieb gewonnenen Venedig jetzt verabschieden. Während die Autofähre auf das Markusbecken zusteuert, ist meine Kamera ein letztes Mal auf Venedigs Traumkulisse ausgerichtet. Hastig knipse ich ein Bild nach dem anderen. Zu meiner Freude gelingt es mir, zumindest auf einem Foto die Gummibären vor dem Campanile und dem Dogenpalast aufzunehmen, ohne dass die giftgrüne Reling zu sehen ist. „Für die zahlreichen Versuche eigentlich kein schlechtes Ergebnis“, resümiere ich neckisch.

Als ich gegen Mittag über die Ponte della Liberta auf das Festland fahre, schaue ich ein letztes Mal auf die Lagunenstadt zurück. Die kostbare Perle erstrahlt nach wie vor in ihrem unversiegbaren Glanz.

Als bald habe ich mein nächstes Etappenziel vor Augen: In gut zwei Stunden dürfte ich Verona erreicht haben. Die Stadt, die wegen ihrer aus rötlichem Kalkstein errichteten Gebäude als das rote Verona gilt. Mit 80 km/h diesele ich über die Autobahn und habe seit langem mal wieder ein Auge für die prachtvolle Landschaft übrig. Malerische Zypressen, Palmen und Agaven säumen allerorten die Strecke. Reife, voll behängte Orangen- und Zitronenbäume soweit mein Auge reicht. Man kann den Duft der Zitrusbäume deutlich riechen. Es ist einfach wunderschön, auf einer landschaftlich so reizvollen Autobahn zu fahren. Wie ein großer Schwamm sauge ich die anregenden Eindrücke auf. Wohl wissend, dass sie mir vor allem helfen, mich von meinen Befürchtungen abzulenken. Seit einer halben Stunde läuft mein Auto, ohne sich ein einziges Mal bemerkbar gemacht zu haben! Wenige Kilometer später ist es dann soweit - meine Zickenfahrt beginnt von neuem. Während mein Mercedes immer lahmmer wird, sind die auf mich auffahrenden LKWs gezwungen, auf der brechend vollen Autobahn, die Spur zu wechseln. Weil der Standstreifen mit allerlei natürlichem Unrat belegt ist, kann ich nicht mal ausweichen und werde zu einem leuchtenden Verkehrshindernis. Das hartnäckige Hupen der Brummifahrer sorgt nicht gerade für die Beruhigung meiner Nerven. Immerhin geht der Motor nicht aus, und es gelingt mir, ihn von neuem auf 120 km/h zu bringen. Als ich meine hupende Brummifraktion auf der linken Spur überhole, gebe ich mir alle Mühe, nicht zu ihnen rüber zu schauen. Den Vogel kann ich mir schon selbst zeigen!

Meine Angst ist komplett zurückgekehrt. Und mit ihr die Frage, was ich tun soll! Noch 70 Kilometer bis Verona. Das schaffe ich heute irgendwie! Und dann? „Ich bin auf dem Weg nach Hause. Auf die eine oder andere Weise werde ich schon über den Brenner kommen. Die Vogelstraußhaltung hat bisher ja ganz gut funktioniert. Ich habe einfach keine Zeit, um nach einer Werkstatt zu suchen. Höchstens, ich bekomme keine andere Wahl“, beschließe ich etwas verzagt. Eine gehörige Ablenkung ist die einzig wirksame Methode, damit ich mich nicht völlig verrückt mache. Also denke ich an Verona, die schöne

Stadt im Norden Italiens. Und schon purzelt im Nu ein weiterer Mosaikstein vor meine Füße.

Es war Ende Oktober, und entgegen der Vorhersage wurden wir mit kaltem, unfreundlichem Wetter empfangen. Die letzten Monate waren turbulent gewesen. Der Gummibären-Mercedes war wenige Wochen zuvor fertig geworden. Und so beschlossen Jörg und ich, einige entspannte Tage am Gardasee zu verbringen. Als wir in Verona ankamen, regnete es in Strömen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als von einer Bar in die nächste zu flüchten, um uns mit mehreren Espressos und Dulce daran zu erinnern, dass wir uns überhaupt in Italien befanden. Da es jedoch nicht mit Pladdern aufhörte, verloren wir irgendwann die Lust, von einer Bar in die nächste zu rennen und fahren an den Gardasee. Es war bereits spät geworden, und wir entschieden, die erstbeste Unterkunft zu nehmen, um am nächsten Tag weiter zu suchen. Ein überteuertes Hotel ohne funktionierende Heizung, aber dafür mit sehr gutem Essen, war ein weiteres Indiz, dass wir faktisch im Süden angekommen waren. Am nächsten Morgen saßen wir schon frühzeitig in einer Bar, um uns mit einem zünftigen Frühstück für eine geräuschvolle, ungemütliche Nacht zu entschädigen. Während Jörg unseren Reiseführer durchblätterte, war ich bereits mit meinen Gedanken an einem anderen Ort: In den zurückliegenden Wochen hatte ich mit Hochdruck an der Fertigstellung meines Katalogs gearbeitet. Er sollte meine Kunstwerke vorstellen und ihnen ein professionelles Erscheinungsbild geben. Kurz vor unserem Urlaub hatte ich es noch geschafft, ein Musterexemplar anfertigen zu lassen. Der Katalog war in zwei Bereiche unterteilt. Im ersten Teil wurde die Idee ‚art of gum‘ vorgestellt und meine Möbel abgebildet. Im zweiten Teil war unter dem Titel ‚das Projekt‘ der Gummibären-Mercedes fotografisch in Szene gesetzt und die Entstehungsgeschichte beschrieben. Auch ein dritter Teil ‚die Vision‘ war ursprünglich geplant. Hier sollte auf mein eigentliches Traumprojekt hingewiesen werden. Doch kurz vor Druckbeginn hatte ich mich dagegen entschieden, es vor der Umsetzung zu veröffentlichen.

Im Januar 2005, acht Monate bevor ich anfang, den Mercedes zu bekleben, hatte ich mich mit einem visionären Projekt beschäftigt. Ich wollte bei der bevorstehenden Fußballweltmeisterschaft ein ganzes Fußballstadion mit Gummibären bekleben. Auch wenn ich an einer Durchführung der spektakulären Kunstaktion mehr als berechtigte Zweifel hatte, war ich absolut davon überzeugt, dass die Auswirkung auf die Zuschauer einfach phänomenal sein würde. Ich hatte die Reaktionen von frisch beklebten Flächen, die nicht einmal einen Quadratmeter groß waren, noch in Erinnerung. Ihre Wirkung war ein Angriff auf sämtliche Sinnesorgane gewesen. Welch phänomenale Anziehungskraft würden sie erst durch ein ganzes Stadion entfalten? Man würde sich in der Fußballarena wähnen, als wäre man in einer glitzernden Edelsteinhöhle; als würde man die Gelegenheit bekommen, selbst in Ali Babas Schatzkammer zu sitzen. Ob im Sonnenlicht oder abends, wenn das Flutlicht eingeschaltet wäre, würde das Funkeln von sieben Millionen farbigen Gummibären eine hinreißende Kulisse für die Besucher abgeben.

Ein Fußballstadion mit Gummibären zu bekleben, das war wahrlich eine Vision: Ein Konzept zu erstellen, in dem der gesamte Innenbereich eines Stadions, also alle Sitzplätze und das Spielfeld inklusive der Tore, mit Gummibären beklebt werden könnte, war eine gigantische Herausforderung.

Zunächst hielt ich Ausschau nach einem potenziellen Fußballstadion, welches sich für das Projekt eignen würde. Das Stadion dürfte nicht viel mehr als 20.000 überdachte Sitzplätze haben und müsste im Zeitraum zwischen dem letzten Bundesligaspieltag und dem Ende der Fußballweltmeisterschaft Spiel- und Veranstaltungsfrei sein.

Maximal 27 Tage würde man Zeit für die Organisation vor Ort und für die Gestaltung der vielen Sitzplätze haben, hatte ich ausgerechnet. Für mich alleine ein unmögliches Vorhaben. Mit 1.000 freiwilligen Helfern unter Umständen durchführbar. Jeder Künstler sollte ausgestattet mit Kleber, Lack und Gummibären mindestens zwei Sitzplätze pro Tag bekleben. Elf bis dreizehn Tage würde die Klebeaktion demnach dauern.

Nebenbei plante ich, das Spielfeld mit den 32 Nationalfahnen der teilnehmenden Länder zu verhüllen. Wie ein großes Puzzle sollten die mit Gummibären beklebten und mit einem Spezialglas vor Regen und

Sonneneinflüssen geschützten Flaggen auf dem kompletten Rasen verlegt werden.

Der Kunstevent sollte die gesamte Weltmeisterschaft andauern. An jedem Spieltag würden die Fußballfans die Übertragung der WM-Spiele von ihren Sitzplätzen auf einem riesigen Videowürfel, der in der Stadionmitte installiert wäre, mitverfolgen können. Um die spektakuläre Wirkung des Kunstwerkes zu erhalten, könnte allerdings nur jeder vierte Platz mit einem Zuschauer belegt werden. So hätten täglich mehr als 5.000 Besucher die Möglichkeit, die Fußballspiele in der Kunstarena zu erleben.

Unerwartet schnell hatte ich für mein Projekt ein ideales Stadion gefunden. Die Bay Arena in Leverkusen hatte eine Besucherkapazität von 22.000 Plätzen, mit dem Chemieriesen Bayer einen potenten Sponsor und stand im bevölkerungsreichsten Bundesland. Einer der Vorteile von Nordrhein-Westfalen erschien mir die Nähe zu möglichen Sponsoren. Die Firmen Haribo und Pattex waren in meiner Fruchtgummikunst mit ihren Produkten vertreten.

Über Bayer Leverkusen erfuhr ich, dass der Bayer Konzern großes Interesse besaß, bei der Fußballweltmeisterschaft in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Der Konzern war nicht sehr erfreut darüber, dass in seinem Stadion keine Weltmeisterschaftsspiele ausgetragen würden. Dass die deutsche Nationalmannschaft ihr Quartier nicht wie ursprünglich geplant in Leverkusen, sondern in Berlin aufschlagen würde und auch die Brasilianer nicht als Ersatz in Frage kamen, sorgte ebenfalls für Ernüchterung beim Sponsor. Da ihr Fußballstadion nach der Weltmeisterschaft auch noch umgebaut und die Sitzplätze somit erneuert würden, sprach vieles dafür, einen erstklassigen Ort gefunden zu haben.

Aber wie konnte ich den Vorstand der Firma von meiner utopischen Idee überzeugen? „Keine Möglichkeit, absolutely no chance, spinnst du, wie soll dir dies gelingen? Wer ist schon so bescheuert und vertraut alleine deiner Fantasie so ein Projekt an? Dies wäre um so viele Nummern zu groß für dich, du könntest sie gar nicht alle zählen“, ging es mir letztendlich durch den Kopf und meine Vision wanderte in die Schublade.

Erst im September 2005, kurz nachdem ich den Mercedes beklebt hatte, holte ich meine Konzeption wieder aus der Schublade hervor. 280 Tage vor Beginn der Fußballweltmeisterschaft hatten Franz Beckenbauer und André Heller das offizielle Kulturprogramm vorgestellt.

Zugegeben, ich war kein weltbekannter Künstler wie Christo, der seine spektakulären Verhüllungsaktionen verwirklichen konnte, dachte ich nun. Aber einen Versuch war es vielleicht doch wert? Zu verlieren hatte ich ja nichts. Schließlich gab es in meinen Augen nun eine Person, die mir bei der Umsetzung vielleicht helfen konnte: André Heller, der „Traumverwirklicher unserer Zeit“, wie die Süddeutsche Zeitung über ihn schrieb, und der frisch ernannte Kunst- und Kulturkoordinator der Fußballweltmeisterschaft.

„Hallo Sunny, an was denkst du gerade?“ Jörg fuchtelte mit seinen Armen vor meinem Kopf herum. Es schien fast so, als versuchte er schon längere Zeit auf sich aufmerksam zu machen. „Träumst du noch von der letzten Nacht? Oder was ist los? Ich muss mich langsam etwas bewegen.“ „Lass uns nach Gardone fahren und meinen Katalog bei André Heller vorbeibringen“, schlug ich ihm vor.

Als wir in Gardone ankamen, war es ein Leichtes, André Hellers öffentlich zugänglichen Giardino Botanico zu finden. Eine ältere Italienerin saß vor einem kleinen Gartenhäuschen und begrüßte uns recht freundlich. Der Botanische Garten war wirklich so bezaubernd, wie er in verschiedenen Reisemagazinen beschrieben wurde. So verbrachten wir mehrere Stunden in dem eineinhalb Hektar großen Paradies, bevor wir uns bei der Signora am Empfangshäuschen nach André Heller erkundigten. „Im Moment ist er sehr viel in Deutschland unterwegs“, bekamen wir als Auskunft. Gerne war sie bereit, ihm die Unterlagen mit der alltäglichen Post weiterzuleiten.

Eine Antwort von André Heller auf meine visionäre Kunstarena bekam ich leider nicht. Gehofft hatte ich zwar insgeheim, damit gerechnet hatte ich nicht.

Drei Monate vor Beginn der Fußball Weltmeisterschaft wurde ich ein letztes Mal durch das Interview mit der Süddeutschen Zeitung an mein Stadionprojekt erinnert: „Verraten Sie uns Ihren Traum: Was würden Sie gerne noch mit Gummibären bekleben – das

Brandenburger Tor etwa?“ „Ich habe einen Traum in dieser Kategorie. Jetzt ist es aber noch nicht an der Zeit, über meine Vision zu sprechen“, war damals meine ausweichende Antwort!

Gestärkt durch die positive Resonanz auf das veröffentlichte Interview, versuchte ich eine professionelle Konzeption für die Kunstarena anzufertigen, und diese den Vorständen von Bayer Leverkusen zuzusenden. Gleich zu Beginn meiner Recherche fiel mir unerwartet auf, dass am 30. Mai, nur neun Tage vor Beginn der Weltmeisterschaft, ein Freundschaftsländerspiel der deutschen Fußballnationalmannschaft gegen Japan in Leverkusen stattfinden sollte. Dies war erst kurzfristig in den zurückliegenden Wochen beschlossen worden. Durch die Belegung des Stadions war mein Traumprojekt nun endgültig vom Tisch.

Noch zwanzig Minuten und ich habe Veronas Stadtzentrum erreicht. Fünf Intervallstöße auf einer Strecke von 120 Kilometern. Das geht ja noch! Obwohl meine Nerven zeitweilig blank lagen, bin ich nun erstaunlich ruhig. Ich bin einfach zu gespannt auf mein geliebtes Verona.

Die Zugangsstraßen sind von Autos verstopft, als ich die Via Roma hinunterfahre. Mein Ziel ist der ‚Liston‘, die Flaniermeile der Stadt. Als ich durch das doppelbogige Stadttor fahre, passiere ich auf rosafarbenen, gepflasterten Marmorsteinen den Eingang der berühmten Promenade. Vor der historischen Häuserfront drängen sich zahlreiche Cafés und Straßenlokale, die bereits gut gefüllt sind. Von hier hat man einen sagenhaften Blick auf die Piazza Bra, einem großflächigen Platz mit epochalen Palästen und dem prächtigen Amphitheater. Es ist der ideale Ausstellungsplatz für meinen Mercedes, wie ich finde. Also halte ich an, stelle meine Flyer auf das Auto und verfolge die Blicke der Cafébesucher. Es dauert keine zehn Minuten, bis eine Carabinieri auf mich zukommt und mich resolut des Platzes verweist. Ihre Art gefällt mir überhaupt nicht! Sie tritt selbstherrlich, arrogant, wie ein kleiner General auf. Mit ihrem Kaiser-Wilhelm-Gedächtnishelm und ihrer dunkelblauen Uniform spielt sie ihre Rolle viel zu filmreif. Es vergeht mir die Lust, mit ihr überhaupt das Diskutieren anzufangen. Mürrisch trotte ich von dannen, fahre fünfzig Meter die Straße hinunter und stelle mich in

eine angrenzende Parkbucht. Ein eingeschränktes Halteverbotschild macht mich zwar darauf aufmerksam, dass ich auch hier nicht dauerhaft bleiben darf. Aber wenn ich noch nicht einmal auf diesem besseren Parkplatz stehen kann, dann soll diese verkappte Filmdiva mich gerne mal kennen lernen. Glücklicherweise ist sie derweil mit anderen Verkehrsteilnehmern beschäftigt. Wie eine aufgezoogene Springmaus hüpfte sie von einer Stelle zur anderen und verscheucht die ebenfalls im Halteverbot stehenden Autofahrer.

Letztendlich bin ich mit meinem neuen Stellplatz ganz zufrieden! Er ist zwar nicht vergleichbar mit der überaus attraktiven Flaniermeile, aber zumindest stehe ich auf der Piazza Bra. Selbst wenn ich zwischen parkenden Autos stehe, dominiert noch immer das historische Flair. Und es reicht aus, um zu sehen und gesehen zu werden.

Einige Veroneser haben den Mercedes schon entdeckt. Sie bleiben stehen, schauen interessiert und unterhalten sich mit mir. Leider hat eine gewisse Person ebenfalls noch nicht das Interesse an meinem Auto verloren. Erneut kommt die Generalin auf mich zu und möchte, dass ich verschwinde. Ihre überhebliche Art beginnt mich zu nerven. Mit erregter Stimme und reichlich gestikulierend signalisiere ich ihr, dass mein Wagen an dieser Stelle wirklich niemand stört. Sie sieht das natürlich anders und so tauschen wir in drei verschiedenen Sprachen heftig unsere Argumente aus. Während unseres mehrminütigen Streits versucht sie die anderen Verkehrsteilnehmer nach wie vor im Auge zu behalten. Einem französischen Reisebus, der unerlaubter Weise ins historische Stadtzentrum eingebogen ist, habe ich es schließlich zu verdanken, dass sie ihr Augenmerk von mir ablässt. Ich weiß nicht warum, aber irgendwie scheinen die weiblichen Carabinieri sich dem Charme meines Mercedes widersetzen zu können. Ich bin gespannt, wie lange ich von ihr in Ruhe gelassen werde.

Eine Mittvierzigerin in einem hautengen, grasgrünen Kleid, der die Auseinandersetzung nicht verborgen geblieben ist, kommt lächelnd auf mich zu: „Gut gemacht, nur nicht alles von den Carabinieri gefallen lassen“, bekomme ich zu hören. „Danke, ich glaube, sie liebt ihre Arbeit“, erwidere ich etwas lapidar. „Das tut sie sicherlich! Und Sie wahrscheinlich auch!“

Da die etwas propere Italienerin noch immer ein Lächeln zeigt, kann ich nicht einschätzen, was sie mir soeben sagen will. „Was meinen Sie damit“, frage ich nach. „Jeder tut doch das, was er am besten kann“, denke ich. „Die Carabinieri fühlt sich wohl, wenn sie im Verkehr für Ordnung sorgen kann und Sie, wenn Sie die Ordnung etwas durcheinander bringen. Das passt doch ganz gut zusammen!“ Klingt etwas provokant, was mir meine Gesprächspartnerin gerade mitteilt. Couragiert ist sie ohne Zweifel! Ansonsten würde sie mir wohl kaum, kurz nachdem wir einige Worte gewechselt haben, mir diesen Spiegel vorhalten. „Glauben Sie denn, dass ich keine Ordnung halten kann“, frage ich demonstrativ, um ihr prompt die Antwort zu geben: „Dann schauen Sie sich mal die ganzen Quadrate auf dem Auto an!“ „Sie sehen, es kann sogar Vergnügen bereiten, eine Ordnung einzuhalten“, antwortet sie erneut mit einem undurchschaubaren Lächeln. Wow, was für eine interessante Gesprächspartnerin habe ich gerade vor mir, denke ich. „Hallo, ich bin Susanna. Und ich wollte dich auf keinen Fall belehren. Ich fand es nur amüsan, eurem Streit zuzuschauen“ „Ich heiße Günther! Und wurde von der freundlichen Signora bereits vor einer Viertelstunde ziemlich rüde von der Promenade vertrieben“, füge ich erklärend hinzu. „Na, dann steht es ja unentschieden! Nicht schlecht für ein Auswärtsspiel.“

„Das Spiel ist noch nicht zu Ende. Aber ich glaube, ich wäre mit einem Unentschieden zufrieden“, füge ich resümierend hinzu. „Ich habe gelesen, dass du eine Kunstreise machst. Kannst du mir etwas über deine Grand Tour erzählen“, erkundigt sich Susanna nun. Gut, mache ich doch gerne! Und fange an, von meinen Tourerlebnissen in Italien zu berichten. Als ich nebenbei erwähne, dass ich an den meisten Ausstellungsplätzen verbotener Weise stand, fängt sie lauthals zu lachen an: „Günther, ich glaube zu deiner Kunstreise gehört einfach dazu, gegen Vorschriften zu verstoßen.“ „Wenn du das auch glaubst“, bemerke ich mit einem spitzbübischen Lächeln. „Hauptsache das Spiel geht nicht in die Verlängerung. Ein paar Passanten werden den Mercedes bestimmt noch entdecken“. Und das tun sie auch! Zwar weniger als in den vorherigen Städten. Aber allemal genügend, um für ausreichende Unterhaltung zu sorgen. Ich glaube, ich habe noch denselben Spaß wie zu Beginn meiner Reise. Selbst wenn ich zum fünfzigsten Mal die Gummibärenanzahl

auf meinem Mercedes erraten lasse, fühle ich mich wohl, wie in der Haut eines Straßenkünstlers.

Nach zweistündiger Ausstellung verspüre ich mit einem Mal Lust, mich für eine Weile von meinem Kunstwerk zu verabschieden. Um eine bessere Sicht über die Piazza Bra zu haben, steige ich einige Treppenstufen zum kunsthistorischen Museum hinauf und setze mich auf eine altertümliche Mauer. In den Straßenrestaurants und Bars vor der Arena sind kaum noch freie Plätze zu bekommen. Viele Veroneser schlendern schwatzend und wild gestikulierend die breite Promenade hinunter. Augenscheinlich genießen sie das mediterrane Flair der orange schimmernden Stadt genauso wie ich. Von meinem erhöhten Aussichtsplatz kann ich das beherrschende Gebäude der Piazza Bra, die grandiose Arena gut erkennen. Das neben dem Kolosseum in Rom weltweit größte Amphitheater ist eigentlich nur eine antike Ruine, aber eine ziemlich eindrucksvolle dafür. Seit nahezu einem Jahrhundert fasziniert sie die Massen, wenn in den Sommermonaten im berühmtesten Freiluft-Opernhaus der Welt, ein spektakuläres Fest für Augen und Ohren beginnt. Mein Freund und ich können eine wahre Arie davon singen.

Das antike Kunstwerk erstrahlt im Glanz der untergehenden Abendsonne, so dass ich auf der Mauer sitzen bleibe, um mir das lebhaft Treiben davor anzuschauen. Eine ganze Weile verharre ich, bis ich vom Trubel vor meinem eigenen Kunstwerk auf einmal abgelenkt werde: Eine asiatische Reisegruppe drängt sich um den Mercedes und macht ihre Bilder. Im Moment formiert sich die dreißigköpfige Gruppe in einem Pulk hinter dem Mercedes, um das Heck zu fotografieren. Plötzlich gesellt sich eine ganz in schwarz gekleidete, uralte italienische Oma mit Krückstock dazu und stellt sich unbeabsichtigt direkt vor das anvisierte Fotomotiv, was der Gruppe und mir ein herzhaftes Lachen abringt. Unbeirrt streicht sie gefühlvoll mit der einen Hand über die Gummibären, während die andere ihre Plastiktüte und ihren Krückstock festhält. Schritt für Schritt wandert sie um den Kofferraum herum, ohne die Aufregung hinter sich mitzubekommen. Ich glaube sie überlegt, ob sie nach einem Flyer greifen soll. Aber sie traut sich nicht! Ich überlege nicht weiter und springe von der Mauer herunter, um die kontrastive Szene bildlich festzuhalten. Als ich gleich darauf neben der Oma stehe, hat

sie bereits einen Flyer in der Hand. Also spreche ich sie an. Aber sie versteht mich nicht. Weit und breit ist kein deutscher Übersetzer zu sehen. Ich habe große Lust, mich mit ihr zu unterhalten. Aber daraus wird wohl nichts! Meine hilflosen Gesten scheinen sie eher zu verunsichern. Eingeschüchtert humpelt sie mit ihrem Gehstock auf und davon. Ich glaube, ich habe irgendetwas falsch gemacht! Auf jeden Fall bedauere ich es mal wieder, dass der liebe Gott mir zu wenig Talent für Fremdsprachen geschenkt hat. Eine unliebsame Schwäche, die, wenn ich mir es genau überlege, mich auf meiner Tour bisher nicht einmal groß behindert hat.

Mein knurrender Magen und die hereinbrechende Dunkelheit sorgen dafür, dass ich mich aus heiterem Himmel von der Piazza Bra verabschiede. Zurück im Hotel passe ich dem Mercedes erstmal seinen Schlafanzug an, bevor ich mich selbst in Schale schmeiße. Punkt einundzwanzig Uhr sitze ich frisch geduscht in einem feinen italienischen Restaurant und fühle mich wie neu geboren. Der Zitronenduft meines After Shaves übertüncht den miefigen Geruch meines beigen Hemdes aufs Neue. Aber es interessiert mich nicht. Ich habe einen Bärenhunger. Und heute Abend esse ich die Karte leer. Schließlich habe ich etwas zu feiern: Drei berühmte Kunstausstellungen in zehn Tagen - mein märchenhafter Traum hat sich erfüllt! Fast zu schön, um wahr zu sein. Die tägliche Hektik der vergangenen Tage hat mir kaum Zeit gelassen, darüber nachzudenken. Aber heute Abend soll das anders sein. Ich werde essen und nachdenken. Und ich werde beides genießen, solange es nur irgendwie geht.

Während ich meine Spaghetti Vongole als Vorspeise serviert bekomme, denke ich an die Skulpturprojekte in Münster zurück. An meinen Kunstvortrag vor der Lambertikirche, an den kleinen Ministranten, meine skurrile Toilettenbekanntschaft oder an den distinguierten Franzosen, der die Grand Tour als Tourist vor mir absolvierte.

Meine Hauptspeise, einen gebackenen Lachs in Salbeisoße, verbringe ich in Gedanken mit Raul, der mir ungewollt einen Teil meines Märchens offenbarte und den generösen Beamten, denen ich meinen neunstündigen Stellplatz auf der documenta zu verdanken habe. Den

vielen begeisterten Zuschauern, die dafür verantwortlich sind, dass ich den Besuch auf der documenta bis zu meinem Lebensende nie wieder vergesse, habe ich es schließlich zu zuschreiben, dass ich mir erst kurz vor Mitternacht das Dessert servieren lassen will.

Ein Tartufo Bianco und ein Tartufo Negro lassen mich abermals von zwei unvergesslichen Tagen in Venedig träumen, bis ein rasend gut aussehender Kellner einen kostenlosen Grappa sowie die offen stehende Rechnung serviert.

Quietschvergnügt komme ich gegen eins ins Hotel zurück. Der Nachtportier sitzt surfend vor seinem Bildschirm und begrüßt mich sehr zuvorkommend. Höflich frage ich, ob ich meine E-Mails abrufen kann. Er hat nichts dagegen und bietet mir an, sie für mich auszudrucken. Eine E-Mail von Jörg und eine von Isabella habe ich gleich darauf in meiner Hand. Neugierig lese ich mir als erstes die Nachricht von Isabella durch:

*„Lieber Günther,
am Sonntag habe ich leider nichts unternehmen können: In Italien am Feiertag ist alles still. Am Montagvormittag habe ich mich an unseren Vertrauenstransporteur gewendet. Er sagte mir, er sei für einen Autotransport, noch dazu für einen so wichtigen und wertvollen, nicht ausgestattet. Er hat mir einen anderen größeren Unternehmer empfohlen. Dieser Transporteur hätte Informationen über das Gewicht des Autos benötigt, um zu wissen welches Boot und welcher Kran er gebraucht hätte, um mir überhaupt die Kosten dieser Operation mitteilen zu können. Außerdem, sagte er mir, er könne den Canal Grande nur in den Vormittagsstunden befahren und benötige eine Passiererlaubnis vom Gemeindeamt (wie ich schon erwähnt hatte). Das alles beansprucht, laut seiner Aussage, mindestens 10 Tage. Ich habe dich im Hotel gegen 11 Uhr angerufen, da haben sie mir ausgerichtet, du seiest schon weggefahren. Das nächste Mal müsste man alles rechtzeitig organisieren: Venedig ist wörtlich eine ‚einzigartige‘ Stadt, und das in jedem Sinn!
Es hat mich sehr gefreut, dich kennen gelernt zu haben.
Hoffentlich bis bald
Isabella“*

„Schön, dass Isabella sich gemeldet hat“, sind die letzten Zeilen, die ich noch in mein Tagebuch eintrage!

2. Oktober 2007 - Das Mosaik vor der kleinen Kapelle

In bester Stimmung komme ich zum Frühstück herunter. Ich habe das dumpfe Gefühl, als würde meine blendende Laune das ganze Frühstücksbuffet einnehmen. Die gestrige E-Mail von Jörg wird ihren Teil dazu beigetragen haben, dass ich heute Morgen ziemlich ausgelassen mit Krethi und Plethi das oberflächliche Gespräch suche. Warum sollte ich auch meine prächtige Stimmung für mich behalten? Meine heiß geliebte Sonne wird mich heute noch den ganzen Tag begleiten. Wenn das kein Grund zum freuen ist. Selbst, wenn ich mich seit der Abfahrt aus der Schweiz an das bombige Fahrwetter fast gewöhnt habe, fasse ich es kaum, dass meine zu Beginn der Tour noch größte Sorge, der Regen, mir bisher nur ein einziges Mal Probleme bereitet hat. Ein anderes aktuelles Problem könnte sich in wenigen Stunden ebenfalls gelöst haben. Jörg hat für mich beim größten Mercedeshaus in Bozen einen Werkstatttermin vereinbart. Ich kann heute vorbei kommen, wann immer ich will. Den Kontakt hatte ich bereits vor der Tour geknüpft. Frau Busch vom Automuseum hatte mir empfohlen, mich mit Mercedeshändlern in Verbindung zu setzen, die auf der Reiseroute Niederlassungen haben. Ihr Ratschlag, als Gegenleistung für ein von mir angebotenes Fotoshooting nach einer Unterkunft für das Auto und für mich selbst zu fragen, erschien mir damals ziemlich verlockend. In Münster und in Bozen war ich schnell erfolgreich gewesen. In Münster bot mir die Geschäftsführerin der drei Hauptniederlassungen sowohl für mich, als auch für das Auto einen Platz an. Als eine der Hauptsponsoren der Skulptur Projekte Münster schlug sie vor, dass die Ausstellungsleiterin mich am Besuchstag, einem Sonntag, persönlich empfangen könnte, um mit mir das Auto zu präsentieren. Als ich von dem Vorschlag hörte, musste ich mir auf die Zunge beißen. Einige Monate zuvor hatte ich schließlich noch eine Absage von der Leiterin der Skulptur Projekte erhalten. Jetzt sollte sie mich auf Vorschlag des Hauptsponsors doch

noch einladen oder sogar begrüßen? Nein danke, diesen Schuh wollte ich mir nicht anziehen. Da konnte ich nur verlieren. Also schwieg ich. Mit dem Hinweis, dass ich mich in Kürze bei ihr melden würde, beendete ich unser Gespräch. Ich begann nochmals darüber nachzudenken, ob die Absicht, sich neben den Ausstellungszeiten zusätzliche Verpflichtungen ans Bein zu binden, sehr klug war. Und merkte schnell, dass ich einen bedauerlichen Fehler gemacht hatte. Am nächsten Tag rief ich in Münster und Bozen an, um den Fehler zu korrigieren und machte meine Zusagen rückgängig. Na, wie es aussieht, kann sich ein einmal geknüpfter Kontakt doch noch auszahlen. Wenn ich Glück habe, wird mein Mercedes in drei Stunden repariert sein. Was für sonnige Aussichten!

Nach meinem Aufbruch aus dem Hotel bin ich auf dem Weg zur Autobahn zurück. Die morgendliche Blechlawine lässt mich im Berufsverkehr stecken bleiben. Ich bin recht früh unterwegs und habe keinen Zeitdruck. So stört es mich momentan kein bisschen, dass ich mich nur im Schrittempo vorwärts bewege. Immerhin kann ich so in aller Ruhe genießen, dass die Italiener mit ihrem Handy auf mich zielen. Allzu lange werde ich dies ja nicht mehr haben. Als ich auf die Autobahn einbiege, fängt der Motor prompt wieder zu stottern an: „Hey, du bescheuerte Spaßbremse, reiß dich gefälligst zusammen! Lächerliche zwei Stunden wirst du doch noch Ruhe geben können“, meckere ich ihn an. Mein Wutausbruch scheint Wirkung zu zeigen. Der Motor geht nicht aus. Da es stetig bergauf geht trödle ich dafür mit 60 km/h auf der Straße herum. Mehr schafft er nicht. Blöderweise habe ich die nächsten 100 Kilometer bis Bozen zahlreiche Höhenmeter zu überwinden. Ich fürchte, ich werde auf eine längere Geduldsprobe gestellt. Zur Ablenkung beginne ich, einige Liedchen zu trällern, während sich die Autobahn durch die tannengrüne Gebirgslandschaft Südtirols schlängelt. Auf der gegenüberliegenden Seite befindet sich ein italienischer Militärkonvoi. Interessiert schaue ich zu ihm hinüber. Zu meiner Verwunderung transportiert er sogar schweres Gerät. Und das am helllichten Tag! Es sieht fast danach aus, als wenn ich gerade auf einen neuen Mosaikstein stoße. Und es wundert mich keineswegs, dass er ausgerechnet zum Ende der Reise in meinem Gedankenschwung auftaucht.

Vor nicht einmal zwölf Monaten versuchte ich, für eines meiner weiteren Kunstprojekte einen potenten Sponsor zu finden. Motiviert durch die Berichte, die ich über das verheerende Leben von Kindersoldaten gelesen hatte, überlegte ich ob ich mit einem Kunstwerk auf ihr Schicksal aufmerksam machen konnte. Unter anderem schwirrte mir die Idee, einen ausrangierten Schützenpanzer mit Gummibären zu bekleben, durch den Kopf. Eine Freundin hatte mir in Aussicht gestellt, dass ihr Onkel, ein ehemals hochrangiger Militärvertreter in Brüssel, womöglich helfen könnte. Leider brachte ihre Anfrage nicht das gewünschte Ergebnis. So versuchte ich über andere Wege in Erfahrung zu bringen, ob ich als Privatperson überhaupt einen Panzer kaufen konnte und welchen Preis ich dafür zu zahlen hätte.

Nach wochenlangen Recherchen hatte ich herausgefunden, dass es unter Erteilung komplizierter Konzessionen eine Chance gab, ihn für eine Summe zwischen 20.000 und 50.000 € zu bekommen. „Deutlich zu viel für meinen Geldbeutel, aber vielleicht nicht zuviel für einen Künstler, der mich dabei unterstützen könnte“, kam mir in den Sinn. Im Radio hatte ich zuvor ein mir bekanntes Lied von Herbert Grönemeyer gehört, in dem er seinen Wunsch nach einem Panzer aus Marzipan und einer Armee aus Gummibären besingt. Da ich mich außerstande sah, seinem Vorschlag im Song zu folgen, war die Variante eines Gummibären überzogenen Panzers sicher die konkretere. Vielleicht könnte Grönemeyer, als streitbarer Künstler dieser Auffassung ja auch etwas abgewinnen?

Bis vor einigen Jahren war es für mich noch undenkbar gewesen, dass ich wildfremde Leute mit meinen Ideen konfrontiere, um deren Interesse zu wecken. Selbst Hilfe anzubieten, fiel mir erheblich leichter, als darum anzufragen. Inzwischen bemerkte ich, wie häufig ich mich in den letzten Jahren um fremde Unterstützung bemüht hatte. Leider sah ich vielfach keine Alternative dazu, um meine Ziele zu erreichen. Ein Schuss Kreativität, etwas Mut und keine Berührungsängste waren wohl der Mix zu meinem Antrieb. Besonders bei Leuten wie Kamprad, Heller oder Grönemeyer, die im öffentlichen Leben standen und tatsächlich keinen oder allerhöchstens

einen geringen Nutzen haben würden, wenn Sie auf meine Anfrage reagierten, hatte ich erhebliche Bedenken. Zum Beispiel störte mich der Gedanke, sie könnten zu der Auffassung kommen, dass ich aus ihrer Bekanntheit Nutzen für mich ziehen wollte. Indirekt tat ich dies wohl. Aber für mich stand eindeutig die Sache im Mittelpunkt und nicht die Publicity zu einer bekannten Person.

Ich nahm mir vor, Herbert Grönemeyer einen Brief zu schreiben. Da ich keine Adresse ausfindig machen konnte, verschickte ich den Brief an seinen ebenso bekannten Bruder, Professor Dr. Dietrich Grönemeyer ins Institut für Mikrotherapie nach Bochum.

Jörg hatte beruflich mit Professor Grönemeyer zu tun gehabt und ihn mir als einen überaus angenehmen Menschen beschrieben. Ich hatte wohl noch größere Bauchschmerzen, eine dritte unbeteiligte Person für mein Anliegen zu benutzen, trotzdem entschloss ich mich zu diesem Schritt.

Zunächst entschuldigte ich mich bei Dietrich Grönemeyer für meine ungewöhnliche Anfrage auf einer Länge von zwei Drittel des Briefes. Das Schreiben, das ich an Herbert Grönemeyer verfasst hatte, legte ich offen dazu. Ich endete meinen Brief mit weiteren Entschuldigungen und der Bitte, mir meine Unterlagen zurück zu senden, falls er sie seinem Bruder nicht weiterreichen wolle. Einen frankierten Rückumschlag für den Katalog legte ich bei.

Es vergingen Wochen, ohne dass ich etwas hörte. Zunächst sah ich das als gutes Zeichen an, weil ich nicht umgehend meine Unterlagen zurückbekam. Nach sechs Monaten änderte sich meine Meinung. Ich schickte erneut eine CD-ROM und Kopien von den Briefen an das Institut für Mikrotherapie und bat freundlich um Rücksendung meines Kataloges. Abermals legte ich einen Rückumschlag bei. Diesmal erhielt ich sofort eine Nachricht: „Ihre Anfrage erreichte uns über das Sekretariat von Herrn Professor Dr. Dietrich Grönemeyer. Wir können Ihrem Wunsch leider nicht entsprechen. Herr Grönemeyer unterstützt ausschließlich das Projekt: „Deine Stimme gegen Armut““, las ich im Antwortschreiben.

Ich war enttäuscht. Ich hatte mehrere Monate lang die Zeichen der Zeit völlig falsch gedeutet. Tröstete mich aber mit dem Gedanken, dass Idealismus immer auch mit Naivität verbunden war und beerdigte den Schützenpanzer. In Zukunft wollte ich mich von neuem

um die Ausstellung des Mercedes kümmern. Der Frühling stand vor der Tür, ein idealer Zeitpunkt, um damit anzufangen.

Ein heftiges Hupen holt mich aus meinen Erinnerungen zurück. Beinahe hätte ich schon wieder einen Unfall verursacht. Gedankenverloren bin ich auf die Überholspur geraten und habe das Fahrzeug hinter mir nicht gesehen. Irgendwie hirnverbrannt, aber hätte ich an dem Projekt mit dem Schützenpanzer nur einige Wochen länger festgehalten, wäre ich nicht auf die Geschichte mit der Grand Tour gestoßen. Noch etwas erschrocken sitze ich hinter dem Steuer. Aber die Freude darüber, dass ich einen weiteren bedeutenden Mosaikstein meiner Geschichte gefunden habe, sorgt dafür, dass ich die knapp entgangene Kollision rasch wieder vergesse. Noch 40 Kilometer bis Bozen. Wenn ich nicht vorher stehen bleibe, dürfte ich in einer Stunde die Werkstatt erreicht haben. Inzwischen schleiche ich nicht mehr, jetzt krieche ich! Es nähert sich mir ein Rentnerehepaar mit einem ebenso alten Jaguar. Ein wunderschönes, leuchtend rotes Cabrio passt sich auf der Überholspur meiner Kriechgeschwindigkeit an. Beide schauen interessiert zu mir herüber, freuen sich und winken mir zu. Urplötzlich schreit die Frau aus vollem Herzen: „Das sind ja Gummibären!“. Im Nu bremst der Jaguar sein ohnehin schon trödeliges Tempo herunter, wechselt auf meine Spur und ordnet sich hinter mir ein. Im Rückspiegel sehe ich, wie die beiden aufgeregt miteinander diskutieren. Scheinbar hat sich der Mann aufgrund der Lautstärke ihres Zurufs so heftig erschrocken, dass er auf die Bremse getreten ist. Kurz darauf fahren die beiden lachend an meinem Mercedes vorbei und winken mir noch einmal zu. Resümierend stelle ich fest: Je geringer die Geschwindigkeit, umso größer ist das Unfallrisiko mit dem Gummibären-Mercedes.

Mit riesengroßer Erleichterung erreiche ich nach 800 Kilometern Intervallfahrt die Mercedeswerkstatt in Bozen. Als ich in die geräumige Werkstatthalle einfahre, laufen die Mechaniker interessiert auf den Mercedes zu und nehmen ihn in Augenschein. Nach einer halben Stunde hat der Werkstattleiter das Problem gelöst: „Der

Dieselfilter war völlig verschmutzt! Wenn Sie in München sind, sollten Sie ihn austauschen lassen. Wir haben leider keinen Ersatz da. Aber bis München werden Sie keine Probleme mehr bekommen.“

„Vielen, vielen Dank! Sie glauben gar nicht, was für einen riesigen Gefallen Sie mir getan haben“, stottere ich hervor, um ihm im nächsten Augenblick auf seine kräftigen Schultern zu schlagen.

Verblüfft, aber gefällig lächelnd schaut er mich nun an, während die umherstehenden Mechaniker sich einen abgrinsen.

Übergangslos schlage ich vor: „Wenn ich Ihnen ein Fotoshooting anbieten kann, dann würde ich mir gerne die Zeit nehmen...“ „Nein, nein vielen Dank, unterbricht er mich. Ihr strahlendes Gesicht langt uns völlig! Ihre Freude ist ja unübersehbar. Wissen Sie, ich kenne da ein schönes chinesisches Sprichwort: ‚Ein wenig Duft bleibt immer an der Hand zurück, die dir die Rosen reicht.‘ Und keine Sorge, einige Fotos sind längst gemacht.“

Fast wie ausgewechselt verlasse ich das Autohaus. Und der Mercedes ebenfalls. Bis ich in der Innenstadt ankomme, vertreibe ich mir die Zeit mit meiner Schaltung. In welchem Gang ich auch fahre, der Mercedes hat sein Stottern komplett eingestellt. Völlig sorglos fahre ich in die autofreie Bozener Fußgängerzone. Was stören mich jetzt noch Verbotsschilder? Unweit des Museums für Moderne Kunst stelle ich den Wagen ab. Einige Bars und Cafés befinden sich in unmittelbarer Sichtweite. Es dauert nicht lange und die ersten Fußgänger bleiben neugierig vor dem Auto stehen. Sie sind noch etwas zurückhaltend. Dafür bin ich es umso weniger. Meine prächtige Laune braucht schließlich ein Ventil. Also spreche ich jeden Passanten an, verteile meine Flyer und springe von einer Wagenseite zur anderen. Die meisten Südtiroler unterhalten sich auf Deutsch mit mir, so dass ich sie verstehen kann. Die unmissverständlichen Zeichen eines Carabinieri, der soeben mit seinem Motorrad vor dem Mercedes anhält, verstehe ich ebenso. Ich muss meinen Standort verlassen. Ohne Genehmigung darf ich mit dem Wagen in der Innenstadt nicht stehen bleiben. Der Polizist ist unheimlich freundlich. Aber Vorschrift ist Vorschrift! Da kann auch er keine Ausnahme machen. Er rät, zum Polizeihauptquartier zu fahren und dort vom Ordnungsamt eine Ausstellungserlaubnis zu holen. So greife ich seinen gut gemeinten Ratschlag auf und werde freundlicherweise von einer polizeilichen

Motorradeskorte dorthin geleitet. Als ich hinter einem dunkelblauen Polizeibus auf das Gelände einbiege und den Mercedes direkt neben dem Bus parke, springen plötzlich acht Carabinieri aus dem Bus und fangen laut zu lachen an. Sie unterhalten sich auf Italienisch, so dass ich sie nicht verstehen kann. „Spricht hier auch jemand deutsch“, rufe ich in die Runde. „Ja, wir alle“, erwidert ein älterer Beamter ohne zu zögern. „Sie scheinen ja mein Auto ziemlich lustig zu finden!“ „Da haben Sie Recht! So eines haben wir hier noch nie gesehen!“ Die Carabinieri haben echtes Interesse an meinem Kunstwerk! Also verteile ich meine Flyer und erzähle von meinen Reiserlebnissen mit ihren Kollegen. Die Gruppe ist wahnsinnig lustig drauf, so dass wir uns mehr als eine viertel Stunde lang köstlich amüsieren. „Würden Sie mir als angemessene Gegenleistung, dass Sie mein Kunstwerk quasi ausgelacht haben, eine Eskorte in die Fußgängerzone anbieten“, frage ich sie abschließend frech. „Der Mercedes könnte so unter Polizeierlaubnis ausgestellt sein, und wenn sie wollen, dürfen Sie sich weiter über ihn amüsieren.“ Ein verrückter Gedanke! Aber leider nur für mich. Immerhin sind sie gewillt, mit mir zum Büro ihres Verwaltungsbeamten zu marschieren. Als ich mit zwei verbliebenen Carabinieri vor seinem Büro stehe, ist es geschlossen. „Der Kollege ist zu Mittag gegangen und kommt erst um halb drei zurück“. Solange habe ich dann doch keine Lust zu warten! Von meinen Freunden und Helfern bekomme ich den Tipp, mich vom Waltherplatz, dem belebenden Zentrum Bozens, etwas entfernt zu halten. Dann würde ich schon keine Schwierigkeiten bekommen.

Noch reichlich bewegt von meiner Stippvisite im Polizeihauptquartier unternehme ich aufs Neue einen Ausstellungsversuch in Bozens Innenstadt. Seit einer Weile stehe ich störungsfrei auf dem Bürgersteig vor einem großen Park. Diverse Restaurants, ein Hotel und ein Parkhaus sind in unmittelbarer Umgebung. Hin und wieder kommen vereinzelt Besucher vorbei. Aber eigentlich ist nicht viel los. Die Mittagsruhe kommt mir gerade recht. Wenn sich schon keiner für mein Auto interessiert, dann interessiere ich mich halt für den Eismann, der in unmittelbarer Nähe von mir steht. Als ich zu ihm rüber latsche, ruft er schon von weitem: „Du bekommst heute dein Eis umsonst! Ich mag nämlich Künstler!“ „Das ist ja mal eine willkommene Einladung! Herzlichen Dank“, erwidere ich erfreut.

„Bist du ein bekannter Künstler“, fragt er mich, während er die Eiskugeln auflädt. „Nein, das bin ich bestimmt nicht. Es sei denn, das kostenlose Eis ist ausschließlich für bekannte Künstler bestimmt“, antworte ich lachend. „Na, als berühmter Künstler hättest du dir dein Eis wohl eher selber leisten können“, bemerkt er süffisant grinsend. Der Eismann Giorgio gefällt mir! Also bleibe ich bei ihm und fange mit ihm zu tratschen an. Nach einiger Zeit kommt eine ziemlich aufgedrehte junge Frau zum Eiswagen und bestellt sich ein Bier. „Wusste gar nicht, dass du auch Bier verkaufst“, bemerke ich erstaunt. „Bei mir bekommst du sogar einen Imbiss“, klärt Giorgio mich auf. „Schließlich stehst du hier vor einem Imbisswagen, der ab nächster Woche wieder Bockwürste und Glühwein in seiner Auswahl hat. Willst du auch ein Bier?“ Ich lehne ab, lasse mir aber ein belegtes Brötchen machen. „Das ist Sandra, sie ist eine von meinen Stammkunden. Und das ist Günther der Künstler, dem gehört das Auto da drüben.“ Während er mir augenzwinkernd zu verstehen gibt, dass seine Stammkundin dem Alkohol wohl etwas mehr zugeneigt ist, löst der Hinweis bei Sandra einen spontanen Spurt zu meinem Mercedes aus. Sie umkurvt ihn und kommt mit schnellen Schritten zurück geeilt. „Der ist geil, der ist ja so geil! Kannst du mit mir eine Runde drehen?“ „Nein, kann ich nicht. Es ist ein Ausstellungsstück und muss noch eine Weile hier stehen bleiben“, gebe ich korrekt wieder. Sandra fängt jetzt an, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen, während Giorgio sich auf die andere Seite seines Imbisswagens verkriecht. Sie textet mich mit ihren Problemen förmlich zu, so dass ich fluchtartig zu meinem Mercedes verschwinde.

Dort fragt mich ein Herr um die Fünzig aus heiterem Himmel:

„Waren Sie mit ihrem Auto auch auf der Art Basel?“

„Nein, war ich nicht!“

„Dann wissen Sie wahrscheinlich gar nicht, dass dort genauso ein Kunstauto ausgestellt war. Es hat, soviel ich weiß, sogar einen Preis erhalten.“

„Nein, davon habe ich nichts gehört! Was ist das für ein Auto“, frage ich interessiert. „Sein Name ist ‚Brain car‘. Es ist ein amerikanisches Modell, ein ehemaliger Ladewagen. Auf ihm thront eine gigantische Hirn­skulptur. Und das Beste! Im Innenraum des Hirns befindet sich eine Videokamera, die während der Fahrt Aufzeichnungen von der

Umgebung macht, die das träumende Auto dann bei Dunkelheit auf irgendwelche Außenwände projizieren kann.“ „Das hört sich ja sehr originell an“, bemerke ich beeindruckt. „Da hat es mit meinem Auto wirklich was gemeinsam. Mein Gummibärenauto ist auch in der Lage, Träume zu projizieren, allerdings nur meine eigenen.“ Irritiert werde ich angeschaut. „Das müssen Sie jetzt nicht verstehen! Ich habe nur laut nachgedacht. Wie heißt denn der Künstler?“

„Olaf Mooij, ich kenne ihn von der Galerie meiner Frau.“

„Den Namen werde ich mir mal merken!“

Es ist wohl erst Nachmittag, aber nicht zu früh, um meine Ausstellung für heute zu beenden. Ich habe keine Lust mehr! Bevor ich losfahre, möchte ich mich von Giorgio und Sandra verabschieden. Als ich zum Imbisswagen komme, spurtet Sandra auf mich zu und möchte mir unbedingt ihren älteren Bruder vorstellen. Der schon ziemlich alkoholisierte Bursche trabt nun ebenfalls neugierig zum Mercedes hinüber. Als er zurückkommt, bittet er: „Kannst du mich zu meinem Sohn fahren.... Ich habe ihn seit drei Wochen nicht gesehen....Das wäre saugeil, wenn der das Auto sehen könnte....Komm fahr mich zu ihm....Ich zahl dir auch das Benzin....Es sind nur 20 Kilometer von hier.“ Hört sich rührend an. Aber ich bin doch kein Taxichauffeur. Auf einen Riesenumweg habe ich bestimmt keine Lust. Und auf einen besoffenen Beifahrer, der mir zum Dank dafür das Auto voll kotzt, schon gar nicht. Wenn er nicht zu viel gezwitschert hätte, würde ich vielleicht in Versuchung kommen. Aber so? Auf gar keinen Fall! „Ich werde dringend in meiner Unterkunft erwartet. Tut mir leid!“ Was für eine Lüge! Eiligst verabschiede ich mich und fahre mit dem Mercedes auf und davon.

Kurz darauf komme ich an einem kleinen Park vorbei. Ich halte an und steige aus, um einen Fußgänger nach dem Weg zu fragen. Bevor ich wieder einsteige, gehe ich zu einer herrlichen dunkelroten Rosenhecke und rieche an einer Blüte. Eine alte Angewohnheit, die ich seit meiner Kindheit beibehalten habe. So schön die Rosen aussehen, sie versprühen doch keinen Duft! Kurzerhand muss ich an das chinesische Sprichwort von heute Mittag zurückdenken. Ich glaube ich habe mich eben um eine weitere interessante Geschichte gebracht!

Meine Weiterreise führt mich nur kurz noch über die Autobahn. Danach wird sie von einer wunderschön gelegenen Landstraße abgelöst, die sich an blumengeschmückten Fachwerkhäusern, barocken Landkirchen und alten Bauernhöfen vorbei windet. Jeden Moment dürfte ich mein Wohlfühlhotel erreichen. Zu meiner Überraschung bedeutet mir jetzt ein Wegweiser, dass ich noch eine Steigung zu fahren habe. Eigentlich hätte ich mein Alpenhotel doch längst erreicht haben müssen, frage ich mich. Unwillig jage ich meine Raubtierherde um eine Serpentincurve nach der anderen, aber weit und breit ist kein Hotel zu sehen. Zumindest die Bären scheint der steile Anstieg nicht zu stören. Ohne zu schnaufen und zu stocken rasen sie die menschenleere Bergstraße hinauf und bleiben erst wieder stehen, als die Straße abrupt zu Ende ist. Ein paar Häuser, eine Pizzeria und ein verlorenes Gehöft, die an den Berghängen verstreut liegen, mehr sehe ich nicht! „Wo ist mein Hotel?“ „Zwei Kilometer weiter unten, in einer Talsenke“, weist mir eine Tiroler Bauersfrau den Weg. Also wende ich und fahre einen Teil der Strecke zurück. Bald darauf stehe ich in einem Vier-Sterne-Wellness-Hotel an der Rezeption. Ein Hotel mit Schwimmbad, Saunalandschaft und Gourmetküche. Alles was mein Herz am letzten Abend meiner Kunstreise begehren könnte, dachte ich zumindest. Allerdings ist mir dummerweise überhaupt nicht nach Wellness zu Mute. Schon eher nach einer kleinen Wanderung zu einer abseits gelegenen Pizzeria am Fuße der Südtiroler Alpen. Nach einer ausgiebigen, heißen Dusche mache ich mich auf den Weg.

Eine kleine weiße Kapelle kreuzt meinen Pfad. Sie ist nicht abgeschlossen. Also gehe ich hinein und schaue mich um. Sehr spartanisch und einfach sieht es hier drinnen aus. Kaputtes Mauerwerk und Schlieren an den Wänden lassen darauf schließen, dass sie seit längerer Zeit keine bauliche Beachtung fand. Einige Bilder mit Heiligenmotiven hängen an den Wänden. Für einen Moment bleibe ich stehen, gehe dann aber nach draußen, um mich auf eine Bank zu setzen.

Während ich so etwas verträumt in die Südtiroler Alpenlandschaft blicke, taucht auf einmal das virtuelle Bild vor mir auf, das ich im Glasfenster des Kölner Doms erstmals gesehen habe. Allerdings unterscheidet es sich in einem wichtigen Punkt. Diesmal sehe ich

hinter dem Vater und Sohn kein Meer an zufälligen Farbquadraten, sondern lediglich die fünf Gummibärenfarben, die auf dem Mercedes leuchten.

Und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Hatte ich nicht selbst verschiedenfarbige Quadrate auf meinen Mercedes geklebt? Trug nicht jedes von ihnen dazu bei, dass der Mercedes ein vollendetes Kunstwerk wurde? Wäre nur eines der Quadrate an einen falschen Platz gelandet, dann wäre kein außergewöhnliches Kunstwerk herausgekommen. So tragen erst meine Mosaiksteine dazu bei, dass aus meiner Grand Tour eine vollständige Kunstgeschichte wurde. Die Grand Tour hat meine verborgenen Fähigkeiten endlich ans Licht gebracht. Und wie sollte es anders sein. Auch sie sind in meinen Gummibärenquadraten angelegt und liegen nun offen vor mir:

Die roten Gummibären gaben mir den Mut, meinen fantasievollen Kräften zu folgen und leidenschaftlich an Zielen festzuhalten. Die orangenen Bären, unterwiesen mich darin, Träume reifen zu lassen, Geduld zu haben, um nicht die Ernte zu verlieren. Die Grünen schulten mich in Hoffnung, dort wo sie zu erlöschen drohte und ich vor lauter Zweifel fast erstickte. Die gelben Bären, die lehrten mich, dass die Freude die schönste Kunst im Leben ist. Und die Weißen? Die weißen Gummibären sorgten für die Erleuchtung, dass nur dem, der vom Fliegen träumen kann, auch wirklich Flügel wachsen.

Mir ist kalt geworden. Zum Glück habe ich eine Jacke mitgenommen. Außer ein paar Schafen und zwei Eseln ist weit und breit kein anderes Lebewesen zu sehen. Noch immer sitze ich auf der alten Holzbank, während meine Gedanken um die gerade gewonnene Erkenntnis kreisen. Und endlich, endlich geht mir förmlich ein ganzes Meer an Lichtern auf. Ich beginne das ganze Bild zu verstehen:

Mein Vater Jakob hat dem Sohn Zeit seines Lebens seinen unerschütterlichen Glauben vorgelebt. Er war es, der mich auf meinen Weg gebracht hat. Durch ihn habe ich einen Großteil seines Vermögens einsetzen können, um meine schöpferischen Gaben zu entdecken. Natürlich war es ein kostspieliger, oftmals schmerzhafter Weg, den ich gegangen bin. Aber er hat sich zweifelsohne gelohnt. Der Sohn hat erkannt, was sein Vater ihm vorgelebt hat: „Glaube kann nur einzig allein Vertrauen sein!“

Und mein himmlischer Vater, der sorgte dafür, dass ich das auch glauben konnte. Er hat bis zum Schluss darauf geachtet, dass alle Mosaiksteine zueinander passen würden.

Obwohl es saukalt ist, steigt allmählich in mir eine wohltuende Wärme auf. Ich habe mal irgendwo gelesen, dass es im Leben eines jeden echten Künstlers Momente gibt, in welchen er mit keinem König tauschen würde. Ich glaube, der Augenblick ist gerade gekommen. Ich fühle mich so ausgesprochen wohl auf der harten Bank, dass ich gedenke, sie niemals mehr verlassen zu wollen. Erst nachdem es schon stockdunkel ist und mein knurrender Magen mit den Eseln wetteifert, wer die lautesten Töne von sich gibt, entsinne ich mich eines besseren und laufe die restliche Wegstrecke zur Pizzeria hinauf. Zu meiner Überraschung ist die Südtiroler Bauernstube brechend voll. Ich setze mich an einen Tisch in die Ecke, an dem bereits ein älteres Paar hockt und schalte meinen iPod ein. Erst als ich meine Pizza bekomme, lege ich ihn wieder zur Seite. Prompt erfahre ich, dass das bayrische Ehepaar seinen Urlaub seit 15 Jahren in Südtirol verbringt und jedes Jahr puren Aktivurlaub macht. In diesem Jahr sind sie zum ersten Mal ohne Kinder unterwegs. Als ich meine Pizza aufgegessen habe, fragt mich die Frau, ob ich alleine da wäre. „Ja“, antworte ich. „Der junge Mann ist bestimmt zum Kraxeln unterwegs“, sagt der Mann. „Oder vielleicht doch mit seinem Mountainbike?“ „Weder noch!“, sage ich. „Nein, ich weiß, Sie sind zur Wellness hier!“ Als ob ich die nötig hätte! Ein nettes Ratespiel und ich trage mit meiner Einsilbigkeit auch noch dazu bei. Ich entschieße mich das Spiel zu beenden: „Ich übernachtete zwar in einem Wellness-Hotel. Aber es dient mir nur als letzte Übernachtung einer zweiwöchigen Kunstreise.“ „Ach, Sie haben eine Kunstreise gemacht? Was haben Sie sich denn angeschaut“, fragt sie. „Viele interessante Städte in Deutschland, der Schweiz und in Italien!“ „Dann ist das ja eine Städtereise“, sagt er. „Na, wohl beides! Ich bin mit einem alten Mercedes unterwegs, den ich komplett mit Gummibären beklebt habe.“ Die beiden schauen mich jetzt ziemlich verdutzt an. „Leider habe ich keinen Flyer dabei, sonst könnte ich ihn Ihnen zeigen!“ „Sie haben auch die Pizza mit den Oliven und der scharfen Salami gehabt“, stellt sie jetzt übergangslos fest. „War Ihre auch so salzig?“ „Das sind die Oliven“, sage ich. „Ja die Oliven“, sagt

ihr Mann. „Schatz, sollen wir noch was trinken oder sollen wir jetzt gehen“? „Lass uns zahlen, ich bin müde von der Kraxeltour“, gibt er ihr zur Antwort.

Seit einigen Minuten habe ich wieder meinen iPod eingeschaltet. Meine beglückte Stimmung ist zurückgekehrt. „I still haven` t found what I` m looking for“, dröhnt Bono gerade in meinen Ohren. Heute Abend trifft das auf mich gewiss nicht zu!

3. Oktober 2007 - Ein Strafzettel für die Kunst

Heute Morgen komme ich erst um halb neun runter zum Frühstück. Ich bin todmüde. Bin kaum aus dem Bett gekommen. So fertig bin ich. Habe wohl wie ein toter Sack geschlafen. Und bin auch wie ein toter Sack aufgewacht. Die enorme Anspannung der letzten zwei Wochen zerrt deutlich an meinen Kräften. Ich fühle mich völlig ausgebrannt. Weiß Gott bin ich fast etwas erleichtert, dass die Grand Tour in wenigen Stunden zu Ende geht. Schon gestern Nachmittag hatte ich keine große Lust mehr verspürt, den Mercedes in irgendeiner Halteverbotszone auszustellen. Die ständige Gratwanderung zwischen erwünscht und unerwünscht zu sein saugt einen förmlich aus.

Als ich das alte, knarrende Holzgaragentor öffne, leuchten mir 70.000 verschlafene Augen entgegen. „Na habt ihr gut geschlafen“, frage ich ein letztes Mal meine gestressten Mitfahrer. Wie jeden Morgen bekomme ich auch heute keine Antwort. Sie schauen zufrieden aus, haben noch dieselbe Bärenruhe wie am ersten Tag. Noch einmal streichle ich ihnen über ihre spröde Haut. Es ist kalt hier oben. Sie haben sich zusammen gezogen und fühlen sich hart und rissig an. Noch vor zwei Jahren blendete ihre satte Farbenpracht förmlich meine Augen. Gerade wirken sie hingegen ziemlich farblos. Etwas Farbe haben sie während der Reise auf jeden Fall verloren. Na und! Die Farben sind nur das Lächeln meines Kunstwerks, aber die Bären an und für sich, die sind sein Lachen selbst, tröste ich mich darüber hinweg. Immerhin haben sie auch eine Menge Staub aufgewirbelt. Der ist dann auch ganz gut an ihnen hängen geblieben, so wie die

Bären selbst. Auf über 2.000 Kilometern sind keine 35 verloren gegangen. Das sind noch nicht einmal 0,1 Prozent. Phantastisch! Ein letztes Mal setze ich mich in meinen antiquierten Fahrersessel hinein. Die Filmspule ist fast abgelaufen. Felsige Schluchten, geräuschvolle Wasserfälle und dicht bewachsener Nadelwald begleiten mich ins blaugrüne Tal hinab. Hin und wieder unterbrechen von malerischen Wiesenblumen übersäte Bergwiesen meine Serpentinenfahrt. Eine verstreute Herde Schafe schaut neugierig meinen ausgehungerten Bären hinterher. Fast bin ich geneigt, die herrliche Bergstraße noch einmal nach oben zu fahren, lasse es aber aus Vernunftsgründen sein! Als ich die Autobahn erreiche, ist meine Lebensenergie wieder komplett erwacht. Ich bin entschlossen, den letzten Tag meiner Grand Tour in vollen Zügen zu genießen. Ein allerletzter Sonnentag steht mir bevor. Für Morgen haben sie Nieselregen angesagt. Elf Tage purer Sonnenschein! Und das im Herbst, nachdem es Wochen zuvor noch ordentlich gekübelt hat. Was soll ich dazu sagen?

Noch 250 Kilometer, dann habe ich München erreicht. Mit 80 km/h tuckere ich seelenruhig den Alpenpass hinauf. Wenn ich nach Hause komme, könnte ich ein Buch schreiben, kommt mir wieder in den Sinn. Warum eigentlich nicht? Aber kannst du das? Zumindest kannst du es mal versuchen und schauen, was dabei rauskommt! Außerdem, hast du nicht schon auf der Fahrt zur documenta diese Eingebung gehabt? Keine Ahnung, wer meine innere Stimme ist, aber es gibt sie! Zumindest bei mir taucht sie von Zeit zu Zeit immer wieder auf. Ich habe mal von einer evangelischen Bischöfin dazu gelesen: „Manche Menschen hören auf ihre innere Stimme, andere spüren eher eine Art innerer Gewissheit und können unbekanntem Wegen vertrauen. Wichtig für mich ist das Bild, dass ich mein Ohr zu Gott neige. Diese Haltung drückt für mich den aufrichtigen Willen aus, selbst still zu werden und mich auf die Suche nach Gottes Stimme zu machen. Wenn ich sie finde, finde ich ihre Leben schaffende Kraft auch in mir selbst“. Ihre Beschreibung hat mir so gut gefallen, dass ich meine Ohren neuerdings ganz gut geputzt halte. Bin mit der Welt soeben im vollen Einklang. Und dass ich ein Buch schreiben werde, daran glaube ich zumindest im Moment. Schon sehe ich förmlich eine Kunstgeschichte aus meinem Buch erwachen. „Hey,

bringe erst mal deine Kunstreise zu Ende, bevor du von einem neuen Kunstbuch zu träumen beginnst“, rufe ich mich zur Ordnung. Na, dann träume ich halt vom meistgelesenen Buch der Welt, welches in den letzten Jahren wie ein vertrautes Reisehandbuch für mich war. Wenn ich glaube, dass Gott bestimmten Menschen die Weisheit und Einsicht gegeben hat, einen Teil seiner Gedanken aufzuschreiben, so hat er den restlichen Menschen die Weisheit und Erkenntnis gegeben, diese für ihr Leben zu nutzen. Meine Bibel war da, wenn ich neuen Mut brauchte. Wenn ich mal wieder verzagt war. Meine Vorhaben als Spinnerei, als eine Form von narzisstischer Wichtigtuerei abtun wollte. Ihre Weisheit, ihre Mut machende Glaubensbotschaft sorgte dafür, dass ich mich traute, an das zu glauben, was ich mir von Herzen wünschte. Es war, als wenn man einen nahezu unerreichbaren Gipfel erklimmen will. Man hat zwar Bananen, Müsliriegel, die notwendigen Kohlenhydrate im Gepäck, aber irgendwann gehen sie zur Neige. Mit extremer Willenskraft und Zähigkeit schafft man vielleicht zwei Drittel der Strecke. Aber spätestens danach sagt der Körper nein, zu dem, was ihm sein Geist vorgeben will. Und die Bibel, die war so was wie der unerschöpfliche Kohlenhydratspeicher in meinem Gepäck. An einem Tag versorgte sie mich mit Müsliriegel, mal mit Bananen oder Schokolade. Manchmal lagen mir die Zutaten ziemlich schwer im Magen. Aber schließlich versorgten sie mich ständig mit frischer Energie und Zuversicht. Eigentlich schade, dass zahllose Menschen die Bibel in ihren Regalen verstauben lassen, während man sich in manch armen Gegenden um dieses Buch nur so reißt. Aber bei mir hat die Erkenntnis ja auch ziemlich lange gebraucht!

Überall ragen zwiebelartige Kirchtürme, zuweilen auch Burgen hervor. Bisher waren mir die Südtiroler Burgen noch gar nicht aufgefallen. Vielmehr erinnere ich mich an die nicht enden wollenden Weingärten und Obstplantagen, die hier gewöhnlich das Landschaftsbild formen. Man sieht halt, was man sehen will! Und so habe ich seit einer ganzen Weile die majestätischen Alpenkämme im Blick. Beinahe malerisch vollzieht sich der Übergang zwischen hügeliger Voralpenlandschaft und kompaktem Dolomitenmassiv. Meine Gummibären haben die schneebedeckten Berggipfel auch schon erspäht. Fast habe ich den Eindruck, als wollten Sie das kolorierte Bergpanorama noch länger genießen: Schwer schleppend

kriecht der Wagen mit der gesamten Bärenlast die letzten Kilometer auf den Brenner hinauf. Als ich bei der ehemaligen Grenzstation aussteige, um eine Vignette zu kaufen, fällt mir auf, dass es heute auf dem Alpenpass geregnet haben muss. Glücklicherweise habe ich eben einen gletscherblauen Himmel über mir, so dass ich völlig relaxt bleiben kann! Gemütlich fahre ich den Pass hinunter und halte zwischendurch an, um den Bären das prächtige Alpenpanorama auch von der österreichischen Seite aus zu zeigen. Eigentlich wollte ich zu Mittag in München sein. Wenn ich weiter so trödle, kann ich das glattweg vergessen. Wahrscheinlich möchte ich das Ende der Grand Tour doch etwas hinauszögern.

Gerade beginne ich mich zu fragen, ob meine moderne Grand Tour eher eine Abenteuerreise, eine Traumreise oder eine Entdeckungsreise war. Genauso könnte sie auch eine Märchenreise, eine Städtereise oder eine Glaubensreise gewesen sein. Im Endeffekt war sie wohl von allem etwas. Letztendlich also eine Kunstreise! Aber was heißt eigentlich Kunst? Ich weiß es ehrlich nicht! Joseph Beuys meinte: „Jeder ist ein Künstler.“ Dann wäre Kunst auch etwas von jedem von uns. Vielleicht muss man noch nicht einmal ein Produkt dazu herstellen. Dann wäre Künstler zu sein mehr eine Einstellung, die Art und Weise, wie man sich Geschaffenem öffnen kann.

Was Kunst indes bewirken kann, da bin ich mir schon eher im Klaren: Sie kann erstaunen, unterhalten, faszinieren und begeistern. Anklagen und provozieren kann sie sowieso. Mitunter ermuntert sie den Künstler dazu, auch über sein Publikum nachzudenken. Und so schweifen meine Gedanken noch einmal zu den Etappen meiner Kunstreise ab. Momente bildhafter Eindrücke der Tour sammeln sich: Der frohgelaunte Holländer, dessen Kameraobjektiv eher einem Didscheridu ähnelte als einer Fotoausrüstung...

Ein Messeangestellter, der Stunden damit verbrachte, nach einer Lösung für mich zu suchen, um die Gummibären länger haltbar zu machen...

Ein junges, verliebtes Pärchen, das den Mercedes für seine bevorstehende Hochzeit mieten wollte...

Die zwei geistig behinderten Jugendlichen, die mit ihrer ungezwungenen Heiterkeit für viel Gelächter bei den Passanten sorgten...

Das kleine Straßenreinigungsfahrzeug vor dem Kölner Dom, das ein paar Extrarunden um den Mercedes drehte...

Die Freiburger Abiturienten, die ihre Gummibärenfresslust kaum zurückhalten konnten und dies mit allerlei Albernheiten kommentierten...

Das agile Schweizer Rentnertrio, das sich ziemlich ergriffen meinen Flyer durchlas und mir dann unerwartet lange die Hand schüttelte...

Die süße Luzernerin, die mir einen Marzipanbären schenkte...

Der glatzköpfige Italiener, der aus seinem Kontrabasskoffer eine Videokamera hervorzauberte und anfang, den Mercedes zu filmen...

Vier italienische Nonnen, die sich vor dem Mailänder Dom eine ganze Weile für mein Kunstwerk interessierten...

Der alte, weißhaarige Venezianer, der sich nach einem abgefallenen Gummibären bückte, um ihn mir zurück zu geben....

Und die funkelnden Augen des schwarzen Müllmanns mit Namen Salomon, der sich wie ein scheues Reh dem Kunstwerk näherte, um es später nicht wieder aus den Augen lassen zu wollen...

Seit einigen Kilometern bin ich wieder von der lärmenden Gegenwart abgelenkt. Mit weniger als 80 km/h tuckere ich einem italienischen Reisebus hinterher. Der Fiat dürfte ein ähnliches Alter wie der Mercedes haben. Nur die Insassen sind erheblich jünger. Ein Bus voller aufgeweckter Teenager winkt mir seit Minuten so begeistert zu, dass ich umgehend in Fahrt komme. Ich fahre ein Weilchen auf der Überholspur neben dem Bus her und ordne mich dann direkt davor ein. Gleich danach lasse ich mich unter reger Anteilnahme der Jugendlichen überholen. Zum ersten Mal während der Grand Tour beginnt eine selbst gewählte Intervallfahrt. Alle fünf Minuten überhole ich unter tosendem Applaus den historischen Bus, um mich wenig später selbst wieder von ihm überholen zu lassen. Der italienische Busfahrer scheint genauso Gefallen an der Tollerei gefunden zu haben wie seine Passagiere. Seinen eigenen Überholvorgang quittiert er mit lautem, anhaltenden Gehupe und Gelächter. Glücklicherweise ist die Autobahn so wenig befahren, dass unser deutschitalienisches Verkehrsschauspiel zu keinen großen Behinderungen führt.

Über 70 Kilometer fahren wir nun schon gemeinsam in Richtung München. Zwölf Mal bin ich von ihnen überholt worden, signalisieren

sie mir. Ein dreizehntes Mal wird es nicht geben. Unter lautem Hupen verabschiedete ich mich von dem italienischen Reisebus und steuerte den nächsten Parkplatz an. Ich muss telefonieren.

Entsetzt stelle ich fest, dass ich nur noch 30 Cent Guthaben auf meinem Mobiltelefon habe. Für einen kurzen Anruf bei Jörg müsste es noch reichen. Sein Anrufbeantworter schaltet sich ein. Und wenig später ist mein Guthaben verbraucht. Jörg hat fast immer sein Telefon an. Warum ausgerechnet jetzt nicht? In einer Stunde werde ich in München eintreffen. Nach den tollen Überholmanövern von vorhin bereue ich es sowieso schon, dass ich ihn daran gehindert habe, einen Empfang mit unseren Freunden zu organisieren. Wenn Jörg nun verhindert wäre, auf den Marienplatz zu kommen? Nicht auszudenken! Das Telefon läutet: „Hallo Jörg, wo bist du?“

„Zuhause und du?“

„Gerade mal 80 Kilometer von München entfernt! Gegen zwölf bin ich auf dem Marienplatz!“

„Ich beeile mich, bis gleich!“ Mein Freund ist noch hektischer als ich. Das ist ungewöhnlich. Zum Glück ist nichts passiert. Ich glaube, ich gebe ihm noch etwas Zeit und trödle die letzten Kilometer. „Mist, nun hab ich vor lauter Aufregung ganz vergessen zu fragen, ob ich vor der Pinakothek empfangen werde?“

Und so kreist mir kurz vor meinem letzten Etappenort die Geschichte durch den Kopf, mit der meine Bewerbungstour ihren Anfang nahm.

Die Pinakothek der Moderne in München war das erste renommierte Museum, bei dem ich meinen Mercedes bekannt machte. Da der Eingangsbereich als mehrstöckiger Rundbau angelegt ist, hatte ich ihn als idealen Ausstellungsplatz für meinen Kunst-Mercedes auserkoren. Der Gedanke, mein Kunstwerk an einem Ort auszustellen, von wo es aus der Vogelperspektive betrachtet werden könnte, reizte mich dermaßen, dass ich mich nicht scheute, den Sammlungsleiter der Pinakothek anzuschreiben.

Zurück kam eine höflich formulierte Antwort von Professor Hufnagl, mit dem Wink, das Auto dem Mercedes Benz Museum anzubieten. Fünfzehn Monate danach schrieb ich erneut einen Brief an den Professor. Mein Anliegen - dasselbe. Meine Empfehlung - ein Besuch im Automuseum Busch, in dem der Kunst-Mercedes zu besichtigen

wäre. Diesmal erhielt ich ein Glückwunschsreiben. Mit dem Hinweis, dass er das Museum gut kenne. In der Pinakothek der Moderne steht ein Auto aus den 60er Jahren, an deren Entwicklung Herr Busch beteiligt war. Ob er Zeit haben würde vorbei zu schauen? Dazu äußerte er sich nicht. Aber die Botschaft seines Briefes verstand ich trotzdem: Die Pinakothek ist sinngemäß wohl eine Nummer zu groß. Natürlich konnte ich dem Professor nicht böse sein. Mein Plan, die Grand Tour an der Pinakothek der Moderne enden zu lassen, schrie geradezu danach, noch einmal Kontakt mit ihm aufzunehmen. Ich überließ es Jörg, bei erfolgreichem Tourverlauf eine bereits vorformulierte E-Mail an ihn abzuschicken.

Kurz nach zwölf fahre ich auf Münchens attraktivsten Ausstellungsplatz zu. Ein Verbotsschild verweigert mir die Weiterfahrt. Ich ignoriere es und fahre die restlichen Meter direkt ins pulsierende Herz meiner bayrischen Heimatstadt. Als ich den Mercedes auf dem Marienplatz abstelle, strömen scharenweise Passanten herbei. In kürzester Zeit ist mein Kunstwerk so von Besuchern belagert, dass ich befürchte, dass dies der Münchner Polizei nicht lange verborgen bleiben kann.

Während ich die attraktiven Eindrücke mit meiner Digitalkamera festhalte, blicke ich mich ständig um. Nirgendwo ist Jörg zu sehen! Das kann ja wohl nicht sein. Von der Inkarnation der Pünktlichkeit ist weit und breit noch nichts zu sehen. Aufgeregt versuche ich, mich mit dem Bad in der Menge abzulenken. Aber es gelingt mir nicht. Die Polizei kann dem Schauspiel jeden Augenblick ein Ende machen, ohne dass mein Freund etwas mitbekommen hat. Endlich könnte er mit eigenen Augen sehen, was ich versucht habe, in Worten auszudrücken.

„Sind Sie der weltbekannte Künstler Sunny Siraky“, werde ich überraschend von hinten angesprochen. „Jörgi, wo warst du nur? Schau, was hier los ist. Ist das nicht phantastisch? Beinahe hättest du den spektakulären Schluss...“ Weiter komme ich mit meinen Vorwürfen nicht, denn Jörg zieht mich zu sich. Für einen unzerstörbaren Moment vergessen wir, was um uns herum passiert.

„Tut mir leid, ich bin gestern Nacht mit Klaske versumpft. Dafür habe ich meine Chefin zum Ausstellungsfinale mit eingeladen. Sie wird jeden Augenblick dazu kommen!“

Während ich etwas abseits von meinem Kunstwerk stehe, fotografiert Jörg fleißig mit seiner Spiegelreflexkamera. Plötzlich wandern meine wachsamen Augen an der neben dem Mercedes geparkten Fahrradrikscha vorbei. Ein silber-grün gestreiftes Auto nähert sich dem Marienplatz. „Uns Schweizern wird ja gerne nachgesagt, dass wir langsam sind. Dafür können wir länger genießen“, steht auf der für eine Limonade werbenden Rückseite der Fahrradrikscha. Leider trifft dies nicht auf die bayrische Polizei zu. Denn sie halten an, steigen aus und suchen nach dem Besitzer. Da ich wertvolle Minuten herausschinden möchte, ignoriere ich die Polizisten erstmal und tauche in der Menschenmenge unter. Schließlich beende ich das Versteckspiel, gebe mich zu erkennen und versuche mir meinen attraktiven Ausstellungsplatz durch Überredungskunst zu sichern. Keine Chance! Dem jüngeren der beiden Beamten scheint mein Platzverweis allerdings reichlich unangenehm zu sein. Besonders, weil obendrein 15 Euro Bußgeld fällig sind. Ausgerechnet in München bekomme ich den Strafzettel, der mir an so vielen Orten zuvor erspart geblieben ist.

In der Nähe des Nationaltheaters finde ich den nächsten Ausstellungsplatz. Zwar auch im Halteverbot, aber an dieser Stelle störe ich absolut niemanden. Denke ich zumindest! Nach einer halben Stunde bekomme ich den zweiten Platzverweis. Die gleichen Beamten drohen mir einen Strafzettel, diesmal über 35 Euro an. Der jüngere Polizist signalisiert mir schulterzuckend, ich hätte ihre Beharrlichkeit der Feiertagsruhe zu verdanken. Mein gut gemeinter Vorschlag, sie könnten sich ja beim Oktoberfest nach Arbeit umsehen, ignorieren die beiden geflissentlich.

„Lass uns doch zur Pinakothek fahren“, schlägt Jörg nun vor. „Die hätte ich ja fast vergessen“. „Hat der Hufnagl sich gemeldet“, frage ich ihn. „Tut mir leid, er hat keine Zeit. Er ist einige Tage unterwegs und lässt sich entschuldigen. Es hat sich angehört, als ob es ihm leid tun würde!“ „Was soll’s! Dann bekommt er halt die Bilder von der Tour geschickt!“

Seit einer halben Stunde steht der Mercedes vor der Pinakothek der Moderne. Eine Hand voll Museumsbesucher nimmt Notiz von ihm. Ansonsten ist es ziemlich ruhig. Nur Jörg und ich unterhalten uns in einem Fluss.

„Ich kann es noch gar nicht glauben, dass der Mercedes nach deiner Wahnsinnsreise fast genauso da steht wie zuvor. Etwas heller und dreckiger ist er vielleicht geworden. Aber ansonsten hat er sich nicht verändert“, meint Jörg. „Und ich kann kaum glauben, was ich in den letzten 14 Tagen erlebt habe“, sprudelt es aus mir heraus. Für kein Geld der Welt würde ich die Grand Tour mehr eintauschen. Selbst nicht wenn ich dafür den Mercedes ins berühmteste Museum der Welt bringen könnte! Niemals!“ „Auch nicht für das Museum of Modern Art“, fragt Jörg zweifelnd nach. „Selbst für das MOMA nicht!“

Es ist bereits spät am Nachmittag, als wir vor dem Englischen Garten ankommen. Von neuem scharen sich die Leute um den Mercedes, und ich stehe mitten drin. Jörg hat sich auf eine Mauer zurückgezogen und beobachtet das Treiben aus der Distanz. Jörgs Handy klingelt. Frank und Joelle sind am Telefon und wollen mir gratulieren. „Es ist unglaublich! Mir fehlen die Worte. Die Freude der Menschen kann man eigentlich gar nicht beschreiben, die muss man gesehen haben“, höre ich meinen begeisterten Freund reden, als ich zu ihm hinüber laufe, um mir das Telefon geben zu lassen. Für einen Augenblick bleibe ich vor ihm stehen und grinse ihn einfach nur frech an. Dann hole ich mir die Glückwünsche meiner Freunde ab. Während ich mit den beiden telefoniere, nähert sich ein Streifenwagen. Es ist das letzte Mal, dass ich von einem Ausstellungsplatz verwiesen werden muss. Meine zweiwöchige Kunstaussstellung ist gerade zu Ende gegangen. Und mit ihr die moderne Grand Tour!

Die letzten Kilometer bis nach Hause sitzt Jörg am Steuer des Mercedes. Ich glaube, es gefällt ihm, den Mercedes mal wieder selbst zu fahren. Er wirkt glücklich, strahlt übers ganze Gesicht, während ein nicht versiegen wollender Wortschwall über ihn hereinbricht. „Glaubst du nun, dass du ein besonderes Kunstwerk geschaffen hast“, unterbricht Jörg abrupt sein Schweigen. Für einen Moment verstumme ich und schaue nach hinten. Auf der Rückbank des

Mercedes liegt mein Kunstführer. Ich hole ihn nach vorne und blättere, bis ich die Seite gefunden habe, die ich suche.

„Als ich in Venedig auf der Piazza San Marco saß, hatte ich von einem der bedeutendsten französischen Maler des 19. Jahrhunderts folgendes gelesen: Auf die Frage, welche beiden Eigenschaften seiner Ansicht nach echte Kunst ausmacht, hat Auguste Renoir folgendes geantwortet: ‚Sie muss unbeschreibbar und unnachahmlich sein. Das Kunstwerk muss den Betrachter packen, sich um ihn legen und mit sich fortreißen. In ihm vermittelt der Künstler seine Leidenschaft, es ist der Strom, den er aussendet und durch den er den Betrachter in seine Passion einbezieht.‘ Nun, bist du mit der Antwort zufrieden“, frage ich Jörg mit einem schelmischen Grinsen. „Sehr viel besser hättest du das selber wirklich nicht sagen können“, antwortet Jörg schmunzelnd.